Zwei Cents.

Sonntagpost

Zwei Cents.

No. 15 (16 Seiten.) Chicago, Sonntag, den 15. April 1900. Zwölfter Jahrgang.

Telegraphische Depeschen.

(Spezialdepeschen-Dienst der „Sonntagpost".)

Ausland.

Ostern in Deutschland.

In grünem Kleide prangt Natur, und fröhlich ist das Volk gestimmt.—Die Sympathie für die Stammesverwandten in Süd-Afrika. — Angabe über Ausweisung von Deutschen und Amerikanern aus Transvaal für eine britische Zweck-Lüge gehalten.—Wie die Skat-Brüder den Boeren helfen sollen.—Die kommenden fürstlichen Zusammenkünfte. —Der Dreibund und Italien.—Peinlicher Auftritt bei dem Leichenbegängniß eines sozialistischen Reichstags-Abgeordneten. — Deutschamerikanerin in Bremen wegen Schwindels verurtheilt. — Kleine Wiener Nachrichten. — Allerlei.

Berlin, 14. April. Diesmal haben wir grüne Ostern, es herrscht schönes Frühlingswetter, und die vergnügte Festtagsstimmung zeigt sich mit den hellen Kleidern in ihrer vollen Pracht, ungetrübt durch inner- und außerpolitische Streitfragen. Die Eisenbahnen, besonders in Berlin selbst, sind mit Feiertags-Ausflüglern überfüllt.

Nach wie vor erregt der südafrikanische Krieg das lebhafteste Interesse. Die britische Angabe aus Durban, daß viele Amerikaner und Deutsche aus der Transvaal-Republik ausgewiesen worden seien, wird hier mit sehr mißtrauischen Augen angesehen. Denn man fragt sich: „Wie ist es möglich, daß eine solche Nachricht zuerst nach Durban kommt?" Man glaubt allgemein, daß die ganze Geschichte blos ein neuer Versuch der Briten sei, die Zahl der Boeren-Freunde in Deutschland sowie in den Ver. Staaten zu verringern.

Die Versicherung britischer Blätter, daß England jedenfalls PortugalHilfe leisten werde, wenn die Boeren dasselbe wegen des Neutralitätsbruches (durch das Beira-Abkommen bezüglich Durchlassung britischer Truppen durch portugiesisches Gebiet) angreifen sollten, wird hier für einen bloßen „Bluff" erklärt, da England jetzt, trotz seiner riesigen Uebermacht, alle Hände voll zu thun habe, um sich unmittelbar gegen die Boeren zu wehren.

Enthusiastische Boeren-Freunde schlagen vor, daß die verschiedenen Stat-Klubs in Deutschland zur Vergrößerung des Boeren-Hilfsfonds dadurch beitragen sollten, daß sie alle Spiel-Gewinne während der Oster-Feiertage an diesen Fonds abführten. (Dies ist ungefähr dieselbe Idee, welche kürzlich auch in Chicago aufgetaucht ist, und deren allgemeine Verwirklichung ohne Zweifel eine bedeutende Summe einbringen könnte.)

Berliner Blätter lassen sich in Verbindung mit dem bevorstehenden Besuch des Kaisers Franz Josef in Berlin melden, man erwarte, auch den Kaiser Wilhelm und die meisten deutschen Bundesfürsten am 18. August, dem 70. Geburtstag des Kaisers Franz Josef, in Wien zu sehen. Es verlautet dort auch, daß der russische Zar Nikolaus im Juli den Kaiser von Oesterreich besuchen werde.

Uebrigens werden die Reisepläne des Kaisers Wilhelm niemals lange im Voraus mit Bestimmtheit bekannt gegeben. Die halb-amtliche Erklärung, daß man in amtlichen Kreisen nichts von dem angeblich beabsichtigten Zusammmentreffen des Kaisers mit dem Zaren zu Danzig wisse, hat ebenso wenig auf sich, wie sonstige Angaben positiven oder negativen Charakters über die Bewegungen des Kaisers in den nächsten Monaten.

Was den Zaren anbelangt, so hat derselbe überdies die Gepflogenheit, solche Erwartungen im letzten Augenblick über den Haufen zu werfen, wie sich auch im vorigen Jahr zeigte, als der Kaiser Wilhelm mehrere Wochen lang „zappeln" gelassen wurde, ehe es bestimmt bekannt war, daß der Zar komme. Das Regiment, dessen Ehren-Oberst der Zar ist, wurde damals hastig von den Manövern zurückgerufen, um ihn zu empfangen, wurde aber unterwegs telegraphisch wieder zur Umkehr beordert.

In politischen Kreisen ist man nicht wenig beunruhigt über die Unzufriedenheit, die sich inItalien darüber zeigt, daß der Dreibund Italien keine wirthschaftlichen Vortheile bringe; in einigen dortigen Zeitungs-Auslassungen, welche diese Unzufriedenheit widerspiegeln, wird sogar offen vorgeschlagen, daß Italien an Frankreich und andere, in ihren ökonomischen Interessen mehr mit ihm harmonirende Länder Anschluß suche. Es ist hier geäußert worden, daß die Bestrebungen der deutschen Agrarier Italien mehr bedrohten, als beinahe jedes andere Land, und damit zugleich eine Gefahr für den Dreibund seien. Man glaubt, daß während des Besuches von Kaiser Franz Josef dahier auch die Stellung Italiens im Dreibund eingehend erörtert werden wird.

Der leidende preußische Finanzminister Miquel hat einen Urlaub von zehn Tagen erhalten, um sich vollends zu erholen. Es scheint übrigens mit seinem Befinden nicht mehr schlimm zu stehen.

Zu unangenehmen Auftritten kam es in Nürnberg bei der Leichenfeier für den sozialistischen Reichstags-Abgeordneten Oertel, welcher jüngst im Irrenhaus dahingeschieden war. Der Prediger Zeigler, von der Freien Gemeinde, sagte in seiner Leichenrede, Oertel habe guten Grund zu der Befürchtung gehabt, daß er durch unehrliche Parteigenossen ruinirt werde. Darauf erwiderte der sozialistische Reichstagsabgeordnete Singer, er wolle nicht am Grabe einesParteigenossen Wahnvorstellungen eines Irrsinnigen erörtern, die ohne allen thatsächlichen Hintergrund seien. Die sozialistische Presse, besonders die „Nürnberger Tagespost", greift Zeigler für seine Leichenrede an und nennt ihn taktlos und unverschämt.

Der bekannte Theater-Possart von München ist in Bremen als Heine-Rezitator aufgetreten, aber mit sehr geringem Erfolg. Das Haus war beinahe leer.

Die „Frankfurter Zeitung" läßt sich von ihrem New Yorker Korrespondenten Folgendes über die amerikanische Politik melden: „In den letzten Monaten war die auswärtige Politik des Präsidenten McKinley der Gegenstand vielerAngriffe, welche meistens von seiner eigenen Partei kamen. So wurde auch das Nicaraguakanal-Abkommen von Zeitungen, welche McKinley unterstützt hatten, wie die „N. Y. Sun", die „Chicago Tribune" und andere einflußreiche Blätter, scharf mißbilligt, und durch den Einfluß dieser Blätter wurde in der That derAusschuß des Bundessenats für auswärtige Angelegenheiten veranlaßt, jenen Vertrag dahin zu ändern, daß der Kanal unter amerikanischerKontrolle bleiben wird."

In Bremen wurde eine Deutschamerikanerin aus Hoboken, eine Frau W. Winkler, wegen Schwindels zu 1 Jahr Gefängniß verurtheilt.

Die Gattin eines bekannten deutschen Schriftstellers, Edmund v. Hagen, wurde heute plötzlich wahnsinnig und steckte ihre Wohnung in Brand. Sie wurde mit großer Mühe — denn sie hatte sich in einem oberen Zimmer verbarrikadirt — vor dem Tode bewahrt.

Oesterreichische Nachrichten.

Ueber das jüngste Erdbeben in der böhmischen Ortschaft Klappay, nordwestlich von Prag, wird noch mitgetheilt: Die Fläche der Erderschütterung war 1500 Fuß lang und 1000 Fuß breit. Es wurden 56 Häuser zerstört, aber noch30 andere sind in Gefahr, einzustürzen. Glücklicherweise ist kein einziges Menlschenleben zu beklagen.

Ludwig Seidel, der WienerHofbuchhändler, welcher gestern plötzlich starb, war einer der bekanntesten Verleger in Oesterreich. Er verlegte besonders militärische Werke, und sein Buch-Laden am Graben gehörte zu den Wahrzeichen von Wien.

Man hegt auch in Wien sehr hoffnungsvolle Erwartungen von dem Besuch des Kaisers Franz Josef und des österreichischen Thronerben Erzherzogs Ferdinand beim Kaiser Wilhelm, trotz der wiederholten offiziösen Versicherung, daß der Besuch gar keinen politischen Charakter habe. Solche Versicherungen sind bekanntlich bei den meisten derartigen Gelegenheiten erfolgt.

Die Hochfluthen in verschiedenen Theilen von Niederösterreich weichen jetzt allmälig zurück; doch ist der Wasserstand noch immer groß genug.

Scheint eine Posse zu sein.

Die Aussendung chinesischer Truppen gegen die „Boxer".

Shanghai, 15. April. Es sind 7000 Mann chinesischer Regierungstruppen aus dem Distrikt Tien-Tsin nach der Provinz Schantung geschickt worden, angeblich zu dem Zweck, die fremdenfeindliche Gesellschaft zu unterdrücken, welche unter dem Namen „Boxers" bekannt ist und für kürzliche Angriffe auf Missionäre verantwortlich gehalten wird. Indeß ist es bekannt, daß die meisten Regierungstruppen selber Mitglieder jener Gesellschaft sind. Daher sieht die Expedition wie eine bloße Posse aus, mit welcher die Kaiserin-Wittwe die auswärtigen Vertreter beschwichtigen will.

Entrüstete Pariser Kellner.

Protestiren gegen den Verlust ihrer Bärte.

Paris, 15. April. Samstagabend fand eine Massenversammlung Pariser Kellner statt, um dagegen zu protestiren, daß man sie zwingen wolle, ihre Bärte abrasiren zu lassen.

Es ist ein komisches Zusammentreffen, daß unmittelbar zuvor die Pariser Barbiere in einer Versammlung beschlossen hatten, den Preis für das Rasiren und Haarschneiden zu erhöhen.

Todkrank

Liegt der französische Kriegsminister darnieder.

Paris, 14. April. Der Kriegsminister Marquis de Gallifet, welcher bereits in den letzten Tagen an einer Entzündung der Fußgelenke gelitten hatte, zog sich gestern eine schlimme Erkältung zu, und seine Aerzte theilen mit, daß sich heute Lungen-Entzündung entwickelt habe, und sein Zustand bedenklich sei.

Die Weltausstellung.

Weiteres über ihre offizielle Eröffnung. — Nur 4000 eingeladene Gäste wohnten derselben bei. — Heute wird aber ein ungeheurer Zudrang erwartet.—Fortschritte der einzelnen Abtheilungen. — Noch Vieles liegt im Argen. — Vor Ende Mai keine Betriebskraft zu haben!

Paris, 14. April. Die heutige offizielle Eröffnung der Weltausstellung von 1900 war besonders für Frankreich selber ein Ereigniß von höchster Wichtigkeit. Denn sie war gleichbedeutend mit der Erklärung eines Waffenstillstandes unter den politischen Fraktionen des Landes, und die kürzlichenDrohungen der Opposition, die jetzige Regierung zu stürzen, noch ehe die Weltausstellung zur Thatsache werde, sind zunichte geworden. Die Ausstellung bildet sonach einen großen Triumph für das Ministerium Waldeck-Rousseau, welches die Nation bis jetzt glücklich durch die Untiefen der Partei-Zwistigkeiten und sogar drohender Revolution in die ruhigen Tiefgewässer eines handelspolitischen Wiedervereinigungsfestes geleitet hat. In den nächsten sechs Monaten wenigstens wird sich Frankreich der Welt von seiner besten Seite zeigen; es wird nach allen Seiten hin eine liebenswürdige Gastgeberin sein, und gar Manches, was in verflossenen Jahre gegen die Franzosen gesagt und geschrieben worden war, wird in Vergessenheit kommen. Selbst internationale Eifersüchteleien werden schlummern. In diesem Sinne bildet also der Triumph des Ministeriums zugleich einen Triumph der französischen Nation, und kein Franzose wird der Regierung denselben mißgönnen.

Die heutigen Eröffnungs-Zeremonien waren übrigens sehr exklusiven Charakters, und das Publikum hatte keinen Zutritt zu den Ausstellungs-Anlagen. Nur die 4000 speziell eingeladenen Gäste durften beiwohnen, und die sonstigen Privilegien der Presse sowie die allgemeinen Aussteller-Karten wurden für diesen Fall nicht anerkannt. Trotzdem waren die Zeremonien sehr eindrucksvoll. Gewaltige Menschenmassen hatten sich an beiden Ufern der Seine versammelt, um den Präsidenten Loubet vom Elyseepalast nach dem Festplatz fahren zu sehen, wo die Eröffnung vor sich ging. Das Wetter war herrlich, obgleich ein Bischen frostig. Die nationalen Gebäude waren sämmtlich prachtvoll geschmückt, und die Trikolore flatterte allenthalben.

Präsident Loubet fuhr in einem offenen Landauer nach der Ausstellung. Neben ihm saß der Premierminister Waldeck-Rousseau. Vier andere Equipagen folgten, in denen Regierungs-Mitglieder und Ausstellungs-Beamte saßen. Hinter diesen folgten zu Fuß noch mehrere Mitglieder des Ministeriums, ferner die ausländischen Vertreter und noch andere hervorragende Persönlichkeiten. Vielleicht das Auffallendste an der Prozession, vom amerikanischen Gesichtspunkt betrachtet, war das Vorherrschen des Abend-Gesellschaftsanzuges bei einer Mittags-Parade. Wenn der Franzose nicht in Uniform ist, kennt er eben kein andres Kostüm für Staats-Affären. Herr Peck, der amerikanische Ausstellungskommissär, trug mit Rücksicht auf die französische Kommission seinen Gala-Anzug, ebenso Hr. Porter, der amerikanische Botschafter. Die meisten übrigen auswärtigen Vertreter waren in Uniform. Der Präsident und sein Gefolge wurden auf der ganzen Route nach dem Festsaal mit stürmischen Hoch-Rufen begrüßt.

Ein Artillerie-Salut verkündete die Ankunft des Präsidenten an dem Festsaal, der immerhin von den eingeladenen Gästen dicht gefüllt war. Loubet wurde beim Aussteigen vom General-kommissär der Ausstellung, Hrn. Picard, begrüßt und schüttelte ihm die Hand, worauf er die auswärtigen Botschafter und Kommissäre begrüßte. Das Eröffnungs-Programm wurde alsdann mit großer Präzision erfolgreich durchgeführt. Nur hielt der Premierminister, entgegen der allgemeinen Erwartung, keine Rede; Milleraud (der Handelsminister) und Loubet waren die einzigen Redner. Die Zuhörerschaft war eine entschieden internationale obwohl die französische Schriftsteller- und Künstlerwelt gut darin vertreten war.

Nach Beendigung der Zeremonien machte der Präsident einen Gang durch die Anlagen und fuhr dann auf einer Staats-Barke die Seine hinab nach der neuen Alexanderbrücke, welche er in aller Form für eröffnet erklärte. Ueberall fand er große und enthusiastische Menschenmassen der verschiedensten Nationalitäten versammelt.

Herr Peck hat sein Versprechen erfüllt, auch die amerikanische Promptheit zu einem der „Haupt-Ausstellungsgegenstände" zu machen. Die amerikanischen Abtheilungen waren für die Eröffnung weiter fortgeschritten, als diejenigen irgend einer anderen Nation,—ausgenommen im Maschinenwesen, worin die deutschländische Ausstellung am weitesten gediehen war. Auch hat England seine Textil-Ausstellungen ziemlich vollständig eingeordnet. Hinsichtlich der allgemeinen Fertigkeit kommt Preußen unmittelbar hinter den Ver. Staaten. Die Amerikaner sind aber in der Ausstellung von Erziehungswesen, Landwirthschaft und Nahrungsprodukten voraus. Die Abtheilung, welche Präsident Loubet unmittelbar nach der Eröffnungs-Zeremonie besuchte, war diejenige des Bergbaues und der Metallurgie.

Im Allgemeinen kann die Weltausstellung bis Ende weiter nichts sein, als eine Reihe von Museen, — denn erst dann wird Betriebskraft zu haben sein! Immerhin sind gegenwärtig mehr Ausstellungs-Gegenstände auf den Anlagen, als bei der 1889er Weltausstellung (welche drei Wochen später eröffnet wurde) am 1. Juni. Der unvermeidliche Wirrwar, welcher noch größtentheils herrscht, war ohne Zweifel einer der Hauptgründe für die Ausschließung des Publikums bei der heutigen Eröffnung.

Am Sonntag werden die Anlagen für das ganze Publikum offenstehen. Aber auch dann wird nur ein bestimmter Theil der Ausstellung geöffnet sein. Die Kunstgebäude z.B. bleiben geschlossen, und dieGemälde sind noch gar nicht aufgehängt.

Trotzdem wird das Publikum wenigstens Amüsement genug finden. Die Neben-Attraktionen oder „Side-Shows" sind schon allein höchst sehenswerth, und die „Midway Plaisance" übertrifft die berühmte der Chicagoer Weltausstellung in mehreren Beziehungen. Auch sonst werden die Besucher manches Neue finden. Die Ver. Staaten haben diesmal dreimal so viele Aussteller, wie Frankreich auf der Columbischen Ausstellung hatte.

Folgendes ist die Anzahl der Aussteller von einigen der Hauptländer (in runder Ziffer): Frankreich 30,000, Ver. Staaten 6564, Belgien 2500, Deutschland 2000, Italien 2000, Rußland 1500, Dänemark, Schweden und Norwegen 1400, Oesterreich 1000, Großbritannien 600, die britischen Kolonien 1200.

Bei der Sonntags-Eröffnung spielt Philipp Sousa und seine amerikanische Marine-Kapelle.

Prinz von Wales

Will trotz des Brüsseler Zwischenfalls die Weltausstellung besuchen.

Köln, 15. April. Die „Kölnische Zeitung" bringt eine Pariser Depesche, welche besagt, die Weltausstellungs-Behörden hätten glaubwürdige Nachricht erhalten, daß der Prinz von Wales, der britische Thronfolger, nach seiner Rückkehr von Kopenhagen die Weltausstellung besuchen werde. (Er ist übrigens gegenwärtig in Kopenhagen unpäßlich, infolge eines Halsleidens).

Es hatte erst geheißen, das Attentat in Brüssel habe ihn von dem Gedanken, die Weltausstellung zu besuchen, endgiltig abgebracht.

Brüssel, 15. April. Hiesige Zeitungen theilen mit, daß Sipido, der 15½-jährige Junge, welcher nach dem Prinzen von Wales schoß, angegeben habe, der 18jährige Zuckerbäcker-Gehilfe Gaston Penchot sei es hauptsächlich gewesen, welcher ihn zu dem Attentat aufgereizt habe. Penchot ist verhaftet worden.

Abenteuerliches Erlebniß

Auf der Fahrt zweier „blinden Passagiere".

New York, 14. April. George Surton und John Corkery von Cambridge, Mass., welche hierher kamen, um Arbeit zu suchen, aber keine fanden und in Noth geriethen, entschlossen sich, auf einem Bahnwagen-Dach die Heimfahrt zu nassauern. Aber das war eine Fahrt, an die sie zeitlebens denken werden. Zunächst geriethen sie auf einen Expreßzug, der nach Montreal, Canada, bestimmt war, den sie aber für einen Bostoner Zug hielten. Doch ging Alles leidlich gut, bis dieser Zug ein Tunnel erreichte. Der Raum zwischen den Waggondächern und dem Tunnel war äußerst knapp, und da beide Männer ziemlich korpulent sind, so würden sie schrecklich zugerichtet! Sobald der Zug wieder aus dem Tunnel herauskam, stießen sie ein Oberfenster ein und schrien um Hilfe. Sie wurden alsdann der Polizei in Yonkers übergeben. Beide waren beinahe nackt, denn ihre Kleider waren im Tunnel größtentheils abgeschürft worden, und außerdem hatten sie schlimme Wunden durch Rauch und glühende Asche erlitten!

Als Vizepräsidentschafts-Kandidat

Wird auch Senator Fairbanks namhaft gemacht.

Indianapolis, 14. April. Unter den Politikern dahier ist jetzt viel von einem Auftreten des Senators Fairbanks von Indiana als republikanischen Vizepräsidentschafts-Kandidaten die Rede. Man scheint in republikanischen Kreisen dahier entschieden geneigt zu sein, ihn für dieses Amt, auf dem McKinley-„Ticket" zu unterstützen. Denn wegen der Unzufriedenheit, welche die Portoriko-Zoll- und Verwaltungs-Vorlage unter den Republikanern Indianas hervorgerufen hat, würde die Administration gerne einen Mann von jenem Staat auf dem nationalen Wahlzettel sehen.

Muthmaßliches Wetter.

Ein grämlicher Ostersonntag angekündig

Washington, D. C., 14. April. Das Bundes-Wetteramt stellt folgendes Wetter für den Staat Illinois am Sonntag und Montag in Aussicht:

Am Sonntag Regenschauer.

Am Montag jedoch aufklärendes Wetter. Zunehmende südöstliche Winde.

Roberts' Vorrücken

Wird in dieser Woche bestimmt erwartet. — Die Boeren fangen in der Nähe von Bloemfontein wieder eine britische Patrouille weg. — Cronje landet in St. Helena. — Will Zar Nikolaus Großbritannien zum Frieden zwingen?

St. Petersburg, Rußland, 14. April. Der Zar und die Zarin sind gestern Abend nach Moskau aufgebrochen, und es tritt in Moskau mit großer Beharrlichkeit das Gerücht auf, daß am russischen Ostersonntag der Zar ein Ultimatum an Großbritannien erlassen und verlangen werde, daß dasselbe unverzüglich mit den Boeren Friede schließe, — unter der Drohung, im Weigerungsfalle Kabul und Herat zu besetzen!

Dieses Gerücht wird von Manchen auch mit dem Umstand in Verbindung gebracht, daß gegenwärtig keinen russischen Reservisten gestattet wird, auf unbestimmte Zeit Urlaub zu nehmen. Indeß mag diese Verfügung auch lediglich mit den geplanten Sommer-Manövern in den zentralen Provinzen Provinzen Rußlands zu thun haben; an diesen Manövern werden 200,000 Mann theilnehmen, und man erwartet, daß auch der deutsche Kaiser als Gast erscheinen wird.

London, 14 .April. Man erwartet jetzt hier vertrauensvoll, daß die kommende Woche dieWiederaufnahme von Roberts' Vormarsch gegen Pretoria sehen werde. Andeutungen, daß Roberts'große Armee im Begriff sei, sich in Bewegung zu setzen, sind in den letzten zwei Tagen durch die Zensur hindurchgeschlüpft, und die Vertheilung der britischen Streitkräfte im Oranje-Freistaat scheint diesen Andeutungen Rückhalt zu verleihen.

General Methuen ist mit einem starken Heer Berittener von Kimberley — nordwestlich von Bloemfontein — in nordöstlicher Richtung vorwärts gedrungen, und seine Abtheilungen säubern jetzt das Land um Bullfontein herum.

Da letzterer Platz nur verhältnißmäßig wenige Meilen von der Eisenbahn liegt, welche von Bloemfontein nach Norden geht, so glaubt man, daß Methuen's Operationen mit Roberts' geplantem Vormarsch in Verbindung stünden, und es die Absicht des Letzteren sei, die Methuen'sche Kolonne als Deckung für seine Verbindungen nördlich von Bloemfontein zu benützen.

Eine andere bedeutsame Nachricht besteht in der Ankündigung, daß Roberts jetzt seine Vorbereitungen für die Sicherstellung seiner südlichen Verbindungen sogut wie vollendet habe. Zwei starke britische Heeres-Divisionen, im Ganzen etwa 20,000 Mann, sind jetzt im südlichen Oranje-Freistaat, mit der Eisenbahn als Operations-Basis.

Man erwartet, daß diese Truppen, außer der Bewachung der Bahnlinie, auch das Land nach Osten zu säubern, wo die Boeren am thätigsten sind. Es ist bekannt, daß Roberts großes Vertrauen auf die Generäle Chermside und Rundle setzt, welche diese südlichen Divisionen befehligen, und man glaubt, daß er nicht mehr länger seinen weiteren Vormarsch wegen der Thätigkeit der Boeren hinter ihm verschieben werde.

Roberts ist so lange unthätig geblieben, daß das Publikum die riesige Armee, welche ihm zur Verfügung steht, fast ganz aus dem Auge verloren hat. Daher haben die kürzlichen Erfolge der Boeren eine bedeutende Unbehaglichkeit verursacht; doch meinen Militärs, daß dieselbe vollständig verschwinden werde, sobald die Streitkräfte von Bloemfontein sich in Bewegung gesetzt hätten.

Depeschen aus St. Petersburg, über Berlin, enthalten abermals das Gerücht, daß der Zar rasch Pläne für unverzügliche Einmischung in den südafrikanischenKrieg fertigstelle, und daß er morgen ein Manifest anEngland erlassen werde, worin er dasselbe zur Einstellung des Krieges mit den Boeren auffordern werde, unter der Drohung, daß widrigenfalls die Russen ohne Weiteres Kabul und Herat in Afghanistan besetzen würden. Diesen Gerüchten wird hier wenig Glauben beigemessen, und vielleicht sind dieselben nur ein Widerhall einer Nachricht aus Kopenhagen, daß die Reise des Zaren nach Moskau das Vorspiel eines feindseligen Vorgehens gegen Großbritannien sei.

Diejenigen indeß, welche sich an die Vorgeschichte desKrimkrieges erinnern, und an den Einfluß, welche die griechisch-katholische Kirche auf den Großvater des jetzigen Zaren bei der Herbeiführung jenes Krieges übte, sind zu demGlauben geneigt, daß an der obigen Kunde doch etwas Wahres sein könnte, und der Zar vielleicht weniger als Kaiser der Russen, denn als Haupt der griechischen Kirche einen solchen radikalen Schritt thun könnte. Es heißt jetzt auch allgemein, daß es kirchlicher Druck gewesen sei, welcher den Zaren zum Erlaß des Friedens-Manifestes von 1898 veranlaßt habe,—und sicherlich könnte Rußland in den Augen der ganzen nicht-englischen Welt keine heiligere Ursache zur Erklärung desKrieges gegen England haben, als dasEintreten für die Sache der Boeren.

Indeß scheinen die alarmirenden Möglichkeiten wiederum ihr Gewicht zu verlieren, wenn man die ruhige Haltung des übrigen Europa in's Auge faßt. Sollte Rußland in naher Zukunft ein Manifest der genannten Art an die britische Regierung erlassen, so würde diese wohl nicht mehr davon überrascht sein, als Frankreich, Deutschland und die übrigen kontinentalen Mächte.

Eine Depesche vom Boeren-Lager zu Loemokop, südöstlich von Bloemfontein, besagt: „Vier britische Späher, welche heute gefangen genommen wurden, sagen, daß Bloemfontein arg durch Wassermangel bedrängt sei. Sie fügen hinzu, daß alle Privatbrunnen bewacht würden, und Niemandem gestattet werde, sie zu benutzen, bis die Truppen versorgt seien." Die Depesche bemerkt ferner, daß die Briten, welche von Smithfield südwärts flohen, von den Boeren von Rouxville tüchtig gezüchtigt worden seien.

Um Mitternacht machte das britische Kriegsamt bekannt, daß während der Nacht keine weiaeren Nachrichten veröffentlicht würden.

London, 14. April. General Sir George White, der Vertheidiger von Ladysmith, traf mit dem Dampfer „Dunevegan Castle" heute Nachmittag in Southampton ein und wurde mit riesigem Enthusiasmus empfangen. Alle öffentlichen und viele Privatgebäude waren geschmückt, und der Hafen bot ein glänzendes Schauspiel. Die erste Begrüßung von General White galt seiner Gattin. Dann aber hatte er sich einem fast endlosen Händeschütteln zu unterziehen. Die Ortsbehörden überreichten ihm eine kunstvoll ausgeführte Bewillkommnungs-Adresse, welche auch die Hoffnung aussprach, daß der General bald wieder völlig hergestellt sein werde. Der General antwortete bewegt und lobte das Verhalten seiner Garnison.

Pretoria, Transvaal, 12. April. (Verspätet, über Lorenzo Marquez.) Das tiefste Bedauern äußert sich hier über den Tod des französischen Generals Villebois-Mareuil (dessen Bruder, ein französischer Leutnant, übrigens jetzt gleichfalls in den Dienst der Boeren getreten ist.) Mareuil war bei allen seinen Leuten außerordentlich beliebt und hatte den Boeren sehr bedeutende Dienste im Feld geleistet. Seine Patrouille zu Boshof bestand, wie jetzt mitgetheilt wird, aus 90 Mann, und diese stießen plötzlich auf ein britisches Heer von 5000 Mann, die Haupt-Division von Lord Methuen. Trotz ihrer absolut hoffnungslosen Lage leisteten sie über drei Stunden lang Widerstand, bis eine Fortsetzung des Kampfes Wahnsinn gewesen wäre; 20Mann der Patrouille sind übrigens entkommen.

Pretoria, Transvaal, 14.Apr Der amerikanische Konsul Hay jr. hat 6½ Tonnen Geschenke erhalten, welche für die gefangenen Briten bestimmt sind und meist von England und der Kapkolonie kommen. Das Alles wurde von den Transvaal-Behörden zollfrei eingelassen, und die Behörden leisteten allen möglichen Beistand bei der prompten Vertheilung, worüber der Gesandte sehr erfreut war. Er besuchte kürzlich die gefangenen Briten zu Waterval und erklärt, er habe Alles in so gutem Zustand gefunden, wie es unter den Umständen erwartet werden könnte.

Der Charfreitag wurde in der ganzen Republik als Feiertag beobachtet. Es wird berichtet, daß an der Front Alles ruhig ist.

Kapstadt, 14. April. Das Transportboot „Lake Erie" ist mit über 500 gefangenen Boeren (darunter auch die 52 Franzosen, Deutschen und Russen, welche kürzlich zu Boshof nach dreistündiger tapferer Gegenwehr vom Methuen'schen Heer gefangen genommen wurden) ebenfalls nach der Insel St. Helena abgefahren.

Bloemfontein, 14. April. Heute Vormittag ermittelten britische Späher, daß sich die Boeren in einer starken Stellung 11 Meilen nordöstlich von hier befinden.

Die Späher wurden von den Boeren verfolgt, und einer derselben, dessen Pferd erschöpft war, wurde gefangen genommen.

Eine Patrouille Königl. irländischer Füsiliere, unter dem Befehl von Lord Rosyn, ist von den Boeren gefangen genommen und nach Kroonstad geschickt worden.

Bloemfontein, 14. April. General Roberts hat an Präsident Krüger einen Protest gegen die angeblich schlechte Behandlung der gefangenen britischen Kolonialtruppen durch die Boeren, sowie auch gegen die, angeblich ebenfalls nicht gute Behandlung der britischen Kranken und Verwundeten zu Waterval, nördlich von Pretoria, gerichtet. Er ersuchte um Behandlung der Gefangenen im Einklang mit den Regeln der Genfer Konvention.

Insel Helena, 14. April. Der gefangene Boeren-General Cronje ist, in Begleitung seiner Gattin und seines Stabes, heute vom britischen Transportboot an's Land gestiegen, und hat in der „Kenrt Cottage" Quartier bezogen.

Er schien sich wohl zu befinden, lachte und plauderte mit seinem Sekretär, während er das Schiff verließ.

Pretoria, Transvaal, 14. April. — Mehrere Zeugen vom Ueberfall der Boeren auf die Briten zu Sannah's Post, östlich von Bloemfontein (am 31. März) erklären bestimmt, daß der amerikanische Militär-Attaché Hauptmann Reichmann dem Kampf als Zuschauer beigewohnt, aber keinen aktiven Antheil daran genommen habe.

Die Gattin des Präsidenten Krüger sagte in einem Interview, sie hoffe, daß Gott bald dem Blutvergießen ein Ende machen werde; aber jedenfalls werde die Republik kräftig vertheidigt werden, selbst noch dann, wenn Pretoria schließlich von den Briten genommen werden sollte. Frau Krüger hat 33 Enkel (von denen 2 gefallen sind) sowie 4 Söhne, 6 Schwiegersöhne und noch eine große Anzahl anderer Verwandten im Kriegsfeld.

Inland.

Halbmillionen-Brand.

Sowie auch zwei Menschenopfer.

New York, 14. April. Drüben in Williamsburg brach Samstag Abend ein Feuer aus, bei welchem ein Mann umkam, und ein zweiter tödtlich verletzt wurde, sowie ein Eigenthums-Verlust von einer halben Million Dollars entstand.

Das Feuer brach in dem großen Tünche-Geschäft von Knapping & Co., an der Ecke von Varick und Dickinson Str., aus, und verbreitete sich auf die Holzgehöfte von Dannell und Pell und von C. H. Johnson. Ja, es übersprang den Newton Creek und zerstörte auch den Getreidespeicher von Chas. Reynolds Söhne.

Getödtet wurde John C. Donaldson, Buchhalter für die letztgenannte Firma, und tödtlich verletzt wurde Steve Moneypenny. Das geschah durch den Einsturz einer Platform, auf welcher die Unglücklichen zur Zeit standen. Der 15jährige Sohn von Donaldson wurde benfalls verletzt.

Um Mitternacht war die Feuersbrunst sogut wie unter Kontrolle. Doch schien es noch mindestens einen Tag lang in dem Bauholz weiterglimmen zu wollen.

Man konnte die Flammen bis nach Bay Ridge und Farrock sehen, d. h. 15 Meilen weit.

Kentuckys politischer Streit.

Man hofft auf sein Ende im Mai.

Louisville, 14. April. Sowohl Demokraten wie Republikaner geben sich der innigen Hoffnung hin, daß spätestens im nächsten Monat der leidige Gouverneurs-Streit zum Abschluß gebracht werde. Anwalt Bruce, welcher den republikanischen Gouverneur Taylor vertritt, und Anwalt McQuown, der Vertreter des demokratischen Gouverneurs Beckham, sind heute mit den Prozeß-Akten nach der Bundeshauptstadt abgereist. Beide werden vor dem Bundesobergericht beantragen, daß dieser Streitfall früher verhandelt werde, als es in der gewöhnlichen Geschäfts-Reihenfolge derFall sein würde.

Sollte das Bundesobergericht erklären, daß es keine Jurisdiktion in der Sache habe, so käme dies einer Entscheidung zugunsten der Demokraten gleich; eine solche Entscheidung würde wohl bald erfolgen. Wenn aber das Bundesobergericht erklären sollte, daß es Jurisdiktion über diese Angelegenheit habe, so würde eine endgiltige Entscheidung wohl bedeutend länger ausstehen.

So lange der Gouverneursstreit unentschieden bleibt, ist die politische Lage so verwickelt wie nur je. Die Republikaner wissen nicht, ob sie einen Gouverneurskandidaten für die nächste Herbstwahl aufstellen sollen, und die Demokraten sind in ungefähr ebenso großer Verlegenheit. Letztere werden indeß bestimmt einen Kandidaten aufstellen und sonstige Vorbereitungen für die Wahlen treffen, in Einklang mit den Ansichten des demokratischen Gouverneurs Beckham.

Es sind noch verschiedene sensationelle Entwickelungen im Kentuckyer politischen Streit zu erwarten, — besonders wenn in dem gerichtlichen Prozeß die Demokraten endgiltig den Sieg davontragen sollten.

Wahrscheinlich werden die Großgeschworenen des Countys Franklin Anklagen gegen den republikanischen Gouverneur Taylor in Verbindung mit dem Goebel-Mord erheben.

Streik-Unruhen beendet.

Durch Vermittelung eines italienischen Konsuls.

New York, 15. April. Giovanni Branchi, der italienische Generalkonsul dahier, machte den Streik-Unruhen am Croton-Reservoir ein Ende, vorläufig wenigstens. Er ging persönlich auf den Schauplatz und besprach sich mit den Streikern — seinen Landsleuten — sowie mit den Kontraktoren. So wurde ein „Waffenstillstand" erzielt, und man erhofft eine endgiltige Verständigung am Montag. Der Staatsgouverneur Roosevelt hat aber auf alle Fälle Vorkehrungen zur Aufbietung von Milizen getroffen.

Wegen der Ostern

Fallen die Börsennachrichten aus.

New York, 14. April. Alle wichtigeren Börsen hier und in Europa beobachteten heute die Ostertage, und daher war sogut wie gar nichts Neues im Effekten-, sowie im Geldmarkt zu verzeichnen. Die allgemeine finanzielle Lage ist unverändert.

Dampfernachrichten.

Abgegangen.

Am Lizard vorbei: Kaiserin Maria Theresia, von Bremen nach New York.

New York: Pennsylvania nach Hamburg; Etruria nach Liverpool; Colorado nach Hull; Salerno nach Newcastle; Bristol City nach Bristol.

Seine Gründe.

Mayor Harrison erklärt wiederholt, er sei kein Kandidat für die Gouverneurs-Nomination.

Die Eröffnung der Carter-Kampagne auf der Nordseite.

Lokalpolitisches Allerlei.

Mayor Harrison hat gestern noch einmal klipp und klar erklärt, daß er kein Kandidat für die demokratische Gouverneurs-Nomination sei! Der Bürgermeister ist der Ansicht, daß es im Interesse der demokratischen Partei von Chicago liege, wenn er sich **nicht** um das höchste Staatsamt bewerbe und erläutert dies also:

„Wenn ich die demokratische Gouverneurs-Nomination annehmen würde, so würde ich sicherlich nichts unversucht lassen, um auch gewählt zu werden, und ich hege die feste Zuversicht, daß ich erfolgreich sein würde. Dann hätte ich im Januar nächsten Jahres mein neues Amt anzutreten, und der gegenwärtige **republikanische** Stadtrath hätte meinen Nachfolger als Mayor zu erküren. Ich glaube nun aber nicht, daß die Bürger, die mich zum städtischen Oberhaupt gewählt haben, gewillt sind, der gegenwärtigen Gemeindevertretung die Ausfüllung der Vakanz zu überlassen. Schon zu wiederholten Malen habe ich in nicht mißzuverstehender Weise erklärt, daß ich nicht nach der Nomination trachte, und ich gehöre keineswegs zu Denen, die laut betheuern, daß ihnen nichts ferner liege, als die Kandidatur um irgend ein Amt, und die dann in letzter Stunde doch noch darnach lechzen, für dasselbe aufgestellt zu werden. Wenn ich mich um die Gouverneurs-Nomination bewerben würde, so hätte ich dieses längst meinen Freunden offen mitgetheilt und dieselben nicht im Dunkeln über meine Absichten gelassen."

Auf die Frage, ob er auch die Nomination ablehnen würde, sofern der Staats-Konvent ihm dieselbe antrage, hatte der Mayor folgende Antwort zu geben:

„Nicht nur im gesellschaftlichen, sondern auch im politischen Leben sollten gute Sitten und Anstand stets gewahrt werden. Es ist nicht meine Art, etwas abzulehnen, was mir noch garnicht angeboten worden ist. Dazu habe ich nicht das Recht, wohl aber kann mir es niemand verargen, wenn ich heute schon erkläre, daß ich kein Kandidat für das Gouverneurs-Amt bin."

* * *

Richter Carter wird in dieser Woche seine erste Kampagnerede auf der Nordseite halten, und zwar gelegentlich einer Massen-Versammlung, die am Abend des 20. April in der Aldine-Halle, No. 169 Center Straße, abgehalten werden soll. Seitdem Staats-Senator Busse sich offen zu Gunsten Carters erklärt hat, ist dessen Gefolgschaft auf der Nordseite beträchtlich angeschwollen, doch legen andererseits auch Tanner-Leute keineswegs die Hände müßig in den Schooß, sondern rüsten sich zu hartnäckiger Gegenwehr für die Primärwahlen, um Carter und Busse das Feld streitig zu machen. In der 20. Ward haben sich die Gegner Busses bereits zusammengeschaart, und der Kampf um die Kontrolle über die Partei-Organisation verspricht ein recht heißer werden zu wollen. Park-Kommissär Bryon, Dr. C. C. Bernard, W. M. Brothers, E. R. Van Buren, Paul Jaeschke, Joh. Stits und C. M. Eldredge sind die Leiter der Busse-feindlichen Bewegung.

* * *

Unter den Besuchern, die gestern im demokratischen Staats-Hauptquartier vorsprachen, befand sich auch M. F. Dunlap, von Jacksonville, der neue Schatzmeister des demokratischen National-Ausschusses. Nach Ansicht desselben hegen die Parteiführer Zweifel darüber, ob diesmal die Silber-Republikaner, wie Senator Teller, von Colorado, wiederum gemeinsame Sache mit den Demokraten machen werden, da erstere vielfach Expansionisten seien und Bryans Haltung in Bezug auf die Philippinen-Frage nicht theilten. Die Silber-Republikaner halten ihren National-Konvent bekanntlich ebenfalls am 4. Juli in Kansas City ab, und es heißt, daß sie sich auf demselben den Namen „Lincoln-Republikaner" beilegen wollen.

* * *

Der 700 Mann starke „Republikanische Klub der 20. Ward", zumeist aus Deutschen bestehend, hat die Bewerbung Paul H. Jaeschke's, von Nr. 72 Centre Straße, um das Amt eines County-Kommissärs einstimmig gutgeheißen. Herr Jaeschke, der seit 20 Jahren in Chicago ansässig und ein angesehenes Mitglied vieler Vereine und Logen ist, hat das Amt nicht gesucht, sondern dasselbe ist ihm angeblich von seinen Parteigenossen freiwillig angeboten worden.

* * *

Am nächsten Dienstag findet in Evanston die Stadtwahl statt.

Der Nationalabgeordnete Reeves, welcher noch immer fest hofft, zum republikanischen Bannerträger in dem Kampf um das Gouverneurs-Amt erkoren zu werden, wird morgen hierher kommen, um persönlich seine Kampagne in Cook County zu leiten.

Die „Republikanische Liga der 25. Ward", eine „Anti-Maschinen"-Organisation, hat sich zu Gunsten der Wiederwahl des Nationalabgeordneten Foß, sowie des Richters Sears erklärt.

Zum „Sergeant-at-Arms" der republikanischen Staats-Konvention ist W. T. Turner, der dasselbe Amt auch im Staats-Ausschuß bekleidet, erkoren worden.

S. W. Allerton und John H. Hamline haben sich ebenfalls zu Gunsten der Gouverneurs-Kandidatur Richter Carters erklärt. Ein Gleiches hat auch der „Republikanische Klub der 28. Ward" gethan.

Der offizielle Aufruf zur Betheiligung an den republikanischen Primärwahlen, am 3. Mai, ist gestern beim Clerk der Wahlbehörde eingereicht worden. Etwaige Einwände müssen innerhalb der nächsten zehn Tage den Wahl-Kommissären unterbreitet werden.

Ein blutiger Samstag.

Patrick Carey wird von dem Schankwirth Maxwell erschossen.

Letzterer verwundet überdies seinen eigenen Sohn lebensgefährlich.

Der Millionär Rufus Wright das Opfer einer zornentbrannten Wittib.

Ein folgenschwerer Familienstreit unter Farbigen.

Patrick Carey, ein Bruder des Alderman Thomas Carey, von der 29. Ward, wurde gestern Abend, gegen 6 Uhr, von dem Schankwirth Wm. Maxwell in dem Lokal des Letzteren, Nr. 4258 Western Ave., erschossen. Der Thäter, welcher zur Zeit des traurigen Vorfalls dem Säuferwahnsinn nahe war, brachte überdies seinem eigenen Sohne Henry eine Schußwunde bei, die möglicherweise auch dessen Tod herbeiführen wird. Maxwell wurde kurz nach verübter Frevelthat arretirt, und die Polizei hat auch mehrere Augenzeugen des Mordes vorläufig in Zeugenhaft genommen.

Henry Maxwell wurde nach dem Presbyterianer Hospital gebracht. Die verhängnißvolle Kugel sitzt in seiner linken Hüfte fest, und die Aerzte erklärten nach Sondirung der Wunde, daß der Zustand des Patienten immerhin zu ernsten Besorgnissen Anlaß gebe.

Wie die Augenzeugen der folgenschweren Schießerei, Henry und Edward Perrault, sowie Jas. McManus, einstimmig angeben, hat der Schankwirth Maxwell einen kaltblütigen Mord begangen. Er soll Carey niedergeschossen haben, als dieser ihm eben die Rechte entgegenstreckte, um Frieden mit ihm zu schließen!

Es war gegen ½6 Uhr gestern Abend, als Carey gemeinschaftlich mit Michael Harrington und Wm. Sullivan die Maxwell'sche Schankwirthschaft betrat, in welcher der fünfzehn Jahre alte Sohn des Besitzers, Willie mit Vornamen, zur Zeit die Gäste bediente. Harrington und Sullivan machten sich bald auf den Heimweg, während Carey mit den inzwischen hinzugekommenen Perrault und McManus am Schanktisch stehen blieb. Zu ihnen gesellte sich dann Maxwell, der schon seit mehreren Tagen auf der Bummeltour gewesen und noch nicht nüchtern geworden war. Anfänglich scherzten Maxwell und Carey, die alte Bekannte waren, mit einander, bis Ersterer mit einem Male ärgerlich wurde und seinem Gaste in schroffen Worten die Thür wies. Böses ahnend eilten in diesem Moment die beiden Söhne Maxwells vor den Schanktisch, und während der eine von ihnen, Henry, den Vater zu beschwichtigen suchte, zerrte sein Bruder Carey auf die Seite. Mit gewaltigem Ruck riß Maxwell sich plötzlich los, zog seinen Revolver und feuerte blindlings darauf los. Der Schuß war ohne Zweifel für Carey gemünzt, doch traf die Kugel den Sohn des Schankwirths, der unter schmerzlichem Aufschrei zusammenbrach. Während man nun den Schwerverletzten in den benachbarten Perrault'schen Grocerieladen brachte, trat Carey auf den immer noch wuthschnaubenden Schankwirth zu und suchte denselben, ihm die Rechte bietend, zu besänftigen. Im nächsten Augenblick krachte ein zweiter Schuß, und Carey sank, mitten durch die Brust getroffen, zu Boden. Fünf Minuten später war er bereits eine Leiche.

Der ruchlose Mörder ließ sich von der schnell herbeigeholten Polizei ruhig abführen. — Carey war 38 Jahre alt und wohnte an Western Ave. und 42. Str.

Im Leland Hotel ist gestern Nachmittag Rufus Wright, von der Fahrradfabrikanten-Firma Morgan & Wright, von einer Wittwe Lottridge, die er auf ihrem Zimmer besucht und mit der er stark gekneipt haben soll, durch einen Revolverschuß schwer am Halse verwundet worden. Frau Lottridge, eine etwa 35 Jahre alte Person, ist in Haft genommen worden, ebenso eine Freundin von ihr, Namens Frau Ida Koß. Die Lottridge behauptet, die Verwundung Wrights sei durch einen unglücklichen Zufall herbeigeführt worden, und Wright selber pflichtet ihr bei; Chef Colleran von der Geheimpolizei ist jedoch der Ansicht, daß Wright und die Lottridge Streit mit einander gehabt haben, und daß die Wittwe im Zornrausch zum Revolver gegriffen hat.

Wright ist schon ein recht bejahrter Herr und der Schwiegervater seines Geschäftstheilhabers. Die Furcht, seine Frau würde erfahren, unter welchen Umständen er angeschossen worden ist, schien ihm mehr Sorge zu machen, als die Verwundung an sich.

Einen schlimmen Ausgang nahm gestern Abend ein Familienstreit, der zwischen den farbigen Eheleuten Samuel Tyler, von Nr. 3020 Armour Ave., und dem Hausknecht David Giles, einem Bruder der Frau Tyler, zum Ausbruch gekommen war. Giles griff nämlich plötzlich, von Wuth übermannt, zu seinem Revolver und feuerte mehrere Schüsse auf seine Anverwandten ab. Beide nicht unerheblich verwundend. Tyler dürfte nach Ansicht der Aerzte im Provident Hospital, wohin man den Verwundeten schaffte, kaum mit dem Leben davonkommen, da eine der Kugeln seinen Schädel durchbohrt hat.

Giles, der gleich nach der Schießerei die Flucht ergriff, hat bisher noch nicht dingfest gemacht werden können. Er war bisher als „Porter" in dem Barbierladen Nr. 717 Webster Ave., angestellt.

Ein zweiter Fischzug.

Die Yerkes'schen Vorstadt-Bahnen an die Union Traction Co. verkauft.

Die langen Verhandlungen über den Verkauf zum Abschluß gebracht.

Vor Jahresfrist schweißte Baron Yerkes die verschiedenen Vorstadt-Bahnen, welche er im Verlaufe seiner Wirksamkeit in Chicago theils selber hatte bauen lassen, theils von ihren ursprünglichen Eigenthümern verhältnißmäßig billig erworben hatte, unter dem Namen „Consolidated Traction Co." zu einem festen Ganzen zusammen. Er kapitalisirte dieses Unternehmen zu $15,000,000. Dann besorgte er den Ausverkauf der Nordseite- und der Westseite-Straßenbahngesellschaft an die „Union Traction Co.", deren Leitern es erst nachträglich klar wurde, daß die Erwerbung der Vorstadt-Linien unerläßlich sein würde, um ihr Glück voll zu machen. Bald wurden denn auch Verhandlungen mit Herrn Yerkes angeknüpft. Der stellte aber so hohe Forderungen, daß man anfänglich geneigt war, ihn auszulachen. Doch legte diese Neigung zur Heiterkeit sich gar bald, und gestern ist man handelseinig geworden. Die Inhaber der „Consolidated" Aktien (Herr Yerkes besitzt deren allein volle zwei Drittel, im Nennwerth von $10,000,000) liefern diese an die „Union Traction Co." ab und erhalten als Bezahlung dafür garantirte 4½prozentige Bonds. Für jede Aktie werden nach dem Uebereinkommen $45, 90 Prozent des Nennwerthes, gezahlt.

Damit gibt Herr Yerkes die Kontrolle über alle Niveaubahnen, die er in Chicago geschaffen oder umgeschaffen hat, aus den Händen. Er behält aber als Zwickmühle noch immer die Lake Straße und die Northwestern Hochbahn nebst der Hochbahnschleife für sich, womit er, wenn's ihm paßt, der „Union Traction Co." noch großen Kummer wird bereiten können.

Zur „Consolidated Traction Co." gehören sieben Linien, nämlich:

Die Northside Electric Street Railway mit 6.58 Meilen Bahnlänge in Franklin, Erie, Kingsbury und Crosby Str. und Clybourn Place.

Die North Chicago Electric Street Railway Co., mit 11.75 Meilen Bahnlänge in Milwaukee, Lincoln und Lawrence Ave., Robey Str. und Montrose Boulevard.

Die Chicago Electric Transit Co., mit 17 Meilen Bahnlänge in Elston Ave., Belmont Ave., Irving Park Boulevard, Crawford, Milwaukee und Graceland Ave.

Die Chicago and Jefferson Urban Transit Co., mit 8 Meilen Bahnlänge.

Die Cicero and Proviso Street Railway Co., mit 28 Meilen Bahnlänge in Austin und Oak Park.

Die Ogden Street Railroad Co., mit 48 Meilen Bahnlänge in Chicago, Cicero und Lyons.

Die Evanston Electric Railway Co., mit 6 Meilen Bahnlänge.

Präsident der „Consolidated Co." war Charles T. Yerkes; Vize-Präsident, L. S. Owsley; Sekretär und Schatzmeister, C. F. Marlow.

Herr John H. Witbeck, der kürzlich von den Direktoren der General Electric Railway Co. abgesetzte Präsident derselben, hat jetzt bei Richter Tuthill um Einsetzung eines Massenverwalters für die Gesellschaft nachgesucht. Der Richter hat den gegenwärtigen Beamten der Gesellschaft verboten, bis zur Erledigung des Antrages irgend welche Schritte zu thun, durch welche deren Finanzenstand irgendwie wesentlich verändert werden könnte.

Auf richtiger Fährte?

Die übelbeläumdete Mollie Mott, al. Frau P. Fogarty, und eine gewisse Ida Nash, alias Williams, welche nebst mehreren männlichen Insassen bei einer Razzia auf das Haus Nr. 3720 Armour Ave. verhaftet worden waren, hatten sich gestern in der 35. Str.-Polizeistation unter der Anklage des unordentlichen Betragens zu verantworten. Die Verhandlung des Falles wurde von Polizeirichter Wallace bis zum 19. April verschoben. Beide Frauenspersonen hatten gleich nach der Verhaftung durch Bürgschaftsstellung ihre Freilassung erwirkt. Die männlichen Arrestanten sind noch nicht gebucht worden. Es heißt, die Polizei habe die ganze Gesellschaft im Verdacht, an den großen Diamanten-Diebstählen, welche während der letzten zehn Tage verübt worden sind, betheiligt gewesen zu sein.

* In die Wohnung des Polizisten John McDermott, Nr. 340 W. 15. Str., der sich erschossen hat und gestern Nachmittag begraben worden ist, drang gleich nachdem die Leiche zum Hause hinausgeschafft worden war, ein gewisser James Rogers ein, um zu stehlen. Der Polizist Cunningham hat ihn auf frischer That ertappt und festgenommen.

* John Gebhard, ein nicht zur Union gehöriger, Nr. 106 Orchard Str. wohnhafter Maurer, sowie dessen Söhne Michael und Peter, wurden gestern Abend von zwei Männern überfallen und übel zugerichtet, als sie sich eben von ihrer Tagesarbeit auf den Heimweg begeben wollten. Gus Adams und John Holt sind als die muthmaßlichen Thäter in Haft genommen worden.

* An Desplaines Ave. und 16. Str., in Harlem, wurde gestern Abend am Ufergelände des Desplaines Flusses die Leiche eines etwa 35 Jahre alten Mannes gefunden, in dessen Rocktasche ein an „August Stark, Nr. 701 Ashland Ave., Chicago," adressirter Brief steckte. Eine Kugelwunde in der rechten Schläfe des Mannes und der neben der Leiche liegende Revolver deuten zur Genüge an, daß der Unbekannte Selbstmord begangen hatte.

Wackere That.

Ein 15jähriger Knabe rettet drei Menschen das Leben.

Der 19jährige Josef Connors, von No. 3927 Green Bay Ave., lag gestern Nachmittag in Gemeinschaft seiner Freunde, des 16 Jahre alten, No. 8957 Green Bay Ave. wohnhaften Wilber Donnelly und des um ein Jahr älteren Henry Schurda, von Nr. 9002 Green Bay Ave., an der Mündung des Calumet Flusses in einem Kahne der Entenjagd ob, als plötzlich das Boot umschlug. Alle Drei fielen in's Wasser und hatten hart mit den Wellen zu kämpfen. Ihre Hilferufe wurden von dem 15jährigen Zeitungsjungen Carl Anderson vernommen, der am Ufer mit dem Ausbessern eines Kahnes beschäftigt war. Anderson brachte sofort das Boot in's Wasser und ruderte auf die Gefährdeten zu. Geschickt den Kahn im Gleichgewicht haltend, zog er glücklich Connors und Donnelly hinein. Schurda, der befürchtete, der kleine Nachen könnte umschlagen, wenn noch eine vierte Person hineinkäme, rief dem Anderson zu, nach dem Ufer abzustoßen und ihn dann allein abzuholen, denn er könne noch so lange im Wasser aushalten. Anderson that, wie ihm bedeutet, Shurda hatte aber seine Kräfte überschätzt, denn als der wackere Bursche ihn wieder erreichte, war er völlig erschöpft. Nur mit fast übermenschlicher Anstrengung vermochte Anderson den ermatteten Knaben in's Boot zu bringen. Kaum befand sich Shurda in dem Kahn, so brach er auch schon bewußtlos zusammen. Die Lebensrettungsmannschaft unter Capt. Morrison nahm bald darauf Anderson und den noch immer bewußtlosen Shurda an Bord. Erst nach einstündigen Bemühungen der auf solche Fälle eingeübten Mannschaft schlug Shurda wieder die Augen auf und konnte er nach der elterlichen Wohnung gebracht werden. — Der wackere Carl Anderson wohnt bei seinen Eltern im Hause No. 9017 Green Bay Ave.

Sollen Schadenersatz erhalten.

Eine Jury vor Bundesrichter Kohlsaat hat die Nord-Chicago Straßenbahn-Gesellschaft dazu verurtheilt, an die in Eagle River, Wi., ansässige Frau Bertha R. Waldron eine Entschädigung von $7500 zu zahlen. Die Klägerin war im Jahre 1898 bei einer Kollision zwischen einem Straßenbahnwagen der N. State Str.-Linie und einem Omnibus, an S. Water Str., schwer verletzt worden.

In der Schadenersatzklage, welche Frau Esther G. Lonergan gegen die Stadt Chicago wegen Entwerthung ihres Eigenthums, an Armour Ave. und 47. Str., verursacht durch die Errichtung des 47. Str.-Viaduttes, anhängig gemacht hatte, sprach gestern eine Jury der Klägerin $2500 Entschädigung zu.

* Der 55jährige Silas J. Hale wurde gestern von einem Polizisten dabei ertappt, als er ein auf einem Briefkasten liegendes Packet an sich nahm und in die Tasche steckte. Er wird sich vor den Bundes-Behörden zu verantworten haben.

Ein Weißwaschungs-Versuch.

Republikanische Stadtrathsmitglieder antworten auf den Vorwurf des Wortbruchs.

Bei der Organisirung der Gemeindevertretung sollen „Fähigkeit und Rechtschaffenheit" als Norm gedient haben.

Einziehung städtischer Bonds.

In einer gestern veröffentlichten Erklärung versuchen dreizehn republikanische Stadtrathsmitglieder den ihnen gemachten Vorwurf zurückzuweisen, daß sie treulos das ihren Konstituenten und der „Municipal Voters' League" gegebene Versprechen brachen, indem sie am vergangenen Montag Abend für eine Organisirung der Gemeindevertretung nach Parteiangehörigkeit gestimmt hätten. Sie behaupten, daß man ihre Handlungsweise falsch beurtheilt habe, auf jeden Fall aber die genaue Fassung des Gelöbnisses nicht zu kennen scheine, welches sie, die Aldermen, der Liga gegenüber abgelegt.

Kurz zusammengefaßt lautet die von den Aldermen Foreman, Bennett, Nelson, Mavor, Patterson, Fowler, Rahmer, Eidmann, Pettibone, F. K. Blake, Helm, Jackson und Butler unterzeichnete Erklärung wie folgt:

„In den letzten Tagen sind die republikanischen Mitglieder des Stadtraths von der Presse in Lokalberichten und Leitartikeln als Verletzer ihres Gelöbnisses hingestellt worden, und man bezeichnet sie als nicht mehr würdig des öffentlichen Vertrauens. Diese Anschuldigung wird erhoben, trotzdem mindestens zwanzig republikanische Aldermen in der Vergangenheit treu und gewissenhaft ihre Pflicht erfüllt haben, sodaß absolut nichts Abfälliges gegen ihre Amtsführung vorgebracht werden kann.

Im vergangenen Jahre legte die „Municipal Voters' League" jedem Stadtraths-Kandidaten, der um ihre Unterstützung nachkam, folgende Frage vor:

„Sind Sie dafür, daß bei der Organisirung des Stadtraths den besten Aldermen — d. h. denjenigen, die Beweise von ihrer Fähigkeit und ihrer Treue dem Gemeinwohl gegenüber erbracht haben — die Leitung und die Kontrolle der stehenden Ausschüsse anvertraut werden sollen, ganz einerlei, zu welcher Partei sie gehören?"

Diese Frage wurde von den folgenden Aldermen in bejahendem Sinne beantwortet:

Republikaner — Pettibone, Helm, Foreman, Nelson, Butler, Eidman, Halstrom, Keeney, Smulski, Bos, Rector, Blake, Smith, Pike, Patterson, Fowler und Zeman.

Demokraten — Duddeleston und Werno.

Bei der diesmaligen Frühjahrswahl verlangte die M. V. L. von den Kandidaten die Unterzeichnung folgender Prinzipienerklärung:

„Ich glaube, daß ein Alderman seine Dienste dem gesammten Gemeinwohl widmen, und daß er sein Amt frei von jeder Parteipolitik verwalten soll. Ich bin deshalb für eine „parteilose" Organisirung des Gemeinderaths, wobei Rechtschaffenheit und Fähigkeit allein als Maßstab dienen sollen."

Diese Erklärung wurde von folgenden Aldermen unterzeichnet:

Republikaner — Jones, Hunter, Race, Gary, Corkery, Rahmer, Beilfuß, Dixon, Williston, Kuester, Hackley, Thompson und Badenoch.

Demokraten — Finn, Maypole, Goldzier, Minwegen, Carey und Boyd.

Wie nun Jedermann zugeben muß, haben diesmal bei Organisirung der stehenden Ausschüsse des Stadtraths „Rechtschaffenheit und Fähigkeit" als Norm gedient, und es sind nur solche Aldermen zu Mitgliedern jener Ausschüsse ernannt worden, die bereits „Beweise ihrer Fähigkeit und Treue" erbracht haben. Deshalb sind die Ausschüsse denn auch heute mindestens ebenso gut, vielleicht aber noch besser zusammengesetzt, als zu irgend einer Zeit vorher. Und sind sie in diesem Sinne nicht thatsächlich auf „parteiloser" Basis formirt worden? Jeder einzelne Ausschuß — mit Ausnahme derjenigen für Straßen und Gassen — besteht aus dreizehn Mitgliedern, und der Natur der Sache nach ist es eine Unmöglichkeit, einen Dreizehner-Ausschuß zu ernennen, ohne der einen Partei das Uebergewicht über die andere zuzugestehen. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, werden die stehenden Ausschüsse des Stadtrathes allezeit eine gewisse Parteifärbung aufweisen, nichtsdestoweniger können ihre Mitglieder aber doch nach „Fähigkeit und Treue dem öffentlichen Wohl gegenüber" erkoren worden sein, ganz im Einklang mit dem Gelöbniß, das man der M. V. L., und dadurch auch dem Volke selbst, gemacht hat. Wenn die republikanischen Mitglieder der Gemeindevertretung, an Hand des vorhandenen Materials, ihr Bestes gethan haben, so kann Niemand sie des Wortbruchs zeihen, denn sie haben sich niemals verpflichtet, eine bestimmte Methode bei der Organisirung der stehenden Ausschüsse einzuhalten. Das Gelöbniß galt dem Resultat, nicht aber der Methode.

Der Stadtrath besteht zur Zeit aus 28 Demokraten und 42 Republikanern. Die 28 Demokraten haben 145, die 42 Republikaner 190 Plätze in den Ausschüssen erhalten, und 12 von den 26 Vorsitzerstellen sind der demokratischen Minderheit eingeräumt worden. Daß den Republikanern eine Majorität in den wichtigsten Ausschüssen zugestanden wurde, ist nur recht und billig, da sie ja auch im Plenum bei Weitem die Mehrheit haben.

Es möge nicht unerwähnt bleiben, daß das Nominations-Komite, dem die Auswahl der Ausschußmitglieder oblag, zum Theil wenigstens, aus Stadtrathsmitgliedern bestand, die auch von Alderman Goldzier in seiner bekannten Resolution namhaft gemacht waren und gegen deren Rechtschaffenheit und Unparteilichkeit sicher nichts eingewandt werden kann."

* * *

Stadt-Kämmerer Kerfoot hegt die Absicht, am 1. Juli die dann fälligen Bonds der Kanalisations-Anleihe, im Betrage von $488,600, einzuziehen, da er bis dahin Geld genug an Hand zu haben glaubt, um diesen Plan ausführen zu können. Die betreffenden Bonds, welche 4½ Prozent bringen, wurden am 1. Juli 1880 ausgegeben und sammt und sonders von der „Corn Exchange Bank" aufgekauft.

Sehnt sich nach Freiheit.

Im Superior-Gericht ist gestern ein Gesuch zu Gunsten der Freilassung des No. 62 Gault Court wohnhaften John Doyle anhängig gemacht worden, welcher unter der Anklage des Mordangriffs im County-Gefängniß festgehalten wird. Der Gefangene feuerte am letzten Sonntag im Verlaufe eines Streites. in der Wirthschaft Nr. 71 Wesson Str. auf einen gewissen John Messett eine Kugel ab, welche diesem in den Kopf drang. Messett liegt noch im St. Josefs-Hospital darnieder. Doyle behauptet, nur in Nothwehr von seinem Revolver Gebrauch gemacht zu haben.

Erlitten Verletzungen.

Der Anstreicher Arthur Westburg, von No. 862 W. 21. Str., war gestern damit beschäftigt, sein Haus anzustreichen, als das Hängegerüst, auf welchem er arbeitete, zusammenbrach, und er aus einer Höhe von 14 Fuß auf den Bürgersteig herabstürzte. Westburg, welcher sich dabei schwere innerliche Verletzungen zugezogen hatte, fand im County-Hospital Aufnahme.

An Robey Straße fiel gestern der 10jährige Charles Hertz von einem Güterwagen der Pacific-Bahn, auf welchem er spielte, herab und erlitt dabei so schwere Verletzungen, daß er nach dem County-Hospital gebracht werden mußte.

Blutvergiftung.

Dr. Otto Lewke, Vize-Präsident der städtischen Bibliotheks-Behörde, liegt im Mercy-Hospital schwer krank an den Folgen einer Blutvergiftung darnieder, die er sich vor einigen Tagen bei der Vornahme einer Operation an einem seiner Patienten zugezogen hat. Dr. Lewke wohnt No. 996 N. Oakley Avenue. Er gehört der Bibliotheks-Behörde seit drei Jahren als Mitglied an und wurde im Mai vergangenen Jahres zum Vize-Präsidenten derselben erwählt.

Auf der Stelle getödtet.

Vor dem Hause No. 491 Halsted Str. fiel gestern Abend der 9jährige John Burke, dessen Eltern No. 34 Canalport Ave. wohnen, von einem Fuhrwerk herab und gerieth unter die Räder. Der Knabe fand dabei auf der Stelle den Tod.

* Harry Russell, welcher beschuldigt ist, in Gemeinschaft mit mehreren Spießgesellen eine ganze Anzahl Postämter in Illinois und Iowa beraubt zu haben, ist in New York, wo er kürzlich verhaftet wurde, an die Bundes-Großgeschworenen verwiesen worden. Die hiesigen Bundes-Behörden werden dazu sehen, daß der Angeklagte alsbald nach Illinois gebracht wird, um hier prozessirt zu werden.

Oster-Festlichkeiten.

Silbernes Jubiläum.

Der Jubeltag der Liedertafel „Vorwärts“ — der 15. April — ist gekommen. In der Nordseite-Turnhalle wird dieser vielbewährte Gesangverein heute sein 25. Stiftungsfest mit Konzert, Fahnenweihe und Ball würdig begehen. Die Damen der Mitglieder des Vereins haben die Vorbereitungen mit großer Umsicht getroffen, und das aus erfahrenen Arrangeuren bestehende Herren-Komite ist nicht minder emsig an der Arbeit gewesen, um nicht das Geringste zu unterlassen, was einen glänzenden Verlauf des Festes gewährleisten dürfte. Dieses silberne Jubiläum des Vereins wird sich zweifelsohne zu einem hervorstechenden Ereigniß im deutschgeselligen Leben der Stadt gestalten. Das „Abendgebet“ aus dem Nachtlager von Granada, welches vor 25 Jahren unter der Leitung des Lehrers Schmidt, Vaters des jetzigen Vereins-Präsidenten, als erstes Lied gesungen wurde, wird den zweiten Theil des Programms eröffnen, und im dritten wird Präsident Friedrich Schmidt unter den feierlichen Klängen des Fahnenliedes die neue Fahne des Vereins entgegennehmen. Das vollständige Programm lautet wie folgt:

1. Theil.

1. Krönungsmarsch aus der Oper „Der Prophet“, . . . Meyerbeer
   Karl Bunges Orchester.
2. „Gegrüßt sei hoher Tag“, neue Worte zur alten Weise . . . . . . Kreutzer
   Liedertafel „Vorwärts“.
   Jubiläumsfestszene . . Carl Bieber
   Personen—Der Barde: Hr. L. Kugler; Genius der Poesie: Frau Thea Gebhardt; Genius der Musik: Frl. Maria Foerster; der Fahnenwart: Herr Hermann Pahlke.

2. Theil.

1. Jubel-Ouverture . . . . Weber
   Orchester.
2. a) „Abendlied“ aus „Das Nachtlager von Granada“ . . . . Kreutzer
   b) „Minnelied“ . . . . Bunte
   Liedertafel „Vorwärts“.
3. „Frühlingszeit“, Sopran-Solo . . . . Becker
   Frau Ida Hemmi.
4. „Des Liedes Heimath“, Männerchor und Bariton-Solo, mit Orchester-Begleitung . . . Pache
   Liedertafel Vorwärts und Herr C. Wolter.

3. Theil.

Fahnenweihe.

4. Theil.

1. Fest-Ouverture . . . . Leutner
   Orchester.
2. „Morgen im Wald“ . . . . Hegar
   Liedertafel „Vorwärts“.
3. „Wach' auf, du träumender Tannenforst“, Bariton-Solo . . . . Stempel
   Herr Fritz Mueller.
4. a) „Wenn Zweie sich gut sind“ . . . . Kremser
   b) „Ach, wie kühle“ . . . . . . Baldamus
   Liedertafel „Vorwärts“.
5. a) „Du bist wie eine Blume“ . . . . Schumann
   b) „Ich grolle nicht“ . . . . . . Schumann
   Frau Ida Hemmi.
6. „Das deutsche Lied“, Männerchor mit Orchester-Begleitung . . . . . . Schneider
   Liedertafel „Vorwärts“.

Dirigent: Herr Gustav Ehrhorn.

Anfang des Festes: 7 Uhr Abends. Kinder unter 7 Jahren haben keinen Zutritt.

Gemeinschaftliches Osterkonzert.

Der Lake View Männerchor und der Rothmänner-Liederkranz werden heute, am Ostersonntage, in der Lincoln-Turnhalle gemeinschaftlich ein Konzert abhalten, dessenReinertrag für die Bummelkasse der Vereine zum Besuch des Sängerfestes bestimmt ist, das der Nordwestliche Sängerbund im Monat August in Burlington, Iowa, abhalten wird. Das mit den Vorbereitungen betraute Komite ist wie folgt zusammengesetzt: Für den Lake View-Männerchor, Fritz Spangenberg, William Bahn und Robert Niemann; für den Rothmänner-Liederkranz, Heinrich Schurz, Robert Lauer und John Busenbach. Das Programm enthält, außer Orchester-Nummern, nachverzeichnete Soli, Instrumental- und Gesangsvorträge:

„Schöner Rhein, Vater Rhein“ . . . . . . H. Mohr
Rothmänner-Liederkranz und Lake View Männerchor.
Komischer Vortrag . . . . Herr Kleinert
Zither-Vortrag . . . . Herr H. Herz
„Wenn alle Brünnlein fließen“ . . . G. Baldamus
Rothmänner-Liederkranz und Lake View Männerchor.
„Die süße Zeit der Minne“ . . . . F. A. Kern
„Wunsch“ . . . . J. Witt
Rothmänner-Liederkranz und Lake View Männerchor.
„Allein“ . . . . A. Storch
Tenor-Solo von Herrn F. Link.
Komischer Vortrag . . . . Herr Kleinert
„Waldmeisters Hochzeit . . . . . . R. Tschirch
Rothmänner-Liederkranz und Lake View Männerchor.
„Eine Gemeinderathssitzung in Albernhausen“, komische Gesangs-Szene mit Piano-Begleitung
Personen: Der Schulze—Herr Schurz; Jörge—Hr. Fleig; Peter—Herr Fuß; Hans—Herr Hirsch; Franz—Herr Berndt.
Anfang 3 Uhr Nachmittags.—Dirigent: O. Gerasch.

Concordia-Männerchor.

In der Arbeiter-Halle, Nr. 368 bis 370 West 12. Straße, Ecke Waller Straße, veranstaltet der rührige, aus 48 Aktiven bestehende Concordia-Männerchor heute Abend ein großes Oster-Konzert nebst Ball. Der Verein wird unter Mitwirkung des „Lyra Choir Circle“ folgendes Programm zur Ausführung bringen:

1. Theil.

1. Fest-Ouverture . . . . Leutner
2. „Es steht eine mächtige Linde“ . . . . Pache
   Concordia-Männerchor.
3. „In der Waldschenke“ . . . . Simon
   Baß-Solo, vorgetragen von J. Blessing.
4. „Es zog ein Reiter wohl in den Krieg“ . Schulz
   (Preisgekröntes Lied vom Kasseler Sängerfest.)
   Concordia-Männerchor.
5. Pilgermarsch aus „Tannhäuser“ . . R. Wagner
   Orchester.
6. „Schweizer Heimweh . . . . Heim
   Doppel-Quartett, vorgetragen von den Herren H. Schmidt. A. Dries, C. Becker, H. Meier, C. de Barn, G. Leh, J. Blessing und A. Mader.
   —Dirigent Conrad Lotz.

2. Theil.

7. „Schwur deutscher Sänger“ . . . . . Bichner
   Concordia-Männerchor mit Orgelbegleitung.
8. a) „Entflieh' mit mir“ . . . .
   b) „Es fiel ein Reif“ . . . .
   c) „Auf ihrem Grab“ . . . .
   Mendelssohn-Bartholdy
   Lyra Choir Circle.
9. „Ach, was gibt es doch für schlechte Menschen“, komisches Duett, vorgetragen von den Herren C. Lotz und Ostertag
10. „Ungarische Rhapsodie Nr. 2“ . . . . . . Liszt
    Orchester.
11. „Im Frühling“ . . . . Abt
    Concordia Männerchor.

Dirigent: Conrad Lotz.

„Geistig-Gemüthliche“ der Schweizer.

Der „Schweizer Klub“ und der „Schweizer Turnverein“ veranstalten heute, von 2 Uhr Nachm. an, im Hallenlokal Nr. 105 Wells Str., eine geistig-gemüthliche Versammlung, für welche von dem damit beauftragten Komite ein sehr interessantes Programm vorbereitet worden ist. Als Hauptnummer steht auf demselben ein fesselnder Vortrag über das Thema: „Sind demokratische Grundsätze unter den gegenwärtigen wirthschaftlichen Zuständen durchführbar?“ Referent: Turner Julius Valteich. Nach dem Vortrag erfolgt eine freie Diskussion. Gesangs- und deklamatorische Vorträge bilden die anderen Nummern des Unterhaltungs-Programms. Eintritt frei.

Damenchor Edelweiß.

Anläßlich seines sechsten Stiftungsfestes veranstaltet der Damenchor „Edelweiß“ heute Nachmittag und Abend in Mittags Halle, Ecke Belmont und Albany Ave., ein großes Konzert mit darauffolgendem Ball. Das Konzertprogramm bietet durch seine Zusammensetzung aus zündenden Nummern die Gewähr, daß die Besucher einige genußreiche Stunden erwarten dürfen; es lautet wie folgt:

1. Theil:

1. Ouverture . . . . Wolfskeels Orchester
2. Frühlingslied . . . . . Mendelssohn-Bartholdi
   Damenchor Edelweiß.
3. Kouplet . . . . Herr Richard Zischoch
4. „Auf deinen Höh'n“, schottische Weise . . . .
   Gesangverein Frohsinn.
5. „Mutterliebe“ . . . . Voigt
   (Doppelquartett des Groß-Park-Liederkranz.)
6. Selektion . . . . Orchester
7. „Edelweiß“ . . . . Peuschel
   Gesangverein Edelweiß.
8. „Die guten Freundinnen“, humoristische Szene.
   Frau Kreschmar, Frau Praeter, Frau Hodel und Frau Köllner.

2. Theil:

1. Selektion . . . . Orchester
2. „Der traurige Jäger“ . . . . Abt
   Damenchor Edelweiß.
3. Kouplet . . . . Herr Richard Zischoch
4. „Der Soldat“ . . . . Silcher
   Gesangverein Edelweiß.
5. „Die Stafette“ . . . . Speier
   Alt-Solo: Frau Engel-Rath.
6. „Das Blümchen der Freude“ . . . . Andree
   Damenchor Edelweiß.
7. „Der Landgensdarm“ . . . . Thiele
   Herr E. Loser.
8. „Abendruhe“ . . . . Mozart
   Damenchor Edelweiß.
9. Mezzo-Sopransolo: Frl. S. Trieb.

Zum Schluß kommt die Operette „Der Bey von Morocco“ zur Aufführung.

Sechstes Stiftungsfest.

Der Schwäbische Sängerbund feiert heute in Yondorfs Halle, Ecke North Ave. und Larrabee Str., sein 6. Stiftungsfest, verbunden mit Ball. Das mit den Vorarbeiten betraute Komite stellt großeUeberraschungen in Aussicht. Der „Junge Männer-Chor“, die Gesangssektion des „Aurora Turnvereins“, der „Nord Chicago-Liederkranz“, der „Bayern-Sängerbund“, sowie der dramatische Klub „Schwaben“ haben bereitwilligst ihre Mitwirkung zugesagt. Das Arrangements-Komite, bestehend aus den Herren Theo. Hummel, Vorsitzer; Chas. Roller, Sekretär; Jac. Däuble, Jul. Klein, Jac. Schnitzler, Konr. Feigl und August Seyerle, hat die größten Anstrengungen gemacht, um den Besuchern ein interessantes Unterhaltungs-Programm, mit Ballfest, darbieten zu können. Das Programm weist, außer genußversprechenden Einzelvorträgen, als Massenchornummern die zündenden Chorlieder „Das alte Mütterchen“ von Spicker, und „Gailthaler Jägermarsch“ von Koschat, sowie die Aufführung der Einakter „Die Räuber“ und „Nach der Wahl“ durch Mitglieder des dramatischen Klubs „Schwaben“ auf. Anfang: 3 Uhr Nachmittag.

Gesangssektion der Herder-Loge.

Heute, am Oster-Sonntag, tritt die Gesangsektion, welche sich aus denReihen der musikliebenden Mitglieder der vielbewährten deutschen Herder-Loge, vom Freimaurer-Orden, gebildet und durch ihre Liedervorträge schon manche Festlichkeit dieser Loge verschönt hat, mit einem großen Konzert nebst Ballfest vor ihre zahlreichen Freunde. Dasselbe wird, Abends 8 Uhr beginnend, in der neuen Vorwärts-Turnhalle, an W. 12.Str. und Western Ave., stattfinden. Das aus den Herren Wm. Juers, John Bade, Paul Finster, Jos. Goldbohm, R. E. Raatz, C. A. Groß und Christ Kutscher bestehende Arrangements-Komite hat sich keine Mühe verdrießen lassen,um die freudig übernommene Aufgabe nach jeder Richtung hin zur vollsten Zufriedenheit der Gäste sowohl, wie auch des festgebenden Vereins zu lösen. Dirigent C. A. Boehler hat die sämmtlichen unter seiner Leitung stehenden Männerchöre zu einem Massenchor vereinigt, der mehrere Lieder singen wird. Auch der ebenfalls unter Herrn Boehlers Leitung stehende Thusnelda-Damenchor steht mit einigen Nummern auf dem Programm verzeichnet.

Stiftungsfest des Sozialen Turnvereins.

Wenn immer es gilt, die Bestrebungen der Turnerei zu fördern, wenn immer es gilt, deutsche Geselligkeit zu pflegen und deutsche Gemüthlichkeit zu verbreiten, dann marschiren die Mitglieder des Sozialen Turnvereins an der Spitze der betreffenden Bewegung. Die Turnschule, wie auch die Sonntagsschule des Vereins haben sich seitens derBewohner der Umgegend des Vereinslokals, Ecke Paulina Str. und Belmont Ave., des regsten Interesses zu erfreuen; die von den Sozialen arrangirten Festlichkeiten werden stets zahlreich besucht, weil man weiß, daß sie weniger aus dem Bestreben, die Vereinskasse zu bereichern, wie aus dem Wunsche heraus entstehen, den Besuchern gediegene Unterhaltung zu bereiten. Für das am heutigen Sonntage stattfindende 14. Stiftungsfest, das mit Schauturnen und Ball gefeiert werden soll, sind die Vorbereitungen so getroffen worden, daß die Besucher sich in gewohnter Weise bestens amüsiren können. Anfang: 3 Uhr Nachmittags. Eintrittspreis: 25 Cents für Herrn und Dame, zahlbar an der Kasse.

Englewood-Männerchor.

Heute, am Oster-Sonntag, begeht der Englewood-Männerchor in der Globe-Halle, Ecke 63. Str. und Ashland Ave., sein zweites Stiftungsfest mit Konzert und Ball. Anfang 7 Uhr Abends. Die Festlichkeit wird voraussichtlich von Freunden und Gönnern des Vereins sehr zahlreich besucht werden. Dürften doch die Beliebtheit der Sänger des Vereins, wie auch die Reichhaltigkeit und der künstlerische Werth des vorbereiteten Programms dazu die Veranlassung geben. Auch ist von den rührigen Mitgliedern desArrangements-Komites nichts unterlassen worden, um den Besuchern außergewöhnliche Genüsse gewährleisten zu können.

Germania-Frauenverein.

Der Germania-Frauenverein, welcher bei den deutschen Bewohnern der Westseite in großem Ansehen steht und schon manche genußreich verlaufene Festlichkeit dargeboten hat, veranstaltet heute in der Wicker Park-Halle, No. 501—505 West North Ave. eine Unterhaltung, verbunden mit Kaffeekränzchen. Die Festlichkeit wird Nachmittags um 3 Uhr ihren Anfang nehmen und voraussichtlich erst am anderen Morgen, „wenn die Hähne krähn“ zum Abschluß gebracht werden.Die Vorbereitungen lassen einen glänzenden Verlauf des Festes mit Bestimmtheit erwarten. Eintritt: 15 Cents die Person.

Admiral Dewey.

Die Vorkehrungen, welche zu seinem Empfang getroffen werden.

Der Vollziehungs-Ausschuß für den Empfang und die Bewirthung des Admirals Dewey bei dessen bevorstehendem Besuch macht nunmehr folgendes „offizielles Programm“ bekannt:

Montag, den 30. April. — 9 Uhr Vorm.: Der Vollziehungs-Ausschuß und das Damen-Empfangskomite fahren vom Union-Bahnhofe aus dem Extrazuge des Admirals entgegen. — 11 Uhr: Ankunft des Admirals auf dem Union-Bahnhof. — 11:15: Der Admiral nebst seinen Begleitern wird von Abtheilungen des Verbandes der Flotten-Veteranen und des Ersten Miliz-Regimentes nach dem Auditorium Annex geleitet. — 4—5 Uhr Nachm.: Empfang im Auditorium Annex. Abends: Festball im Auditorium.

Dienstag, den 1. Mai. — 11 Uhr Vorm.: Große Parade. — 3 Uhr Nachm.: Empfang in der Stadthalle. — Abends: Bankett der Flotten-Veteranen in der Waffenhalle des Ersten Regiments.

Mittwoch, den 2. Mai. — 10 Uhr Vorm.: Der Admiral besichtigt als Gast der Drainage-Behörde unseren großen Graben. — 1 Uhr Nachm.: Rückfahrt von Lockport. — 8 Uhr Abends: Empfang beim „Union League Club“ oder beim „Chicago Athletic Club“.

Frau Bryan Lathrop ist mit der wichtigen Aufgabe betraut worden, die Zimmer im Auditorium Annex auszuwählen, welche Admiral Dewey während seines Aufenthaltes in Chicago bewohnen soll. Zu Mitgliedern des Damen-Empfangskomites hat Frau Lathrop die Nachgenannten bestimmt: Frau Emmons Blaine; Frau Harold McCormick; Frau H. H. Kohlsaat; Frau Robert W. Patterson; Frau Carter H. Harrison; Frau John M. Clark; Frau Frank O. Lowden; Frau J. J. Gleßner; Frau Chauncey J. Blair; Frau Henry M. Shepherd; Frau Richard S. Tuthill; Frau Bernard A. Eckhart; Frau Charles Plamondon; Frau Allen H. King; Frau Edward G. Clark.

Ueber sein Dilemma wegen des „Flotten-Saluts“, der zu Ehren des Admirals abgefeuert werden soll, ist der Vollziehungs-Ausschuß mit Hilfe des Marine-Ministeriums hinweggekommen, welches für die Dewey-Tage den Bundeskreuzer „Michigan“ und die Zollkutter „Fessenden“ und „Morrill“ nach Chicago beordert hat. Hoffentlich platzt nun bei der feierlichen Knallerei keine von den alterthümlichen Donnerbüchsen, mit welchen diese Fahrzeuge ausgerüstet sind.

Das Komite für die Errichtung der Zuschauer-Tribüne, von welcher aus Admiral Dewey und gegen 2000 Bürger am 1. Mai die große Parade Revue passiren lassen sollen, hat gestern das Anerbieten des Zimmermeister-Verbandes angenommen, welcher die Tribüne nach den von Baumeister Richard E. Schmidt dafür entworfenen Plänen kostenfrei herstellen will. Die Zimmermeister werden bei dieser Arbeit selber Hand an's Werk legen, weshalb man wohl sagen darf, daß diese Tribüne ein Meisterwerk werden soll. Um etwaigen unliebsamen Störungen durch die Gewerkschaftler vorzubeugen, wird die Polizei angegangen werden, den Bau sorgsam zu überwachen.

Arbeiter-Angelegenheiten.

Vorsitzer Falkenau vom Preß-Ausschuß des Kontraktorenbundes machte gestern bekannt, daß dieser auf seinem ursprünglichen Standpunkte beharre und mit keinem Gewerkverein in Unterhandlung treten werde, der nicht vorher seinen Austritt aus dem Bau-Gewerkschaftsrath erklärt hat. Die Mitglieder des Bundes haben sich fast sämmtlich die Erlaubniß ausgewirkt, Waffen tragen zu dürfen, und verschiedene von den bekanntesten und ängstlichsten unter ihnen wagen sich nur mehr unter handfester Begleitung auf die Straße.

Herr Falkenau wollte gestern auch wissen, daß drei Lokalverbände der Bauschreiner mit zusammen mehr als 1000 Mitgliedern ihren Austritt aus dem Zentralverband der Baugewerkschaften erklärt hätten. Dieselben würden, fügte er hinzu, voraussichtlich spätestens am Montag Abgesandte zum Kontraktorenbunde schicken, um mit diesem zu unterhandeln. Im Hauptquartier des Bau-Gewerkschaftsrathes wollte man von einer solchen Austritts-Erklärung nichts wissen, und man erklärte das Gerücht für eine Erfindung.

Wie am Field'schen Neubau, so sollen in Zukunft auch die am Neubau der „Western Electric Co.“ beschäftigten Arbeiter auf der Baustelle oder ganz in der Nähe derselben beköstigt und beherbergt werden, und zwar auf Kosten der Bauunternehmer. In den letzten Tagen sind wieder mehrere bei diesem Bau beschäftigte Leute auf dem Heimwege angegriffen und übel zugerichtet worden, am schlimmsten davon ein gewisser Frank Niepot, der jetzt, schwer verletzt, in seiner Wohnung darniederliegt.

Wm. Schindler, Nr. 721 37. Str., der vor etwa vier Wochen bei einem Auflauf, zu dem es in Folge des Maschinenbauer-Streiks in der Nähe der Fabrik der „Link Belt Machinery Co.“ kam, von dem Betriebsleiter der Fabrik, Joseph Walsh, angeschossen wurde, hat diesen auf $25,000 Schadenersatz verklagt.

Deutsches Theater.

Heute Abend: „Cyprienne“, Lustspiel in drei Akten von Sardou.

Als vorletzte Vorstellung im Abonnement wird heute Abend das Sardou'sche Lustspiel „Cyprienne“ oder „Lassen wir uns scheiden!“ in vortrefflicher Rollenbesetzung gegeben. Herr Albert Metzer dürfte die weltmännische Ueberlegenheit des Gatten der eigenwilligen „Cyprinne“ vortrefflich zur Anschauung bringen. Cyprienne hingegen, dieser übermüthige Kobold, der es sich in den Kopf gesetzt hat, die Annehmlichkeiten eines in Paris erlassenen neuen Ehescheidungsgesetzes aus eigener Erfahrung kennen zu lernen, wird in Frl. Paula Wirth eine vorzügliche Vertreterin finden. Mit dem gutmüthigen Adhémar, dem nach Rheims zur Erlangung weltmännischen Schliffs gesandten „Vetter vom Lande“, — in welchem Cyprienne schon ihren zweiten Gatten erblickt, falls sie von dem ersten geschieden werden sollte — dürfte Herr Fischer eine Rolle so recht nach seinem Herzen finden. Die Verschmitztheit des eleganten Oberkellners, welcher in den ersten Szenen des dritten Aktes eine gar gewichtige Rolle spielt, wird Herr Gustav Hartzheim voraussichtlich zu zündender, komischer Wirkung bringen, und auch dasZusammenspiel, von dem zum größten Theil der Erfolg der Vorstellung abhängt, wird ohne Zweifel ein flottes sein. Die vollständige Besetzung des Lustspieles lautet wie folgt:

Henry von Prunelles . . . . . . Albert Metzer
Cyprienne, seine Gattin . . . . . . Paula Wirth
Adhemar von Gratignan, ihr Koufin . Karl Fischer
Herr von Clavignac . . . . . . Hermann Werbke
Frau von Brionne, Wittwe . . . Elisabeth Bischoff
Frau von Valfontaine . . . . . . Viktoria Blume
Fräulein von Lusignan . . . . . Anna Roithmeier
Bafourdin . . . . Hermann Orlop
Bastian (Kammerdiener) und Josefa (Kammermädchen) bei Herrn von Prunelles,
Wilhelm Blumenau und Clara Lapping
Ein Portier . . . . Anton Gefrer
Joseph, Oberkellner . . . . . . Gustav Hartzheim
Jean, Kellner . . . . Karl König
Ort der Handlung: Rheims.

Die Regie wird Herr Albert Metzer führen.

* * *

Theaterdirektor Ferd. Welbs Scheidegruß.

An das deutsche Theaterpublikum von Chicago!

Bei meinem Rücktritt von der Leitung der deutschen Bühne drängt es mich, Ihnen meinen herzlichsten, tiefgefühlten Dank auszusprechen für alle Liebe, Freundschaft und Anerkennung, die mir in den vierzehn Jahren meines hiesigen Wirkens in so reichem Maße zu Theil geworden ist.

Sie haben mir sehr viel gegeben, eine auskömmliche Existenz und einen Wirkungskreis, in welchem ich mich künstlerisch entwickeln und ausleben konnte. Aber auch ich habe Ihnen viel gegeben, die besten Jahre meines Lebens, die ich, ich darf es mit Stolz sagen, in selbstloser Weise der künstlerischen Entwickelung der meiner Leitung anvertrauten Bühne gewidmet habe.

Die Ovationen am Abend meines letzten Auftretens betrachte ich als die Quittung, die Schlußabrechnung über meine Thätigkeit. Wer von seinem Publikum in solcher Weise Abschied nehmen kann, wer so mit allen äußeren Zeichen der Liebe und Anerkennung, mit Blumen, Kränzen und Ehrengaben aller Art überschüttet wird, der darf mit dem Bewußtsein scheiden, daß sein Wirken ein nützliches gewesen, daß es einen bleibenden Platz im Herzen des Publikums gefunden hat. Hoffentlich bietet sich im Laufe der Zeit noch einmal Gelegenheit, die Dankesschuld, die Sie auf mich gehäuft haben, nicht nur mit schönen Worten, sondern durch Thaten abzutragen, ausgeübt im Dienst edler deutscher Kunst und im Interesse einer gesunden Entwickelung der hiesigen deutschen Bühne.

Mit diesem Wunsche und nochmaligem herzlichen Dank, auch im Namen meiner Frau, scheide ich von der mir so liebgewordenen Stätte meines langjährigen Wirkens.

Ferdinand Welb.

Chicago, am 11. April 1900.

Oster-Nachmittagskonzert in der N. S.-Turnhalle.

In der Nordseite-Turnhalle wird heute Nachmittag ein Extra-Konzert stattfinden, dessen musikalische Leitung sich in den Händen des Herrn F. A. Kern befindet, welcher dem hiesigen Publikum als vorzüglicher Gesangsvereins-Dirigent bekannt ist. Herr Kern war, ehe er nach Amerika auswanderte, lange Jahre Kapellmeister eines in Mainz garnisonirenden Infanterie-Regiments und hat als solcher manches Konzert der Regimentskapelle zu glänzendem Erfolg geführt. Es ist deshalb mit Bestimmtheit anzunehmen, daß das heute unter seiner Leitung stattfindende Konzert sich für alle Besucher als ein hoher musikalischer Genuß erweisen wird, zumal die leistungstüchtigen Gesangvereine „Senefelder Liederkranz“ und „Turner Männerchor“ mitwirken werden und Herr Kern sein Orchester aus bewährten Musikern zusammengestellt hat.

Das vollständige Programm lautet:

1. Theil.

1. „Mit Bomben und Granaten“, Marsch. . Bilse
2. Ouvertüre, „Das goldene Kreuz“. . . . Bruell
3. „Eine Nacht in Venedig“, Walzer. . . Strauß
4. Klavier-Konzert, Opus 45. . . . . . Litolf
   (Frl. Erna Joseph.)
5. Frühlings-Serenade. . . . . Lacombe
6. „Der Einsiedler an die Nacht“. . . . . Kern
   (Senefelder Liederkranz und Männerchor der Chicago Turngemeinde.)

2. Theil.

7. Kaiser-Ouvertüre. . . . . Westmeyer
8. Suite, „Carmen“. . . . . Bizet
9. Violin-Konzert in G-Moll. . . . . Max Bruch
   (Hr. Otto Röhrborn.)
10. Tonbilder, „Die Walküre“. . . . . . Wagner
11. „Landkennung“. . . . . Grieg
    (Senefelder Liederkranz, Männerchor der Chicago Turngemeinde, Herr Hermann Dietz, Bariton-Solo, und Orchester.)

3. Theil.

12. „Turner-Marsch“, Philadelphia 1900 (neu), Kern
13. Potpourri, „Eine Bauernhochzeit“. . . . Kling
14. Galopp, „Löwenjagd“. . . . . Kölling

Der Reinertrag dieses Konzertes ist für die Reisekasse der Aktiven der Chicago-Turngemeinde bestimmt, welche sich zum 50. Jubiläum des Nordamerikanischen Turnerbundes nach Philadelphia begeben werden.

Vor die höchste Instanz.

Bundesrichter Seaman hat bekanntlich schon im Herbst vorigen Jahres — im direkten Gegensatz zu einer Entscheidung, welche vorher Richter Tuley über die Frage abgegeben hatte — das Gutachten abgegeben, daß die Bürgschaftsbonds, welche Schankwirthe bei Erwirkung ihrer Lizens beibringen müssen, der für Kriegszwecke ausgeschriebenen Stempelsteuer unterliegen. Richter Kohlsaat hat sich nun dieser Auffassung des Gesetzes angeschlossen und den Schankwirth Pietro Ambrosini, von Nr. 6809 State Str., wegen Nichtbezahlung der Steuer zu einer Geldstrafe verurtheilt. Bundesrichter Adams von St. Louis hat sich aber anders zu der Frage gestellt und gleich unserem Richter Tuley erklärt, daß jene Bürgschaftsbonds gewissermaßen staatliche Dokumente und als solche steuerfrei seien. Das letzte Wort in diesem Streit der Rechtsgelehrten wird nun das Ober-Bundesgericht zu sprechen haben.

Heimlich verzogen.

Frau Daniel Coughlin, Gattin des wegen Jury-Bestechung gesuchten Ex-Detektives und Schankwirthes, hat in aller Stille mit ihren Kindern ihre Wohnung in der Vorstadt Maywood verlassen. Detektives hatten stets die Bewegungen der Frau im Auge behalten, in der Hoffnung, durch sie auf die Spur ihres flüchtigen Gatten geleitet zu werden. Frau Coughlin hat aber ihren Fortzug mit solcher Heimlichkeit vollzogen, daß Niemand weiß, wohin sie sich gewendet hat. Man muthmaßt, daß sie sich zu ihrem Gatten begeben hat, der bis jetzt seinen Aufenthaltsort vorzüglich zu verbergen gewußt.

Freigesprochen.

Albert Marks und Otto Berger, welche angeklagt waren, am 5. März den bei der Südseite-Hochbahn angestellten Fahrkarten-Verkäufer Dennis Foster in der 12. Str.-Station überfallen und beraubt zu haben, sind gestern von der Jury vor Richter Brentano freigesprochen worden. Beide Angeklagte vermochten ein Alibi nachzuweisen. Frl. Frieda Ingleram, Bergers Verlobte, welche für diesen den Alibi-Beweis erbracht hatte, bedankte sich nach der Verkündigung des Verdikts bei den Geschworenen und lud sie zu ihrer am nächsten Mittwoch stattfindenden Hochzeit ein.

Frauen plaudern gerne. Vor Kurzem hatten wir Gelegenheit, unfreiwilliger Zeuge folgender Unterredung zu sein, welche zwei Damen unserer Stadt gerade unter dem Fenster unseres Sanktums führten. Da die Damen ziemlich laut diskutirten ging uns auch keine Silbe des Gesprächs verloren, das wir hiermit wörtlich wiedergeben. „Und Sie wissen nicht, was Ihnen fehlt, Frau K.,“ rief die Eine aus. „Es ist wahr, Sie sehen elend aus und sollten einen Arzt konsultiren.“ „Das ist es ja gerade,“ sagte die Andere, „ich habe nicht einen sondern schon sechs Aerzte zu Rathe gezogen; der Eine behandelt mich für Dieses, der andere für Jenes.“ — Diese Unterhaltung rief uns plötzlich den Fall von Frau Anna Cipra, 60 Wheatland Straße, Cleveland, O., in's Gedächtniß. Dieselbe hatte eine ähnliche Erfahrung, fand aber zuletzt den rechten Weg zur Gesundheit. Genannte Frau schreibt: „Ich war in Behandlung verschiedener Aerzte und sie alle hatten eine andere Ansicht. Der eine schrieb mein Leiden einem Herzfehler zu, der andere sagte, es sei eine Folge meines letzten Wochenbettes, und wieder ein anderer sagte, es liege an der Mutter und ich müsse operirt werden. Ich wurde dieser Sache müde, gab das Doktern auf und fing mit dem Blutbeleber an, von welchem ich viel Gutes gehört hatte. Sofort verspürte ich Linderung und heute bin ich kräftig und blühend. Jedermann, der mich in meiner Krankheit sah, wundert sich über mein Aussehen.

Seitdem ist auch kein Doktor wieder in unser Haus gekommen, da ich Ihre Medizinen anwende sobald sich Jemand krank fühlt.

Doch ist da noch ein bemerkenswerther Fall. Eine Frau besuchte mich, als ich so krank war. Sie selbst war immer leidend und die Doktoren sagten, sie habe die Schwindsucht. In Folge meiner Genesung faßte auch sie Hoffnung und fing an, den Blutbeleber einzunehmen. Sie sieht nun schon besser aus und ist auf dem Wege zur Genesung.“ — Uns ist dies jedoch keine überraschende Neuigkeit, da wir von vielen Fällen in unserer Gegend hörten, bei welchen der Erfolg von Forni's Alpenkräuter Blutbeleber ebenfalls glänzend war. Wenn Ihr daher eine zuverläßige Medizin braucht, so kauft Euch eine Flasche von Forni's Alpenkräuter Blutbeleber von einem der speziellen Lokal-Agenten, da die Medizin nicht in Apotheken verkauft wird. Ist keinAgent in derGegend, so schreibt an den alleinigen Fabrikanten, Dr. Peter Fahrney, Chicago, Jll.

Kurz und Neu.

* Als gestern Abend derPolizist Cafferty von der Chicago Ave.-Revierwache in einer Wirthschaft an Huron Str. einen gewissen Thomas O'Malley, der einen andern Gast gröblichst mißhandelt hatte, verhaften wollte, stürzten sich dessen anwesende Freunde auf ihn und hieben auf ihn ein. O'Malley biß den Polizisten derartig in die Finger, daß dieser vor Schmerz zusammenbrach. Der Rowdy und seine Genossen gaben dann Fersengeld.

Das Jefferson-Bankett.

Der Irokesen-Klub eröffnet die Präsidentschafts-Kampagne.

Der Iroquois-Klub hat mit der Jefferson-Feier, welche er gestern Abend im Palmer House veranstaltete, gewissermaßen die Präsidentschafts-Kampagne eröffnet, und zwar mit dem Feldgeschrei: „Nieder mit dem Imperialismus!“ —

Der Präsident des Klubs, Richter E. F. Dunne, gab in der Eröffnungs-Ansprache, welche er an die versammelten Gäste hielt, diesen Ton an, und die folgenden Redner: Mayor Harrison, der frühere Vize-Präsident Stevenson, die Herren Thompson, Alschuler, Worthington und Orendorff nahmen ihn auf und gaben ihn unter lautem Beifall der Versammelten weiter.

Richter Dunne erging sich bei seinen Ausführungen in kühnen, aber ziemlich zutreffenden Bildern. „Der spanisch-amerikanische Krieg und sein Mißbrauch zu unlauteren Zwecken,“ sagte er, „hat in die Arena der amerikanischen Politik eine neue Streitfrage geworfen. Der wilde Stier des Imperialismus steht, mit der Republik auf den Hörnern, vor dem demokratischen Ursus. Unter solchen Umständen, wo sich die Republik in Todesnoth befindet, müssen und sollen Alle, welche noch festhalten an dem Standpunkt der unsterblichen Unabhängigkeits-Erklärung und an der demokratischen Lehre Jeffersons alle ihre nebensächlichen Streitigkeiten begraben und sich zur Vertheidigung vereinen. — Wie liegen die Dinge unter Präsident McKinley? Unter seiner Führung, oder richtiger unter der Mark Hannas erklären wir einen Krieg im Interesse der Menschlichkeit und machen daraus einen Eroberungskrieg. Wir liefern den Filipinos Waffen und kämpfen als ihre Verbündeten Seite an Seite mit ihnen, aber nachdem wir mit ihrer Hilfe die Spanier überwunden haben, richten wir unsere Geschütze auf sie und behandeln wir sie als unsere Sklaven. Wir sichern den Cubanern feierlich die Unabhängkeit zu, aber trotzdem die Feindseligkeiten seit achtzehn Monaten eingestellt sind, halten wir die Insel noch immer militärisch besetzt und denken im Ernste auch nicht daran, sie zu räumen. Wir versprechen den Portorikanern auf das Heiligste, sie als Unseresgleichen in die Republik aufnehmen zu wollen, und erlassen Gesetze, welche sie zu Fremden machen. Wir haben die Stärke unseres stehenden Heeres binnen zwei Jahren vervierfacht, obgleich unsere Bundesverwaltung versichert, es herrsche Frieden, und gebrauchen sie bei jedem Konflikt, zu dem es zwischen Kapitalisten undArbeitern kommt, alsSpezialpolizei gegen die Arbeiter. — Von der Republik Jeffersons bis zum „Was ist's?“ McKinleys — o welch ein Sturz ist das!“

Kurz und Neu.

* Auf Bezahlung von Kommissionen im Betrage von $125,000 ist im Bundesgericht die mit Eisenbahnschwellen und Telegraphenpfosten handelnde Firma Naugle, Holcomb & Co. von dem New Yorker Makler Joseph F. McLaughlin verklagt worden.

Gefährliche Burschen.

In der W. Chicago Ave. Polizeistation befinden sich zwei Männer, Namens Charles Nolan, alias Norton, und John Miller, in Haft, welche dabei abgefaßt wurden, als sie gerade an Huron Str., nahe Milwaukee Ave., einen gewissen Charles Kettler berauben wollten. Die Arrestanten stehen auch im dringenden Verdacht, mit den Banditen identisch zu sein, welche den in der Brauerei der „Phoenix Brewing Co.“ angestellten Wächter geknebelt und dann versucht haben, den Geldschrank zu erbrechen. Miller hat bereits wegen Einbruchs und Straßenraubs Zuchthausstrafen verbüßt. Nolan wurde vor zwei Jahren auf die Anklage hin verhaftet, einen Geldschrank im Restaurant Nr. 46 Lake Str., erbrochen und geplündert zu haben, mußte aber wegen Mangels an Beweisen freigelassen werden. Damals war der Wächter ebenfalls überrumpelt und geknebelt worden.

Unter falscher Flagge.

Vor Polizeirichter Prindiville stand gestern ein gewisser A. W. Merklin angeklagt, sich als Berichterstatter ausgegeben zu haben. Zwei Detektives bezeugten, sie hätten vorgestern Abend bemerkt, wie zwei Strolche vor derWirthschaft No. 117 Clark Str. den Versuch machten, einen Passanten zu berauben. Als sie die Banditen, welche bei ihrem Herannahen die Flucht ergriffen, verfolgen wollten, hätte sich ihnen der Angeklagte mit dem Bemerken, er sei Berichterstatter für eine hiesige Zeitung, und werde schon den Fall der Polizei mittheilen, in den Weg gestellt und auf seinen Stern an der Brust hingewiesen. Der Stern, den Merklin getragen, sei das Amtsschild eines Inspektors im Bundes-Steueramt. Merklin meinte, er hätte sich nur einen Spaß machen wollen, aber der Richter machte Ernst und sandte ihn unter einer Geldbuße von $25 nach der Bridewell.

Vorsicht geboten.

Am 29. Februar wohnte die Nr. 38 Newton Str. wohnhafte Anna Gewelle dem Begräbniß der 6jährigen Lucy Schreiber bei, welche der Diphtheritis erlegen war. Sie nahm zum Andenken an das Kind Blumen vom Sarge, als derselbe ins Grab gesenkt wurde, und brachte dieselben nach Hause. Gestern ist auch Anna das Opfer der heimtückischen Krankheit geworden. Dr. John R. Riley, vom städtischen Gesundheitsamt, welcher die Angelegenheit untersucht hat, hält es für möglich, daß durch die Blumen die Keime der gefährlichen Krankheit in das Gewelle'sche Haus getragen worden sind. Auf jeden Fall soll gegen den Leichenbestatter vorgegangen werden, dessen Pflicht es gewesen wäre, zu verhindern, daß Blumen vom Sarge genommen wurden.

* Die „National Surety Co.“ hat sich nunmehr bereit erklärt, die Fertigstellung des Schwemmkanals unter der 39. Straße zu übernehmen, d. h. sie wird die Arbeit einer kapitalkräftigen Kontraktorenfirma übertragen.

Sonntagpost.

Erscheint jeden Sonntag. Preis der einzelnen Nummer 2 Cents. Jährlich (außerhalb Chicagos) $1.00.

Herausgeber: THE ABENDPOST COMPANY.

„Abendpost"-Gebäude.....203 Fifth Ave. zwischen Monroe und Adams Str. CHICAGO.

Telephon Main 1498 und 4046.

Entered at the Postoffice at Chicago, Ill., as second class matter.

Hochfliegende Pläne.

Ob der Handel der Flagge folgt, ist trotz der scharfsinnigen Erörterungen unserer weisesten Staatsmänner noch immer nicht entschieden, aber daß er dem Wasser folgt, unterliegt schon seit den ältesten Zeiten keinem Zweifel. Die bedeutendsten Handelsvölker haben immer an der Wasserkante gewohnt, und die vom Meer abgelegenen Länder haben sich niemals recht entwickeln können. Durch den Drang der Binnenvölker, an's Wasser zu gelangen, sind die meisten Kriege verursacht worden, und die ganze hohe Politik läuft schließlich darauf hinaus, daß Rußland aus dem Schwarzen Meere heraus- und in's Mittelländische hineingelangen will.

Indessen haben nicht nur die gesalzenen, sondern auch die ungesalzenen Gewässer einen gewaltigen Einfluß auf das Gedeihen der einzelnen Länder. Die Pfadfinder und Pioniere, welche Amerika aufschlossen, drangen auf dem St. Lorenzstrom, den Großen Seen, dem Ohio, Missouri und Mississippi in die Wildniß vor. An diesen Wasserläufen erstanden die ersten Binnenstädte, und bis auf den heutigen Tag ist es hier wie drüben eine Thatsache, daß die Vorsehung die größten Städte immer an den bedeutendsten Flüssen liegen läßt. Weil aber die Flüsse auch während der Schiffahrtszeit häufig keinen genügenden Wasserstand haben, sind die Flußansiedelungen von den Niederlassungen an den Großen Seen überflügelt worden. Im Innern des Landes sind Buffalo, Cleveland, Detroit, Chicago und Milwaukee den älteren Schwestern Pittsburgh, Cincinnati und St. Louis über den Kopf gewachsen, und mit den Jahren wird der Abstand nur immer größer. Zwar schmeicheln sich die erfolgreichen Städte mitunter, daß sie alles ihrem überlegenen Unternehmungsgeiste zu verdanken haben, aber wenn sie sich nicht selbst belügen wollen, so müssen sie zugestehen, daß ihre Ueberlegenheit nur aus dem besseren Wasser hervorgegangen ist.

Ganz entschieden dieser Ansicht sind die klugen und tüchtigen Männer, welche den großen Graben von Chicago nach Lockport gebaut haben. Nach ihrer Meinung wird sich Chicago als Königin der salzlosen Meere und des Maisgürtels nur dann behaupten, wenn es seinen natürlichen Wasserverbindungen durch die Kunst bedeutend nachhilft. Daher wollen sie nicht nur den Chicagofluß durchweg 200 Fuß breit und 30 Fuß tief machen, ohne Rücksicht auf die Kosten und die Gefühle der Nord- und Westseitebewohner, sondern sie gedenken auch, ihren Kanal zuguterletzt bis an den Golf von Mexico fortzusetzen. Da sie aber einsehen, daß die Chicagoer Steuerzahler allein nicht Geld genug aufbringen könnten, um die schiffbare Straße von annähernd 1000 Meilen Länge herzustellen, so haben sie sich bereits vertrauensvoll an den Kongreß gewendet. Der Fluß- und Hafenausschuß des Abgeordnetenhauses ist von ihrem Plane so begeistert, daß er einstimmig empfohlen hat, — $30,000 für die Sache zu bewilligen. Natürlich soll für diese verhältnißmäßig bescheidene Summe zunächst nur die unvermeidliche Vermessung vorgenommen, d. h. es soll festgestellt werden, ob es überhaupt möglich ist, in dem Illinoisflusse, der im Sommer durchwatet werden kann, mindestens 14 Fuß Tiefe herzustellen, aber nachdem einmal der Anfang gemacht ist, kann das Ende nicht ausbleiben. Nicht nur die Drainagekommissäre, sondern auch die südlichen Staatsmänner sehen bereits im Geiste, wie der Handel des ganzen Westens von den östlichen Seehäfen nach New Orleans und Galveston abgelenkt werden wird.

Warum Boston, New York, Philadelphia und Baltimore zugrunde gerichtet werden sollen, wird allerdings vorderhand nicht verrathen, aber es wird sicher die gerechte Strafe für ihre Sünden sein. Jedenfalls ist es im Rathe der Götter beschlossen, einige hundert Millionen oder vielleicht auch Milliarden Dollars auszugeben, um das Wasser der Großen Seen dahin zu schaffen, wo es von selbst nicht fließen will und die natürlichen Handelsstraßen zu vernichten, damit eine künstliche entstehen kann. Es springt in die Augen, daß Chicago die größte Stadt des Weltalls werden muß, wenn die Erzeugnisse des Westens nicht unmittelbar an die atlantische Küste und von dort nach Europa verschifft, sondern erst nach einem Golfhafen und von dort aus in den atlantischen Ozean gebracht werden würden. Sachverständige haben sogar bereits ausgerechnet, wie viel an jedem Buschel Weizen gespart werden könnte, wenn man ihn auf diesem Wege über New Orleans, statt über New York [illegible], aber leider scheinen diese Berechnungen die Kosten nicht in Betracht zu ziehen, welche die „Verbesserung" des Illinois- und des Mississippiflusses verursachen würde. Man kann in Chicago und St. Paul auch Orangen ziehen, wenn man die erforderlichen Treibhäuser baut, aber die Frachtersparniß würde schwerlich so groß sein, wie die Auslage für die Treibhäuser und ihren Betrieb.

Im vorigen Jahrhundert gehörte es zum guten Ton, die prächtigen Urwälder niederzuschlagen und an ihrer Stelle Anlagen zu pflanzen, in denen jeder Baum und jeder Strauch die Form annehmen mußte, die dem Geschmacke des Gärtners oder Gartenbesitzers zusagte. Man ist aber wieder zu der Erkenntniß zurückgekehrt, daß ein natürlicher Hochwald viel schöner ist, als eine künstliche Anpflanzung im Rococostile. Daher darf man hoffen, daß auch die großen Techniker und Ingenieure der Neuzeit mit der Zeit den Versuch einstellen werden, die Fehler der unwissenschaftlichen Natur auf wissenschaftlichem Wege zu verbessern. Es mag ja möglich sein, das Wasser der Oberen Seen wieder in den Mississippi zu leiten, aber daß es nothwendig oder nützlich ist, bleibt noch zu beweisen. Die Drainagekommissäre werden ihre Pflicht erfüllt haben, wenn die Bürger Chicagos das Leitungswasser nicht mehr abzukochen brauchen. Man verlangt gar nicht von ihnen, daß sie den Chicagofluß für Ozeandampfer herrichten und Chicago mit New Orleans verbinden. Das heutige Geschlecht wird schon zufrieden sein, wenn es für sein Geld reine Luft, trinkbares Wasser und einigermaßen gangbare Straßen erhält.

Ostern.

Das Licht kommt wieder — das Licht hat gesiegt! — Was zu Weihnachten noch Glauben fordernde Verheißung war, ist zu Ostern Allen erkennbare Thatsache geworden. Aber von der Verheißung zur Erfüllung ist's ein langer Weg.

Härter, dauernder wird der Frost, rauher blasen die Stürme nach der Sonnenwende; stiller, öder wird's in der Natur. Die Farben des Lebens und seine Töne schwinden mehr und mehr. Weiß und Grau, fahles Gelb und Braun, die Farben; Krachen und Bersten, Heulen und Pfeifen, die Töne. Aber das Licht kommt; die Sonne steigt höher, und wenn es am kältesten ist, pocht sie an den Eispanzer von Fluß und Feld und Wald, daß es dröhnt oder klingt und singt, wie Hoffnungszuspruch. Die Tage werden länger, und plötzlich über Nacht scheint der Frühling gekommen, um — alsbald wieder dem strengen Frostkönig Platz zu machen. Tag und Nacht sind sich gleich.

Die Schatten werden kürzer. Höher steigt die Sonne. Das Licht verdrängt die Finsterniß immer mehr und mehr. Seine Strahlen werden wärmer und [illegible] Eisbann. Die Wasser werden lebendig, neues Leben keimt — Ostern ist da!

* * *

Selbstbewußt kräht der Hahn, eifrig gackert die Henne. Die Tauben girren und der Robin pfeift sein Osterlied dem Häslein, das in der Nähe lauscht, männchenmachend und mit gespitzten Ohren. Fröhlich bellt der Hofhund, behaglich schnurrt das Kätzchen im Sonnenschein auf der Fensterbank, und von fern her tönt der Glockenton in fröhlicher Botschaft: Auferstehung! — Das Licht hat gesiegt; der Frühling ist da, der Sommer will kommen!

Das ist der deutsche Ostermorgen und so feiert wohl heute noch das „Land" die Auferstehung; in der „Stadt" ist's etwas anders. Die Glocken läuten hier und [illegible], stolzer und selbstbewußter. Auch der Spatz ist mit seinem Gezwitscher, der Hahn und das Hühnervolk, und der Hase, der Repräsentant der Fruchtbarkeit. Es gibt heute in Chicago wohl so viele Hühner und Küchlein wie in einem ganzen ländlichen County, mehr Eier als [illegible], und mehr Hasen als [illegible]. Das Ei, das Sinnbild keimenden Lebens, ist in natura vertreten, sein Produzent, das Huhn, nur in effigie. Der Hahn aus Papiermaché oder mit angeklebten Federn, die Küchlein aus Wolle und Papier — sie mögen schlechter Ersatz scheinen für den stolzen lebendigen Hahn und die niedlichen gelben Hühnchen, aber sie passen besser hinein in den „Parlor" der Flatbewohner — aus verschiedenen Gründen. Auch das Häslein, das die Eier nicht legt, ist nur in Vertretung zu sehen. Aber es spitzt die Ohren genau so wie sein Vetter vom Lande. Und es ist [illegible] zur Osterzeit. Er knappert nicht, sondern gibt zu knappern. So er nicht selbst aus gutem Gebäck oder Zuckerwerk, ist er vollgestopft mit bunten Zuckereien, den Kindern zur Freude. Auch der Osterhase der Kunst ist ein „Improvement" auf das Geschöpf der Natur; er ist „manierlicher" und soll außerdem die bunten Eier legen, die den Kindern so viel Freude machen.

* * *

Warum eigentlich die Täuschung, der Hase lege die Eier? Die bunten Farben der Eier sind leicht genug erklärt. Sie sollen die Blumen vertreten, die jetzt keimende Leben [illegible]. Aber warum muß gerade der Hase die bunten Eier legen? Soll [illegible] Täuschung erweisen mag? Vielleicht, aber hier in Chicago wäre solch „zarter Wink" nicht nöthig. Das Kindlein in der Wiege weiß hier in der Stadt schon [illegible] dem schönen Wetter nicht zu trauen ist. [illegible] Chicagoer Hausfrau gewagt, den Ofen schon hinauszufeuern, so sehr er auch zum Kukuk gewünscht werden mag. Hoffnungsfreudig [illegible] Chicago, aber zuversichtlich und vertrauensselig nicht gerade. [illegible] Till Eulenspiegel, der [illegible] kommenden Aufstieg graulte. [illegible] Nein, das ist die Täuschung in der Welt gibt, das braucht man uns nicht besonders vorzudemonstriren. Wir wissen das. Wir brauchen uns nur die schönen Schmutzhaufen anzusehen, die jetzt überall in der Stadt zusammengekehrt werden. Das sieht aus wie Straßenreinigung, ist aber nichts anderes als neckisches Spiel, das freilich den richtigen Reiz für uns verloren hat, weil wir's kennen. Wir haben schon zu oft die Erfahrung gemacht, daß solche Schmutzhaufen nur zusammengekehrt werden, damit sie wieder auseinandergefahren werden und damit wir einmal sehen können, wie Straßenpflaster eigentlich aussieht. Daß sie weggefahren werden sollen, das lassen wir uns nicht mehr weis machen. Reizend wäre es, wenn man uns einmal betreffs der erwarteten Enttäuschung enttäuschen wollten, aber das wäre wohl zu viel verlangt.

Im Gegensatz zu den meisten anderen Täuschungen sind die osterlichen Täuschungen harmlos und angenehm. Unsern Kindern macht es immer wieder Freude, die bunten Eier zu suchen, und wir freuen uns immer wieder an den schönen Treibhausblüthen, mit denen wir uns den Frühling oder richtiger Sommer in's Zimmer zaubern, an den farbenprächtigen Kunstblumen, mit denen unsere Frauen uns ihre innere Verwandtschaft mit den schuldlosen Blümlein klarzumachen suchen.

* * *

Aber es gibt noch eine andere Deutung, und die ist besser. Da soll der eierlegende Hase nicht die Täuschung versinnbildlichen, sondern — in seiner Weise — den Sieg des Lichts über die Finsterniß, und die Zuckereier, die künstlichen Hühner und Kücken und die prächtigen Treibhausblumen unterstützen ihn darin.

Er soll andeuten, daß der Mensch in seinem Streben nach Licht, „mehr Licht", schon weit gediehen ist. Daß er sich bis zu gewissem Grade von der Natur befreit hat, ihrer spotten, ja sie zwingen kann, nach seinem Willen. Der Mensch kann seine Feste feiern, wie es ihm beliebt. Er macht die Tanne oder Fichte zum schönsten Baum; er schafft sich Farbenpracht, wenn noch Alles düster und farblos ist in der Natur; er macht die üppigsten Blumen wachsen in kalter Winterszeit; er färbt Eier bunt und sagt, daß der Hase sie lege, als wolle er siegeszuversichtlich ankündigen, daß nichts ihm zu schwer scheint; daß er zum Licht, zu der Erkenntniß gelangen wird, die ihm die Natur unterthan machen wird, daß er sie sich völlig bilden kann nach Wunsch und Willen, — die ihn zum Herrscher machen wird über Leben und Tod.

Das klingt vermessen — lästerlich; aber das ist es nicht. Die Schöpfung rühmt ihren Herrn; je herrlicher das Geschöpf, desto größer der Schöpfer. Erst wenn der Schüler den Lehrer erreicht hat, sagt dieser, es ist vollbracht. Bis dahin spornt und eifert er an; stellt er Hindernisse in den Weg, deren Ueberwindung die Kraft stählt; gibt er Licht und Schatten, zur Belohnung und zur Strafe, je nachdem — immer lockend und verheißend, Du wirst's erreichen, wie nach der Wintersonnenwende der aufsteigende Sonnenball täglich verkündet: das Licht kommt wieder, das Licht wird siegen!

Die Osterglocken läuten. Feiern wir den Sieg des Lichts, des Lebens und der Liebe über Finsterniß, Tod und Haß!

Wasserverbrauch und Wasservergeudung.

Chicago rühmt sich hinsichtlich des Wasserverbrauchs an der Spitze aller Städte zu marschiren. Die Pumpwerke pumpen täglich rund 500 Millionen Gallonen Seewasser durch die Leitungsröhren, was bei einer Bevölkerung von zwei Millionen Köpfen — Chicago hat nicht so viel — einen Wasserverbrauch von 250 Gallonen den Tag für jeden Kopf der Bevölkerung bedeutet. Das ist eine Wassermasse, in der man schon ganz famos herumplätschern und unter Umständen bequem ertrinken könnte; auch dann noch, wenn man vorher für jedes Chicagoer Haupt eine Badewanne voll für Reinigungszwecke, etwa ein „Keg" voll für Kochzwecke, die Bierbrauereien und die „Pop"-Fabrikation und, sagen wir, rund 100 Millionen für die Industrie, das Löschwesen u. s. w. in Abzug gebracht hätte. Wo bleibt das Wasser?

Getrunken wirds' nicht. Dafür hat schon das Gesundheitsamt gesorgt, das seit Jahren durch seine Ankündigungen „das Wasser ist verdächtig," „das Wasser ist schlecht" u. s. w., den Chicogoern das Wassertrinken gründlich verekelt hat. Man sieht in dem überaus großen Wasserverbrauch einen Beweis für den angeblich außerordentlich stark entwickelten Reinlichkeitssinn der Chicagoer. Von dem merkt man sonst allerdings nicht sonderlich viel und der oberflächliche Beobachter aus der Fremde würde wohl angesichts der Straßen unserer Stadt eher auf das Gegentheil schließen, doch mag es ja sein, daß wir ganz besonders reinlich sind und mehr baden als andere Großstädter.

Aber für die körperliche Reinigung wird all' die Wassermasse nicht verbraucht. Bei sehr strenger Kälte, wenn der Thermometer unter dem Nullpunkte steht, und bei großer Hitze reicht auch die Wasserzufuhr von 500 Millionen Gallonen nicht aus. Es wird aber Niemand behaupten wollen, daß die Chicagoer ganz besonders darauf versessen seien, täglich ein paar Mal zu baden bei „Zero-Wetter." Im Sommer bei 90 Grad im Schatten, möchten sie es wohl, aber dann können sie sich diesen Luxus nicht gestatten, denn außer in den Erdgeschoßwohnungen gibt's dann zumeist kein Wasser. Die Wasserhähne stehen dann so trocken offen, wie der Hahn „des Fäßchens" nach den Gesangsstunden der „Brüllaria". Der glückliche Bewohner eines dritten Stockwerkes kann dann höchstens Nachts nach der zwölften Stunde baden und muß mit der Sonne aufstehen, wenn es ihm gelingen soll, die Wasserkessel zu füllen, damit die strenge Hausfrau nicht zürne und das Wasser für die Küche nicht fehle. Es mögen auf ihn, seine Frau und vier Kinder 1500 Gallonen Wasser den Tag kommen, er wird aber froh sein, wenn er in den Hundstagen, ohne daß er die Nächte über „aufsitzt," dem „Hydranten" immer 15 Gallonen täglich abschmeicheln kann.

Das Wasserdepartement sagt, es ist unmöglich, das Wasser in die oberen Stockwerke hinaufzutreiben, wenn alle Hähne offen gelassen werden, und macht die Verschwendung der Bürger für den großen Wasserverbrauch und oft eintretenden Wassermangel verantwortlich. Seine diesbezüglichen Klagen sind berechtigt. Im Winter läßt man die „Hähne" offen, damit das Wasser nicht einfriere, und im Sommer läßt man sie offen, Speisen und Getränke zu kühlen, das Eis zu sparen. Aber die 500 Millionen Gallonen werden auch durch die Röhren gepumpt, wenn es weder sehr heiß noch sehr kalt ist und in den Haushaltungen die „Hähne" geschlossen sind, und doch ist der Druck niemals so stark, daß das Wasser bis in die oberen Stockwerke höherer Gebäude stiege. Das Wasseramt hat auf diesen Einwand jederzeit eine schnelle Antwort bereit. Es müssen noch mehr Pumpen beschafft werden, und in der That wird die Zahl und Stärke der Pumpen ja auch stetig größer. Binnen Kurzem sollen neue Pumpen eingestellt werden, welche die tägliche Wasserzufuhr auf 400 Gallonen pro Kopf bringen sollen.

Es mag sein, daß es dann besser wird und der Chicagoer jederzeit und überall genug Wasser bekommen kann, aber sicher ist es noch keineswegs, denn bei „offenen Röhren" ist es schwer, einen Hochdruck zu erzielen, und für die „offenen Röhren" sind nicht allein die Bürger verantwortlich. Der Wasserbau-Ingenieur John R. Freeman, welcher vom „Comptroller" der Stadt New York beauftragt wurde, die Wasserverbrauch- und -Zufuhr-Verhältnisse der Stadt New York zu untersuchen, hat dieser Tage einen Bericht erstattet, in welchem er zugibt, daß von den 116 Gallonen Wasser, die angeblich jeden Tag auf den Kopf der Bevölkerung New Yorks (der Boroughs Manhattan und Bronx) kommen, ein sehr großer Theil verloren geht durch schadhafte Röhren u. s. w. Die tüchtigsten englischen Wasserbau-Ingenieure behaupten, daß bei den meisten städtischen Wasserzufuhren die Hälfte, und hier in den Ver. Staaten in manchen Fällen drei Viertel des den Versorgungsquellen entzogenen Wassers durch schadhafte und nicht geschlossene, außer Benutzung gesetzte alte Röhren verloren geht, und es wird weiter behauptet, daß keine Stadt älterer oder neuester Zeit wirklich mehr, als 30 Gallonen für jeden Kopf der Bevölkerung verbrauchte der verschwendete, außer durch offne oder verschwendete, außer durch offene „Hähne" in den Haushaltungen eine viel unbedeutendere Rolle spielen, als die offenen (schadhaften) Haupt- und Zufuhrröhren. Europäische Städte „verbrauchen" auch lange nicht soviel Wasser wie amerikanische. Liverpool verbraucht täglich nur $27\frac{1}{2}$ Gallonen auf den Kopf der Bevölkerung und hat gerade in jüngster Zeit den Beweis geliefert, daß der Verlust durch schadhafte Röhren in der That sehr groß ist. Als man in New York vorschlug, lieber dieser Art Verschwendung ein Ende zu machen, als immer neue Wasserwerke zu bauen, die dann über kurz oder lang doch wieder ungenügend sein würden, da wurde gesagt, daß es zwanzig Jahre der angestrengtesten und „geduldigsten" Arbeit nehmen würde, die schadhaften Röhren aufzufinden und zu ersetzen. Das ist wohl wahr, es dürfte wohl so lange dauern, bis alle „Lecke" in den 1500 Meilen Hauptröhren New Yorks und Brooklyns und den 200,000 Hauszufuhrröhren aufgefunden und beseitigt werden, die 25,000 „außer Dienst" gesetzten Röhren verstopft werden könnten, aber damit ist nicht gesagt, daß die Sache sich nicht doch lohnen würde. In Liverpool unternahm man die Arbeit, und schon nach achtzehn Monaten konnte die Wasserzufuhr zu den Pumpwerken um 12 Prozent vermindert werden, während der durch Meter gemessene Wasserverbrauch in den Industrien zu gleicher Zeit um 25 Prozent stieg und die 33,000 Haushaltungen besser mit Wasser versorgt wurden, als je zuvor.

Für Chicago hat die Wasserfrage nicht die Bedeutung wie für New York, Philadelphia usw., man kann sich hier die Verschwendung jeglicher Art eher leisten, als anderswo, denn ein Trockenpumpen des Michigan-Sees ist wohl nicht zu befürchten, aber es scheint doch, daß auch wir hier keine ordentlich geregelte und jederzeit ausreichende Wasserzufuhr werden bekommen können, solange der wahrscheinlich außerordentlich starke Abfluß durch schadhafte Leitungen fortdauert. In offenen Röhren läßt sich schlecht guter Druck erzielen.

Lokalbericht.

(Für die „Sonntagpost.")

Die Woche im Grundeigenthums-Markte.

Die Lage im Markte ist eine des Harrens und der Erwartung, und diese Haltung tritt besonders im Miethsgeschäft zu Tage, welches um diese Jahreszeit die Charakteristik des Marktes ist. Miethsverträge für Geschäfts-Eigenthum auf Perioden von fünf oder zehn Jahren werden weder vielfach verlangt noch abgeschlossen, d. h. im Vergleiche mit Vorjahren. Beide Parteien, Hausbesitzer sowohl wie Miether, sind zurückhaltend. Der Erstere verlangt höhere Miethen, im Hinweis auf vergrößerte Steuern und erhöhte Versicherungsraten, und der Letztere ist Willens, mehr Geschäftsraum zu nehmen, aber keine höheren Raten zu bezahlen, weil mit dem allerdings besseren Geschäfte die Preise aller Lebensbedürfnisse gestiegen sind, und weil Arbeitslöhne in allen Branchen, vor der Hand wenigstens, ein sehr ungewisser Faktor sind.

Unter diesen Umständen ist keine der Parteien geneigt, sich für länger als ein Jahr zu binden, während sonst für Geschäftsräumlichkeiten Perioden von drei bis zehn Jahren die Norm sein sollten. Selbst dem oberflächlichen Beobachter muß einleuchten, daß mit der fast gänzlichen Einstellung von Neubauten die Miethsraten für bereits vorhandene Baulichkeiten steigen müssen, allein die Frage, wie hoch diese Steigerung sein sollte, ist eine so weitläufige, daß Miether und Vermiether nur in seltenen Fällen zu einer zufriedenstellenden Einigung kommen.

Das Miethsgeschäft für Flats ist so ziemlich in derselben Lage. Während Miethsagenten von Flathäusern nahezu überlaufen werden, ist es doch Thatsache, daß verhältnißmäßig wenig Verträge zu erhöhten Raten abgeschlossen werden. In dieser Branche sind viele Baulichkeiten älteren Datums in den Markt gekommen, die von Miethern den modernen Flats zu erhöhten Raten vorgezogen werden. Dies hat eine naturgemäße Auffüllung von Flats und Häusern zur Folge, die auf das Grundeigenthums-Geschäft sehr wohlthätig einwirkt, wenigstens in einer Beziehung: Liegenschaften dieser Klasse finden bereitwillige Käufer.

Es hat sich ebenfalls herausgestellt, daß die Arbeiterwirren im Baugewerke auch in anderer Beziehung einen gewissen wohlthätigen Einfluß ausüben. Während die spekulative Bauthätigkeit in größeren Neubauten fast gänzlich ruht, wird eine bedeutende Zahl kleinerer Bauten, die von Kontraktoren selbst, mit der Hilfe von Tagelöhnern, aufgeführt werden können, fortwährend unternommen, wie dies auch aus den wöchentlichen Baustatistiken hervorgeht, die an Zahl keine so große Abnahme zeigen, wie in dem Kostenbetrag im Vergleiche zu früheren Jahren.

Die nachtheilige Einwirkung der Arbeiterwirren zeigt sich zunächst in dem Verkaufe von Baustellen in Außenwards und Vorstädten, welcher bedeutend geringer ist, als in Vorjahren. Denn, wie es den Anschein hat, wird fast die ganze spekulative Bauthätigkeit des Jahres in die Brüche gehen, und die Nachtheile werden auch in anderen Zweigen des Grundeigenthums-Marktes fühlbar werden, je nachdem die Kaufkraft der großen Mittelklasse in Mitleidenschaft gezogen wird.

* * *

Die während der Woche registrirten Verkäufe waren nach Zahl und Betrag:

	Zahl	Betrag
Stadt	429	$2,506,705
Landbezirke	58	153,272
Zusammen	487	$2,659,977
Vorhergehende Woche	493	2,410,640
Entsprechende Woche von 1899	438	2,337,349
Entsprechende Woche von 1898	452	2,286,274
Entsprechende Woche von 1897	520	2,171,987
Entsprechende Woche von 1896	520	2,526,188

Das vierstöckige „Oakland"-Apartmenthaus, mit 50 bei 198 Fuß Land, 3724—3730 Cottage Grove Ave., ist von Joseph Beifeld an Matthew Cullen von Salt Lake City für $150,000 verkauft worden. An Zahlungsstatt überschrieb der Käufer einen Landkomplex von 500 Acres in Lake County, Ind. Ein diesem Land angrenzender Komplex von 400 Acres wurde für $100,000 verkauft.

Ein anderer Verkauf von Apartmenthaus-Eigenthum war der von 151 bei 128 Fuß an Calumet Ave., nahe 47. Str., von Wm. B. Kennedy, an Ruth M. Gardner, für $77,000. In diesem Falle wurde von der Käuferin eine Belastung von $37,000 übernommen, und für den Restbetrag von $40,000 ein Stück Land von 125 bei 100 Fuß an Erie Str., nahe St. Clair, überschrieben.

Im Wege des Zwangsverkaufs ging die Liegenschaft an der Nordwest-Ecke von Fifth Ave. und Madison Str., 50 bei 81 Fuß, mit dreistöckigem Gebäude, in den Besitz des Massenverwalters der verkrachten Illinois National Bank für $75,000 über, ausschließlich einer Belastung von $60,000. Diesem Gesammtwerth von $135,000 steht eine Einschätzung von $241,190 Seitens der Steuerkommission von 1896 und von $182,675 Seitens der gegenwärtigen Steuerrevisions-Behörde gegenüber.

In demselben Wege erwarb die Massachusetts Mutual Lebensversicherungs-Gesellschaft das Hampden Apartmenthaus mit 350 bei 125 Fuß Land an der Nordost-Ecke von 39. Str. und Langley Ave., nebst 50 Acres in Worth Township, südlich vom Mount Hope-Friedhof, für $350,000. Das Hampden-Gebäude ist sechsstöckig, und wurde vor sieben Jahren mit einem Kostenaufwand von $250,000 erbaut.

Robert D. Sheppard verkaufte an Frau Gertrude Harvey das sechsstöckige Gebäude 449—451 State Str., nebst Grundpachtvertrag auf das dazu gehörige Land, 40 bei 138 Fuß, für $22,000. Die Grundpacht ist $3600 per Jahr für 99 Jahre vom 2. April 1890. Er übernahm von Frau Harvey den „Metropolitan Block", mit 96 bei 92 Fuß Land an der Südwest-Ecke von West Chicago Ave. und Ada Str., für $50,000, einschließlich einer Belastung von $28,000.

Eldridge M. Fowler, ein Detroiter Kapitalist, hat das dreistöckige Gebäude 148—149 Michigan Ave. und den Grundpachtvertrag auf das Land, 40 bei 171 Fuß, für $75,000 gekauft. Die Grundpacht läuft vom 10. Januar 1890 für 198 Jahre zu $4000 per Jahr.

Das dreistöckige Store- und Apartmentgebäude, mit 63 bei 85 Fuß an der Südost-Ecke von 43. Str. und Berkeley Ave., ist von Charles R. E. Koch an Edmund A. West für $50,000 verkauft worden. Als Theilzahlung wurden 11 Häuser mit je 24 bei 109 Fuß Land, an 3248—3326 Oakley Ave., für $23,400 überschrieben.

Nach langen Verhandlungen hat die Schwartzschild & Sulzberger Co., eine bedeutende Schweinepökelei-Firma von New York, endlich einen Kaufkontrakt für etwa 12 Acres in den Stockyards für $54,000 abgeschlossen. Das Land hat eine Front von 700 Fuß an Ashland Ave., nördlich von 47. Str. Die zu errichtende Schweineschlächterei wird etwa 1500 Leute beschäftigen.

Der bedeutendste Apartmenthaus-Verkauf der Woche war der des dreistöckigen Gebäudes mit 75 Flats und 500 bei 130 Fuß Land an der Nordost-Ecke von Calumet Ave. und 47. Str. Der erste Verkauf war von Walter L. Peck an Samuel R. McElroy für $250,000, und zwei Tage später wurde die Liegenschaft an Charles N. Fowler, einen der Kongreßvertreter von New Jersey, für $300,000 wieder verkauft.

Schlesinger & Mayer haben den Store 145 State Str., 30 bei 145 Fuß, für fünf Jahre an die Sorosis Shoe Co., zu $18,000 per Jahr vermiethet.

Die McCormick Erntemaschinen-Fabrik hat ihre große Anlage durch den Ankauf von 267 bei 434 Fuß, an der Watson Ave., südlich vom Fluß, vergrößert. Der gezahlte Preis war $15,000.

John A. Orb, der bekannte Brauereibesitzer, hat an der Sheridan Road in Glencoe einen Landkomplex von $7\frac{1}{2}$ Acres von der Illinois Trust & Savings Bank für $27,000 gekauft. Der Komplex hat eine Front von 360 Fuß am See, und ist vortrefflich für eine Sommerwohnung geeignet, die Herr Orb dort erbauen will.

* * *

Im Hypothekenmarkt zeigt sich größere Festigkeit, als je zuvor, denn die Nachfrage nach Hypotheken mit guter Sicherheit wird immer größer, je mehr sich das Feld für Bauanleihen verengt. Die natürliche Folge ist, daß Geld leichter zu haben ist, wenn auch die Zinsraten nicht billiger werden. Dagegen zeigen sich Kapitalisten bereit, in Bezug auf das Verhältniß der Anleihe zur Sicherheit koulanter zu sein, als bisher. Von einem Falle, in welchem die hiesigen Agenten eines Bostoner Nachlasses ein Kapital von $1,000,000 zu 3 Proz. Zinsen in Anleihen von nicht weniger als $75,000 offeriren, ist mehr Aufhebens gemacht worden, als die Sache verdient, denn die Bedingungen sind derart, daß es schwer sein wird, das Geld zu plaziren. Die Besitzer des Nachlasses wollen eben 3 Proz. Netto mit einer Sicherheit, die absolut gewiß ist, soweit das nach menschlicher Berechnung möglich ist. Mit der Zahlung von Provision und Prüfungskosten würde den Borgern das Geld auf etwa $3\frac{1}{4}$ oder $3\frac{1}{2}$ Proz. zu stehen kommen, einer Rate, die für gute Chicagoer Sicherheit durchaus nichts Neues ist.

Von auswärtigen Versicherungs-Gesellschaften plazirte die John Hancock $35,000 für fünf Jahre zu 5 Proz., auf das Apartmenthaus mit 35 bei 139 Fuß an der Südwest-Ecke von Lake Ave. und 40. Str., und die Massachusetts Mutual $18,000 für fünf Jahre zu 4 Proz., auf die Liegenschaft 42 South Water Str., 24 bei 84 Fuß, mit vierstöckigem Gebäude, und 376 Wabash Ave., 20 bei 180 Fuß, mit dreistöckigem Gebäude. Der Werth der Sicherheiten beläuft sich auf $92,825.

Von hiesigen Trust-Gesellschaften übernahm die Northern $75,000 für fünf Jahre zu 4 Proz., auf die Südost-Ecke von Van Buren und Franklin Str., 53 bei 105 Fuß, mit siebenstöckigem Gebäude, $168,100 Sicherheitswerth; die Security $20,000 für zehn Jahre zu 6 Proz., auf eine neue Fabrikanlage in Chicago Heights, und $32,500 für fünf Jahre zu 5 Proz., auf die Fabrikanlage an der Nordost-Ecke von Erie und Townsend Str., mit 52 bei 100 Fuß Land; die Merchants $12,690 auf fünf Jahre zu 5 Proz., für 50 Baustellen an der Graceland Ave., zwischen Seminary und Sheffield Ave.

Andere beachtenswerthe Anleihen der Woche waren: $30,000 für fünf Jahre zu 6 Proz., auf die Liegenschaft 3475—3483 Archer Ave., 110 bei 140 Fuß, mit dreistöckigem Gebäude; $15,000 für fünf Jahre zu 5 Proz., auf 50 bei 125 Fuß, an 56. Str., zwischen Indiana und South Park Ave.; $10,000 für fünf Jahre zu 6 Proz., auf 50 bei 129 Fuß an Calumet Ave., zwischen 47. und 49. Str.; $10,000 für fünf Jahre zu 6 Proz., auf 58 bei 100 Fuß, an State Str., zwischen 53. und 55. Str., und $15,000 für fünf Jahre zu 5 Proz., auf 50 bei 170 Fuß, an der Nordost-Ecke von Stewart Ave. und 65. Str.

Im Bauwesen herrscht die alte Unthätigkeit, soweit spekulative Neubauten in Betracht kommen. Es scheint, als ob die ausstehenden Arbeiter geneigt sind, die Politik der Faust an Stelle prinzipieller Argumente treten zu lassen, und dies dürfte den Anfang vom Ende der Arbeiterwirren andeuten. Wer sich eingehend mit den bestehenden Verhältnissen beschäftigt hat, wird wahrscheinlich zu dem Schlusse kommen, daß keine der streitenden Parteien einen entscheidenden Sieg oder schwere Niederlage zu verzeichnen haben wird. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß ein Kompromiß von wenig bindender Kraft geschlossen werden wird, und daß dann über kurz oder lang das alte Schlamassel wieder an der Tagesordnung sein wird.

Zahl und Kosten der Neubauten, für welche während der Woche Bauerlaubnißscheine ausgegeben wurden, waren nach Stadttheilen:

	Zahl	Kosten
Südseite	17	$121,350
Südwestseite	8	6,350
Nordseite	7	16,350
Nordwestseite	11	18,700
Zusammen	43	$162,700
Vorhergehende Woche	52	76,150
Entsprechende Woche von 1899	71	204,800
Entsprechende Woche von 1898	81	248,400
Entsprechende Woche von 1897	143	485,750
Entsprechende Woche von 1896	185	796,250

Pläne für Neubauten, deren Inangriffnahme von der Beilegung der Arbeiterwirren abhängt, schließen ein: Apartmentgebäude an der Nordost-Ecke von Vincennes Ave. und 46. Place, dreistöckig, 45 bei 108 Fuß, $40,000; Fabrik für den Bau hölzerner Eisenbahnwagen, für die Anglo-American Provision Co., in den Stock Yards, $150,000; Kirche für die Tabernacle Baptisten-Gemeinde, Ecke von West Monroe Str. und Spaulding Ave., $60,000; acht Flatgebäude, jedes 21 bei 50 Fuß und zweistöckig, an 51. und Park Ave., $30,000.

Ein kaltes Bad.

Für die Entenjagd war's gestern in diesem Frühjahr der letzte Tag, und für die Mannschaft der Küstendienst-Station in Chicago gab's in Verbindung damit seit ihrer Reorganisirung die erste Gelegentheit, sich zu bethätigen. Der 16-jährige Henry Schudoff, dessen Eltern Nr. 9008 Green Bay Avenue wohnen, war in seinem Nachen frühmorgens den Calumet-Fluß hinabgerudert, um in der Nähe von dessen Mündung den Enten nachzustellen. Gegen Mittag kenterte in Folge einer heftigen Bewegung des jungen Menschen das Boot, und Henry gerieth in die größte Gefahr zu ertrinken. Als seine Noth auf's Höchste gestiegen war, erreichten ihn die Lebensretter, die ihn in Sicherheit brachten.

Todes-Anzeige.

Hiermit die truarige Nachricht, daß unsere geliebte Mutter

Elisabeth Rohde

am 14. April 1900 im Alter von 71 Jahren nach langem Leiden dem Herrn entschlafen ist. Die Beerdigung findet statt am Dienstag, den 17. April, um 1 Uhr, vom Trauerhause, 383 Washburne Ave. Um stille Theilnahme bitten die trauernden Hinterbliebenen:

Fred Rohde und **John Rohde**, Söhne.
Sophia Grabo und **Maria Behrens**, Töchter.
Frank Behrens u. **John Grabo**, Schwiegersöhne.
Anna Rohde und **Emma Rohde**, Schwiegertöchter. sino

Todes-Anzeige.

Es hat dem Allmächtigen gefallen, meine vielgeliebte Gattin und unsere theure Mutter

Emilia Maria Ruf

am Donnerstag, den 12. April, im Alter von 43 Jahren und 9 Monaten in's bessere Jenseits abzuberufen. Die Beerdigung findet statt vom Trauerhause, 799 Fulton Str., um 1 Uhr Nachmittags, Sonntag, den 15. April, zur St. Aloysius Kirche und von dort zum St. Bonifazius-Kirchhof.

Adolf Ruf, Gatte.
Arthur, Adolf, Emil, Maria, Eduard, Kinder.
Simon Hall, Vater, nebst Geschwistern.
saso

Todes-Anzeige.

Bekannten und Freunden zur Nachricht, daß unser geliebter Vater und Schwiegervater

Rudolf Thiel

im Alter von 69 Jahren sanft im Herrn entschlafen ist. Die Beerdigung findet statt vom Trauerhause, 5803 May Str., am Montag, Nachmittags um 2 Uhr, nach Oakwoods. Tief betrauert von:

Emilie Huhn, Johanna Brinkmann, Töchter.
Fred Huhn, Hermann Brinkmann, Schwiegersöhne.

Todes-Anzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Kunde, daß unsere geliebte Tochter

Irene B. Friedrich

im Alter von 2 Jahren u. 17 Tagen sanft im Herrn entschlafen ist. Die Beerdigung findet statt Sonntag Nachmittags 2 Uhr, vom Trauerhause, 1303 Belmont Ave., nach Graceland. Um stille Theilnahme bitten die betrübten Eltern: sason

Andreas Friedrich nebst Frau und Kindern.

Gestorben: John Poppowitz am 14. April, geliebter Gatte von Maria Poppowitz, Stiefvater von Emil Charles, Julius Haffer, Mrs. William Davidson, Mrs. John Dienhart, gestorben in seiner Wohnung, 193 Orchard Str., Mitglied der Schiller-Loge Nr. 15, K. of P., und der Uhland-Loge Nr. 95, A. O. U. W. — Beerdigungsanzeige später. — Columbus, O., Louisville., Ky., und Dubuque, Ia., Zeitungen wollen gefälligst kopiren.

Gestorben: Louise Klemmer, geliebte Mutter von Julius Klemmer, am Samstag, den 14. April, Nachmittags um 3 Uhr. Das Begräbniß findet statt Montag, den 16. April, Nachmittags um 2 Uhr, vom Trauerhause 533 Roscoe Str., nach dem Rosehill-Friedhofe.

Gestorben: William Rinn, geliebter Gatte von Marie C. Rinn, Vater von Mrs. K. Zepf und F. J. Rinn, im Alter von 79 Jahren, am 13. April. Beerdigung vom Hause des Verstorbenen, 641 Wells Str., Montag, 16. April, um 2 Uhr Nachm., nach Rosehill. — Oneida, N. Y. Zeitungen bitte zu kopiren.

Lokalbericht.

Konzert-Ankündigungen.

Größere musikalische Veranstaltungen werden demnächst auch in Milwaukee und in Cincinnati stattfinden.

Der Milwaukee'r Musikverein, welcher Anfangs nächsten Monats auf eine fünfzigjährige, ruhmreiche Vergangenheit zurückblicken darf, trifft großartige Vorkehrungen für die musikalische Feier seines goldenen Jubiläums. Zwei große Konzerte, von denen das eine im Pabst-Theater, das andere im Ausstellungs-Gebäude stattfinden wird, sind geplant, und mit einem flotten Kommers wird das 50. Stiftungsfest am Samstag Abend, den 5. Mai, im Saale des deutschen Klubs seinen Abschluß finden. Das Bunge'sche Orchester, nebst seinem Konzertmeister Karl Becker, von hier, wird sich mit Bach's Milwaukeer Musikern zu einem 85 Mann starken Fest-Orchester vereinigen. Als Solisten sind die berühmten deutschen Opernsängerinnen Frau Schumann-Heink, Frau Johanna Gadski, der Opern-Tenor Andreas Dippel und der Bariton-Sänger David Bispham gewonnen worden. Arien aus Webers „Freischütz" und „Oberon," Richard Wagners „Rienzi", Verdis „Troubadour", wie auch ganze Szenen aus Wagners „Fliegendem Holländer", „Lohengrin", „Meistersingern", aus Lortzings „Zar und Zimmermann" und aus Glucks „Orpheus" sollen, mit diesen bewährten Kräften in Solopartien, zu Gehör gebracht werden. Ein Massenchor von sechshundert Stimmen wird in der Aufführung von Bruckners „Te Deum," in einzelnen Nummern aus Haydns „Schöpfung" und in Solovorträgen mitwirken. Hugo Kauns Festmarsch und Schönefelds Ouverture „Im sonnigen Süden" werden unter der persönlichen Leitung der Komponisten zur Aufführung gelangen; als weitere Orchester-Hauptnummern stehen die Ouverture „Leonore Nr. 3" und die Ouverture zu Goethes „Egmont" von Beethoven, eine Rhapsodie des ungarischen Komponisten Lalo, Mozarts Ouverture zur Oper „Die Zauberflöte" und zwei Sätze aus Haydns Symphonie in D-Dur auf dem Programm; Festreden werden vom Vereins-Präsidenten Dr. Louis Frank und von Karl Schurz gehalten werden. Herr Schurz hat die Einladung der Festbehörde angenommen und wird einer der Ehrengäste des Musikvereins bei dem Jubiläumsfeste sein. Die beiden großen Konzerte, besonders das am 3. Mai in der Ausstellungshalle stattfindende, sind im großen Stile geplant und werden der ganzen Feier den Charakter eines künstlerisch-vornehmen Musikfestes verleihen.

* * *

Das Thomas-Orchester wird sich am Samstag, den 5. Mai, von hier aus nach Cincinnati begeben, um, nach vorangegangenen Proben mit dem Festchor und den Solisten, bei dem dortigen „Mai-Fest" mitwirken zu können, welches vom Dienstag Abend, den 8., bis einschließlich Samstag Abend, den 12. Mai, daselbst unter Theodor Thomas' Leitung stattfinden wird. Marzella Sembrich, Ernestine Schumann-Heink, David Bispham und der Londoner Tenorist Ben Davies sind die Hauptsolisten. Beethovens große Neunte mit dem Choral-Schlußsatz „An die Freude"; Mendelssohns Oratorium „Paulus"; Liszts „Faust"-Symphonie mit dem Tenor-Solo im zweiten und dem Lied für großen Chor im dritten Satz; Berlioz' „Te Deum" mit doppelten Chören und großem Orchester nebst besonderem Bläser-Chor; Brahms' deutsches Requiem mit Orchester, Chor und Frau Sembrich nebst David Bispham als Solisten; Stanfords Ode „East to West," und ein nur aus Wagner-Nummern bestehendes Konzert für Samstag Abend stehen als Haupt-Attraktionen auf dem Programm. Das Wagner-Konzert wird aus Szenen aus dem Musikdrama „Die Walküre," dem Bühnenweih-Festspiel „Parsifal," der Lustspieloper „Die Meistersinger," aus dem „Huldigungs-Marsch" und der „Faust"-Ouverture bestehen. Dem Orchester ist mit dem Vortrag von solchen Werken, die während der dieswinterlichen Chicagoer Symphonie-Konzertsaison in ganz besonders großem Maße den Beifall des hiesigen Publikums gefunden haben, ein gar gewichtiges Thätigkeitsfeld auf diesem Musikfest eingeräumt worden. Der aus Cincinnatier Sängern und Sängerinnen bestehende Festchor hat unter der Leitung seines tüchtigen Dirigenten M. Glover zahlreiche Proben abgehalten und soll selbst in schwierigen Werken seiner Aufgabe nunmehr vollkommen gewachsen sein.

* * *

Aus New York traf gestern hier die Nachricht ein, daß Impresario Moritz Grau mit seiner „großen Oper" in der nächsten Saison aus Chicago fern bleiben wird. San Francisco soll mit einer dreiwöchigen Spielzeit beglückt werden. Auf der Rückreise nach New York wird die Gesellschaft in Los Angeles, Salt Lake City, Denver, Kansas City, Lincoln, St. Paul und Minneapolis an je einem Abend, oder höchstens zwei Abenden, gastiren und alsdann am 17. Dezember im Metropolitan Opernhause zu New York ihre auf drei Monate berechnete nächstwinterliche Spielzeit eröffnen. Frau Marzella Sembrich, welche sich im Laufe dieser Saison in Amerika das annehmbare Sümmchen von im Ganzen $95,000 ersungen hat, wird der Truppe im nächsten Winter nicht angehören; auch Emma Calvé wird nicht wieder zurückkehren; hingegen werden Lillian Nordica, Emma Eames, Ernestine Schumann-Heink, Johanna Gadski, Susan Strong, Susanne Adams, Frl. Olitzka, Eduard de Reszke, Andreas Dippel, Pol. Plançon, Campanari, De Lucia und Signor Scotti wieder als Mitglieder und Signor Mancinelli als Dirigent angekündigt.

In der nächsten Woche wird die diesjährige Saison der Symphonie-Konzerte im „Auditorium" zum Abschluß gebracht. Für die am nächsten Freitag Nachmittag und Samstag Abend stattfindenden Konzerte ist nachstehendes Programm — das 21. — vorbereitet worden:

Ball-Szene, Liebes-Szene und „Königin Mab" aus der Symphonie „Romeo und Julia", Opus 17 . . . . . Berlioz
Spanische Symphonie für Violine und Orchester . . . . . Lalo
Allegro non Troppo. Scherzando. Andante. Rondo. Solist: Leopold Kramer.
Serenade, Opus 7 . . . . . Richard Strauß
Aus dem Bühnenweih-Festspiel „Parsifal", Vorspiel, Transformations-Szene und Glorification . . . . . Wagner

Als Solist wird Herr Leopold Kramer, der erste Konzertmeister des Orchesters, mitwirken; er hat sich die interessante „Spanische Symphonie" des ungarischen Violin-Virtuosen und Komponisten Lalo zum Vortrag gewählt. Als Novität steht die nur für Blasinstrumente geschriebene Serenade von Richard Strauß auf dem Programm.

* * *

Der „Apollo Musical Club" wird am Donnerstag Abend, den 26. April, Massenets Oratorium „Maria Magdalena" unter Mitwirkung der vorzüglichen Solisten Frau Gadski, Sopran, Frau Marshall-Pease, Mezzosopran, George Jenkins, Tenor, und C. W. Clark, Bariton, wie auch des Chicagoer Symphonie-Orchesters, im „Auditorium" zur Aufführung bringen. Die Leitung dieses etwa fünfhundert Stimmen starken gemischten Chores gibt sich der Hoffnung hin, in Zukunft alljährlich um die Osterzeit ein Oster-Oratorium dem hiesigen Publikum darbieten zu können. Der auch in England bestehende Brauch, Händels „Messias" als Weihnachts-Oratorium alljährlich aufzuführen, wird von diesem Chorverein schon seit mehr als zwanzig Jahren befolgt. Für das am Donnerstag der nächsten Woche stattfindende Konzert steht außer dem Massenet'schen Oratorium die Kantate „Schön Ellen" von Max Bruch, „Der Sang der Nornen" von Hofmann und „Der Traumkönig und sein Lieb'" — sämmtliche Werke im englischen Text — auf dem Programm.

* * *

Der „Mendelssohn-Club", unter Leitung von Harrison M. Wild, veranstaltet sein letztes Konzert in dieser Saison am nächsten Donnerstag in der Zentral-Musikhalle. Der Männerchor wird unter anderen Chorliedern „Das Grab im Busento" von Gernsheim, „Bauern-Hochzeitsmarsch" von Södermann, Gomez' „Kriegshymne" im englischen Text und Bucks „The Spring is Come! Huzza" im Originaltext singen. Als Solisten werden der Violinvirtuos Leopold Kramer und die Sopranistin Charlotte Maconda angekündigt.

* * *

Herrn Dr. F. Ziegfeld, dem Leiter des „Chicago Musical College", ist es gelungen, den namhaften Wiener Pianisten Hermann Klum als Lehrer für diese größte Chicagoer Musikschule zu gewinnen. Klum ist ein Lieblingsschüler Leschetitzkys und zur Zeit Privatlehrer der beiden Söhne des berühmten Wagner-Dirigenten Hans Richter in Wien. — M. Gauthier, der erste Tenor der New Orleanser Operntruppe, welche vor Kurzem im hiesigen „Auditorium" gastirte, wird seine Stellung als Gesangslehrer am „Chicago Musical College" im nächsten Herbst antreten. — Dr. F. Ziegfeld ist vor wenigen Tagen wohlbehalten von einer ausgedehnten Europareise zurückgekehrt.

* * *

Am Samstag Nachmittag, den 28. April, wird der berühmte Klaviervirtuos Ignaz Paderewski im hiesigen Auditorium ein Abschieds-Konzert geben.

* * *

Theodor Spierings Orchesterklasse tritt am nächsten Donnerstag Abend in der University Halle, im Studebaker-Gebäude, mit einem Konzert vor die Oeffentlichkeit. Als Solisten werden Frl. Florence Chamberlin, Frl. Maude Leith-Roß und Hr. Henry Scheld mitwirken.

* * *

Der jugendliche Pianist Alfred Miltenberg wird unter Mitwirkung seines Lehrers August Hyllested am nächsten Samstag Abend in der Kimball-Halle sein erstes Konzert geben. Das sorgfältig gewählte Programm enthält Kompositionen von Beethoven, Weber, Godard, Vieuxtemps, Hause, Mendelssohn, Bruch, Brahms und Reinecke.

Kaffee-Thatsachen.

Neue Beweise über die Wirkung desselben.

W. A. Dawley, ein Herr von Sturgis, Süd-Dakota, erklärt den Zustand, in welchen viele Leute durch das Kaffeetrinken verfallen. Es ist wohl zu verstehen, daß Kaffee vielen Leuten nicht schadet, aber wenn Jemand merkt, daß er ihm schadet, so ist es besser, ihn aufzugeben. Er sagt: „Ich trank Kaffee seit ungefähr zwanzig Jahren und hörte am 30. September 1898 auf damit. Ich war beinahe ein vollständiges Wrack, mager und ausgemergelt hatte Dyspepsia und Unverdaulichkeit der schlimmsten Art, meine Nerven waren erschüttert, hatte keinen Appetit, schlief wenig und mein Blut war so dünn, daß bei der geringsten Zugluft ich mich erkältete.

Arzneien gaben mir keine Linderung; ich war nahe daran zu verzweifeln, als ich mich zuletzt entschloß, nachzuforschen, ob es wirklich wahr sei, was ich in einer Anzahl Aussagen gelesen hatte, daß Kaffee wie Gift auf manche Leute wirkt. Es fiel mir leicht, das Kaffeetrinken aufzugeben als ich Postum Food Kaffee zu trinken begann, denn der Food Kaffee schmeckt ebenso gut wie der andere und zu meiner Ueberraschung wirkte er gut auf meinen schwachen Magen.

Ich kaufte den Postum von meinem Grocer, Herrn Jas. Meyer und habe immer die Anweisungen genau befolgt. Er schmeckte mir gleich von Anfang an und ich trinke seither den Postum dreimal des Tages. Ich habe zwanzig Pfund an Gewicht zugenommen, mein Appetit ist besser als je, mein Schlaf ist gut, Dyspepsia ist ein Ding der Vergangenheit und meine Nerven sind, wie sie sein sollen. Ich kann die Aussage bekräftigen, daß Postum Food Kaffee viel rothes Blut erzeugt. Mein Sohn, Amos Dawley von dieser Stadt, ist vollständig von Dyspepsia in drei Monaten geheilt worden durch das Aufgeben des Kaffees und dadurch, daß er Postum Food Kaffee trinkt. Ich schicke Ihnen dies als ein ehrliches Zeugniß für den unschätzbaren Werth Ihres (für mich) lebensrettenden Getränks. Sie können es veröffentlichen, wenn Sie wünschen." Achtungsvoll.

Skat-Tournier.

Unter den Auspizien des „West Chicago Skat Klub" findet am nächsten Sonntag Nachmittag in der Westseite Turnhalle, No. 770—76 W. Chicago Ave., ein Skat-Turnier statt. Den Siegern winken hierbei folgende Preise:

1. Preis, für die höchste Zahl gewonnener Punkte, ⅓ des Gesammt-Einsatzes; 2. Preis, für die zweithöchste Zahl gewonnener Punkte, 1/5 des Gesammt-Einsatzes; 3. Preis, für die höchste Zahl gewonnener Punkte, ⅛ des Gesammt-Einsatzes; 4. Preis, für das gewonnene Spiel **ohne** die meisten Matadoren, 1/10 des Gesammt-Einsatzes; 5. Preis, für das gewonnene Spiel **mit** den meisten Matadoren, 1/16 des Gesammt-Einsatzes; 6. Preis, für das höchstzählende gewonnene Spiel, 1/25 des Gesammt-Einsatzes; 7. Preis, für die meisten gewonnenen Grands und Grand-Turnees, 1/40 des Gesammt-Einsatzes; 8. Preis, für die meisten gewonnenen Null und Null Overts, 1/50 des Gesammt-Einsatzes; Booby-Preis 50 5-Cent Zigarren.

Es werden 20 Runden gespielt, und zehn Prozent der Gesammt-Einnahmen sollen dem Zentral-Ausschuß des Skat-Kongresses überwiesen werden.

Anfang des Turniers ½3 Uhr. Einsatz $1 die Person.

Mitglieder des „West Chicago Skat Klubs" sind: Aug. Pfaff, Präsident; Adolph Wendt, Sekretär; Otto Runde, Schatzmeister; Charles Kuhn, R. Rasdorf, C. H. Plautz, Phil. Knopf, Adam Wolf, Wm. Pfeifer, Charles Hagedorn, Charles Borchardt, Sig. Deiches, Aug. Thieman, Charles Dumke, Aug. Jungmann und Henry Plonsker.

Der Schulzensus.

Die Zähler, welche in der letzten Woche die Aufnahme des Schulzensus besorgt haben, sind mit ihrer Arbeit nahezu fertig, und sie sind deshalb gestern vom Superintendeten Griffin fast sämmtlich schon wieder entlassen worden. Die Bureau-Arbeiter werden nun die gesammelten Ergebnisse zusammenstellen. Herr Griffin hat aus dem Einblick, den er bisher in die Listen genommen, die Ueberzeugung gewonnen, daß die ermittelte Einwohnerzahl sich auf annähernd zwei Millionen stellen wird!

Neue Schlachthaus-Anlagen.

Die New Yorker Schlachthausfirma Schwartzschild & Sulzberger hat nunmehr endgiltig zwölf Acker von den Wilshire'schen Liegenschaften an der Chicago Junction Railway, westlich von Ashland Ave. und nördlich von der 42. Str., erworben. Der gezahlte Kaufpreis beträgt $54,000. Die Firma wird auf dem Lande bedeutende Schlachthaus-Anlagen einrichten.

Wird prozessirt.

Morgen wird vor Richter Gary mit der Prozessirung von Herbert A. La Dow, früherem Clerk der Drainage-Behörde, begonnen werden, welcher angeklagt ist, in vier Fällen falsche Eintragungen in das Protokoll gemacht zu haben. La Dow beging angeblich die Fälschungen, um gewisse Bauunternehmer, welche minderwerthigen Zement für den Bau des Kanals bei Joliet benutzten, zu beschützen.

* Vor dem „Jüdischen Frauen-Verein" wird morgen Nachmittag Dr. Hirsch einen Vortrag halten über „Jüdische Geschichte und Literatur". Für die am nächstfolgenden Dienstag, den 24. April stattfindende Vereins-Versammlung wird ein Vortrag der Frau Henrotin angezeigt über das Thema: „Was hat man unter der guten Gesellschaft zu verstehen?"

Der Grundeigenthumsmarkt.

Folgende Grundeigenthums-Uebertragungen in der Höhe von $1000 und darüber wurden amtlich eingetragen:

Junior Terr., 140 F. westl. von Halsted Str., 20×125, Charles H. Bolster an Charles W. Egan, $13,750.
Fremont Str., 225 F. nördl. von Cornelia Ave. 25×124½, F. J. Burr an Robert A. Burnett, $1.
Southport Ave., 212 F. nördl. von Lincoln Ave., 51 F. bis zur Alley, H. Krauth an Nicholas Fegen, $4000.
Paulina Str., Südostecke Wrightwood Ave., 47½×125 John Northen an H. Treskatsch, $3000.
North Ave., 72 F. westl. von Ridgeway Ave., 24×136, A. J. Blackford an John Hewitt, $1100.
Grundstück 875 Walnut Str., 20 F. bis zur Alley, L. W. Baganza an James H. Coates, $4500.
Dearborn Ave., 50 F. südl. von Chicago Ave., 24½×80, Max L. Brown u. A. durch M. in C. an Bernhard Hesslein, $6375.
Michigan Str., 150 F. westl. von Rush Str., 25×100 Nachlaß von M. McNamara an Thomas J. Starr, $11,000.
Jackson Str., 50 F. westl. von S. 43. Ave., 25×124, C. B. Warner an Edward Fitzgibbon, $7000.
Grundstück 2000 W. Congreß Str., 25×124.7, W. Holland an Leotha Withers, $1700.
Monroe Str., 65 F. westl. von Homan Ave., 25×191, James G. Jones an Maria L. Jones, $2300.
Polk Str., 165 F. westl. von Washtenaw Ave., 25 2-12×149.9, Martin Lewis an Katie F. Redmond, $2700.
De Kalb Str., 297 F. südwestl. von Polk Str., 21×100, E. D. Simpson an Caroline S. Fitch, $3500.
Plum Str., 216 F. westl. von Loomis Str., 24×111, A. Fitzgibbon u. A. an Lylia Warner, $2900.
St. Louis Ave., 71 F. nördl. von 21. Str., 25×122½, Henry C. Saß an Herman L. Paesler, $1000.
Fairfield Ave., 25 F. südl. von 12. Pl., 25×130, J. Thompson an F. Havlicek, $1025.
Grundstück 1261 W. 15. Str., 27×120, John Busse an Emil Busse, $1.
14. Str., 70 F. östl. von Loomis Str., 24×124, Henry C. Saß an Herman L. Paesler, $3000.
E. 41. Ct., 252 F. nördl. von 29. Str., 25×124, W. C. Aldworth an C. Lahn, $1100.
South Park Ave., 220 F. südl. von 33. Str., 24¾×125, Caroline S. Fitch an Samuel D. Simpson, $11,000.
Prairie Ave., 123 F. nördl. von 37. Str., 25×124, William Blair an Emma A. Hamberg, $16,000.

Der Grundeigenthumsmarkt.

Calumet Ave., 116 F. nördl. von 43. Str., 20×129½, E. P. Hopkins an Guy Brockway, $3100.
Champlain Ave., 169 F. nördl. von 45. Str., 25×125 E. P. Hopkins an Guy Brockway, $3700.
Princeton Ave., 264 F. nördl. von 53. Str., 34½×124, Catherine Shreve an Benjamin L. Shreve, $1000.
State Str., 269 F. südl. von 52. Str., 25×100, Carl Hinz an Daniel J. Trahey, $3000.
Fifth Ave., 486 F. südl. vom Garfield Boul., 50×125, Margaret Kennedy an James W. Kennedy, $4000.
Honore Str., Südwestecke 67 Str., 20×130, A. M. Bohnsson an Julius Kaufman, $1.
Evans Ave., 224 F. südl. von 72. Str., 25×124, J. A. Hite an John De Muth, $1975.
Buffalo Ave., 205 F. südl. von 89. Str., 25×140, Nachlaß von von J. Phillips an Mary Phillips, $1067.
Alma Str., 250 F. südl. von Grove Ave., 30×125, David A. Grim an John F. Pruter, jr., $2000.
Grundstück 4400 Emerald Ave., 25×125; Grundstück 4401 Union Ave., 25×125; Grundstück 4403 Union Ave., 25×125, Alice P. Sherman an James H. Ashby, $1.
Herndon Str., 72 F. südl. von Byron Str., 25×123½, John Hyden an Franz J. Carlson, $4500.
Winthrop Ave., 105 F. nördl. von Winona Str., 3×148½, C. E. Lukens an Bessie Koenig, $1500.
Otto Str., 127 F. westl. von Perry Str., 25×125, F. J. Carlson an John Ryden, $2500.
Milwaukee Ave., Nordwestecke Wisner Ave., 75×125, Frank B. Laws an Hans Marwig, $5000.
Whipple Str., 50 F. südl. von Marianna Str., 25×125, P. O. Stensland an Hans Olson, $1800.
Fairfield Ave., 199 F. nördl. von Bloomingdale Av., 25×126, W. J. Reading an Andrew Monson, $1450.
Hoyne Ave., 24 F. südl. von Frankfort Str., 48×100, F. Yaktorowski u. A. durch M. in C. an Schill & Croßmann Co., $1345.
Webster Ave., 72 F. westl. von Robey Str., 24×100, A. Cisnochowski an A. Jablonski, $2265.
Adams Str., 75 F. westl. von 42. Ave., 24×121, E. W. Drake an Edw. A. Wanner, $1000.
Grundstücke 996 und 998 W. Congreß Str., 25×156, Martha J. Belding an William J. Lane, $7250.
Hamlin Ave., 155 F. nördl. von Ogden Ave., 25×119, Max Malten an John Cahill, $5000.
Troy Str., Südwestecke 19. Str., 48×123½, Charles A. Sawyer an Henry M. Waitt, $12,000.
Madison Ave., 50 F. nördl. von 49. Str., 50×150, J. Blossom an William J. Lawlor, $1.
Dasselbe Grundstück, William J. Lawlor an Hatty D. Blossom, $1.
46. Str., 323 F. östl. von Oakley Ave., 225×124, und anderes Grundeigenthum, William T. Farred an Harry W. Dietrich, $10,500.
48. Str., 87 F. östl. von Aberdeen Str., 24×125, F. E. Smith an Mary A. Smith, $1000.
Warren Aves. Südostecke Western Ave., 96×124, E. Kaltenbach u. A. durch den Spezialkommissär an George M. Lester, $8529.
California Ave., 125 F. südl. von Berlin Str., 50×100, Wellington J. Wilson an George E. Read, $15,000.
California Ave., Südostecke Berlin Str., 125×100, Wellington J. Wilson an Francis J. Platt, $38,000.
Parton Ave., 70½ F. südl. von 81. Str., 24×125½, Charles Rubens an Clarence E. Burchard, $1000.
Avenue H, 250 F. südl. von 105. Str., 25×125, Walter Jensen an Louise C. Steinweg, $1100.
Lotter 7 bis 30, Block 5, Jacobs' Resub., Town of Worth; Block 1 bis 16 u.s.w., Jacobs' Evergreen Park Subdivision, Annie M. Prendergast und Gatte (Boston, Mass.), Fannie L. Prendergast und Gatte (Chicago) an Loyal W. Murphy (Chicago), $5300.
Swann Str., 212 F. östl. von Princeton Ave., 24×100, Catherine Shreve an Harry B. Shreve, $100.

Heiraths-Lizensen.

Folgende Heiraths-Lizensen wurden in der Office des County-Clerks ausgestellt:

John F. Smith, Annie E. C. Saatzrein, 27, 27.
Samuel M. Parkhurst, Maggie Duffy, 43, 32.
William Ellis, Mamie Conway, 23, 20.
Thomas Twyer, Mary Murphy, 28, 26.
Adolph Groß, Mabel Bennett, 22, 18.
Joseph Jokolat, Mary Schartner, 24, 22.
George Reyer, Margaret Nelson, 32, 39.
Jan Turcek, Julia McKulec, 40, 38.
Peter J. Weber, Anna Herzog, 30, 20.
Charles J. Hanson, Emma Hansen, 35, 21.
J. Victor Hedman, Anette Schelen, 31, 24.
John Wereta, Edith R. Paice, 20, 17.
Mert McQueen, Blanche Polasschek, 24, 21.
John B. Richmond, Margaret H. Grimer, 43, 33.
Thomas E. Burnett, Milanda D. Skrine, 31, 19.
John Wagnum, Cornelia Pavesloat, 26, 21.
John Mirans, Annie Kohera, 24, 22.
Conrad Dietz, Mary Duesing, 40, 37.
John Monahan, Annie Lynch, 25, 25.
Avery F. Crocker, Mary R. Covey, 23, 17.
John Maloney, Ellen M. Kennedy, 25, 23.
John Malone, Katie Keefe, 30, 25.
Charles Pallakoski, Mary Lipkemann, 25, 21.
Jesse O. Palmer, Etta Barnett, 23, 21.
Otto E. Carlson, Tyre Erlandron, 23, 23.
Mark Shaw, Lillie Pahle, 33, 23.
Frank R. Rosengrau, Alma L. Fust, 26, 23.
John A. Meßbaum, Alice Bartlett, 24, 25.
Robert W. Peters, Jennie Wood, 23, 25.
Fred Aulff, Lena Maag, 24, 23.
Friedrich Bohelman, Cecilie Kuetter, 22, 20.
Celestine Puento, Bridget Sullivan, 28, 23.
John L. Paterson, Annie Ringholm, 40, 39.
Ernest M. Gallup, Minnie E. Willard, 24, 27.
Frank Van Depoele, Sarah O'Malley, 22, 19.
John Mitchell, Margaret O'Connor, 28, 27.
August Panzegram, Ida Marsch, 25, 22.
Fred. W. Sexton, Della Corg, 21, 21.
John J. Aler, Mary Renae, 21, 18.
Albert Parkmann, Minnie Mangilsdorff, 24, 22.
John Thurler, Magdalena Lutz, 33, 23.

Todesfälle.

Nachstehend veröffentlichen wir die Liste der Deutschen, über deren Tod dem Gesundheitsamte zwischen gestern und heute Meldung zuging:

Wagner, August, 81 J., 2807 Butler Str.
Herr, Jakob, 45 J., 4340 Tracey Ave.
Hendriksen, Mattie, 68 J., 16 N. Green Str.
Hendrickson, Klara, 90 J., 146 Sedwick Str.
Wegner, Charles, 17 J., 677 N. Leavitt Str.
Zipfel, Katherine, 71 J., 3801 Dearborn Str.
Bender, Edward, 27 J., 606 W. 21. Str.
Lunon, Martin, 62 J., 1152 N. Lincoln Str.
Fredrickson, Fred., 20 J., 973 N. Leavitt Str.
Brehmer, Adolph, 76 J., 236 Hudson Ave.
Rose, Annie, 42 J., 430 N. 53. Str.
Kroll, Annie, 53 J., 4715 S. Wood Str.
Alexander, John A., 24 J., 518 W. 60. Str.
Harns, Amanda, 34 J., 2328 Dearborn Str.
Rehn, Jakob B., 42 J., 557 W. North Ave.
Starz, Albert, 27 J., 5127 Winchester Ave.
Eckstrom, B., 83 J., 338 Fulton Str.
Tarnow, Mary, 75 J., 537 Fletcher Str.
Wirth, Cäcilia, 55 J., 371 Garfield Ave.
Beisbarth, Edward, 67 J., 554 S. Humboldt Str.
Kladt, Maria, 32 J., 9319 Ontario Str.

* Der Verband der böhmischen Journalisten veranstaltet am 9. Mai in der Halle des „Pilzen Turnvereins" ein Bankett, zu dem auch die Vertreter der englischen und deutschen Presse eingeladen worden sind.

Bau-Erlaubnißscheine

wurden ausgestellt an:

Frank Novak, 1½stöckige Brick-Cottage, 526 25. Ct., $1000.
Michael Gill, 1stöckiger Brick-Anbau und Umbau, 702 W. 21. Str., $1800.
Ernst Pinnow, 1stöckiger Brick-Anbau, 1191 Süd Sacramento Ave., $1000.
G. A. Springer, 1stöckiger Brick-Store, 3055 Indiana Ave., $2000.
S. K. Martin, 2stöckige Frame-Residenz, 12024 Lowe Ave., $1600.
Harris und Henry, 2stöckige Frame-Residenz, 2435 N. Robey Str., $2500.

Marktbericht.

Chicago, den 14. April 1900.

Getreide.

Weizen — Mai	$0.66¼
Juli	0.67¼
Mais — Mai	0.39¼
Juli	0.40¼
Hafer — Mai	0.24
Juli	0.23⅞
Gerste	0.37½—0.44
Roggen	0.56

Provisionen.

Gepökeltes Schweinefleisch — Mai	12.87½
Juli	13.05
Schmalz — Mai	7.27½
Juli	7.37½
Rippchen — Mai	7.22½
Juli	7.20

Verschiedene Gebrauchs-Artikel.

Preise, die von den Engros-Firmen den Kleinhändlern berechnet werden.

Aepfel, gedörrte	$0.05½—0.06½
Pfirsiche, gedörrte	0.07—0.09
Aprikosen	0.14—0.17
Heidelbeeren	0.07—0.08
Himbeeren	0.14—0.15
Rosinen — Muskateller	0.05—0.07
London Layers, per Kiste	2.00
Zantener Curranten	0.08½
Zitronenschalen	0.11
Taragona Mandeln	0.14½
Brasilianische Nüsse	0.05—0.05½
Erdnüsse (Tennessee'er)	0.04½

Spezereien.

Zucker — der Hut, 100 Pfund	6.00
Staubzucker, 100 Pfund	5.70
Speisezucker, 100 Pfund	5.44
Würfelzucker, 100 Pfund	5.75
Konditors' A, 100 Pfund	5.40
„Off A", 100 Pfund	5.20
Thee — Young Hysen	0.25—0.55
Imperial	0.30—0.42
Gunpowder	0.28—0.50
Moyune	0.67—0.72

Nr. 1 Forellen, ½ Faß	6.00
Holländische Häringe, frische, Fäßchen	0.70—0.80
Labrador Häringe, per Faß	8.00

Viehmarkt.

Beste Stiere	$5.40—5.90
Stiere mittlerer Größe	4.55—5.35
Stiere von 900—1000 Pfund	4.40—4.90
Stiere von 1000—1300 Pfund	4.10—4.50
Bullen	2.50—4.20
Kühe und Färsen	3.80—4.00
Färsen	4.10—4.65
Kälber	5.50—7.25
Texanische Stiere	4.40—5.30
Schweine	5.30—5.90
Schafe	3.75—6.70
Lämmer	5.80—7.00

Es wurden während der letzten Woche nach Chicago gebracht: 51,200 Rinder, 4,565 Kälber, 145,345 Schweine, 70,439 Schafe. Von hier verschickt wurden: 17,925 Rinder, 104 Kälber, 32,564 Schweine, 10,087 Schafe.

Marktpreise an S. Water Straße.

Molkerei-Produkte:

Butter—	
Creameries — Extras	$0.18
Erste Qualität	0.16—0.17
Zweite Qualität	0.14—0.15
Dairies — Extras	0.16
Kochbutter	0.12—0.13
Käse—	
Twins	0.12
Cheddars	0.13
Young Americans	0.12½
Brick	0.10—0.11
Limburger	0.10—0.10½
Schweizer	0.12—0.12½
Eier—	
Per Dutzend	0.11½—0.11¾
Bohnen—	
Per Sack	2.02½—2.08
Geflügel, für die Küche hergerichtet—	
Truthühner, per Pfund	0.12
Hühner, per Pfund	0.10—0.10½
Enten, per Pfund	0.10—0.11
Gänse, per Pfund	0.08½—0.09
Lebendes Geflügel—	
Truthühner, per Pfund	0.07½—0.09
Hühner, per Pfund	0.10
Enten, per Pfund	0.09½
Gänse, per Dutzend	4.00—8.00
Kalbfleisch, per 100 Pfund	5.00—9.00
Frische Fische—	
Schwarzer Barsch, per Pfund	0.12½
Zander, per Pfund	0.06½
Hechte, per Pfund	0.05—0.06
Frische Früchte—	
Aepfel, per Faß	$3.00—4.25
Apfelsinen, per Kiste	2.25—3.50

Vergnügungs-Wegweiser.

Powers.—Heute: Deutsche Vorstellung.
Studebakers.—„I Pagliacci“ und „Pygmalion and Galatea“.
Grand Opera House.—„Sister Mary“.
McVickers.—„Cleopatra“.
Lyric.—„Sapho“ und „The Music Hall Girl“.
Great Northern.—„Hello, Bill“.
Dearborn.—„As You like it“.
Criterion.—„Kidnapped in New York“.
„Rienzi“. — Konzerte Sonntag Nachmittag, Mittwoch und Freitag Abend.

Für müßige Stunden.

Preisaufgaben.

Räthsel (305).

Von Chas. Roux, Chicago.

Klingt es störend an Dein Ohr,
Stell' ihm flugs ein Zeichen vor!
Schwingst Du's dann am rechten Ort,
Dröhnt's oft noch viel lauter fort.
Fügst Du noch ein Zeichen an,
Wird ein Ton Dir niemals nah'n.
Noch ein weit'res Zeichen gibt,
Was als Paar sich zärtlich liebt.

Worträthsel (306).

Von Henry Langfeldt, Chicago.

Schon Mancher hat das Erste geschossen,
Ohn' daß ein Tropfen Blut geflossen.
Schmackhaft und dienlich ist das Zweite,
Und doch verachten's manche Leute.
Wenn's Erste auf der Weide springt,
Der „Robin“ ihm sein Liedchen singt.
Zur Frühlingszeit, der manchmal linden,
Wirst das Ganze Du stets finden,
Wo unser Herrgott „den Arm rausstreckt“—
Paß' auf dann, daß es nicht zu gut schmeckt.

Silbenräthsel (307).

Viersilbig.

Von G. Michael, Hammond, Ind.

Magst Du die Ersten und die Zweiten,
So ißt Du auch das Ganze gern.
Das Ganze und die ersten Beiden
Sind heut', zu Ostern, Dir nicht fern.
Nimm dann das Herz noch von dem Ganzen
Und setz' ein and'res Zeichen ein:
So ist es heut' ein groß' Vergnügen
Für Deine lieben Kindelein.

Veränderungsaufgabe (308).

Von C. L. Scharien, Chicago.

Herr, Karat, Hefe, Kohl, Mais, Eider, Boeren, Ferien, Kaffe.

Vorstehende Wörter sind dadurch in neue umzubilden, daß man ihnen je einen Buchstaben entzieht und an dessen Stelle einen anderen Buchstaben setzt. Die neu eingesetzten Buchstaben nennen in der Reihenfolge der Wörter ein uraltes Fest.

Zusammensetzaufgabe (309).

Von Frau Emmy Klenke, Chicago.

ra, al, ge, ei, en, ra, ha, ost, ar, ne, nech, rho, ard, ed, u, en, sa, ring, ei, thue, ein, le, sie, hal, dil, dat, i, can, bis, di, amm, ei, e, neu, bis, hun, ge, hel, for, op, sa, mo, erz.

Vorstehende Silben und Buchstaben sind zu 16 Wörtern zusammenzusetzen, die nennen:

1. Eine Insel im Stillen Ozean.
2. Einen biblischen (weiblichen) Namen.
3. Einen Edelstein.
4. Ein Gebirge in Deutschland.
5. Einen alten Volksstamm.
6. Ein Säugethier.
7. Ein Vogelei.
8. Einen Amtsbewerber.
9. Eine alte Universitätsstadt in Deutschland.
10. Einen abgelegenen frommen Ort.
11. Eine Himmelsrichtung.
12. Einen Theil von Afrika.
13. Eine schöne Landschaft Deutschlands.
14. Einen männlichen Vornamen.
15. Einen Fluß in Frankreich.
16. Einen Fluß in Deutschland.

Die Anfangsbuchstaben dieser 16 Wörter, von oben nach unten gelesen, und die Endbuchstaben ebenso gelesen, ergeben einen zeitgemäßen Zuruf und Glückwunsch an alle Mitglieder der „Räthselecke“.

Osterei-„Kryptogramm“ (310).



Am Ostermorgen fand Lisettchen
Dies schöne Ei vor ihrem Bettchen;
Sie öffnet' es mit schneller Hand,
Und an dem Inhalt, den sie fand,
Verklärt ihr leuchtend' Auge hing!
's war d'rin ja ein —.

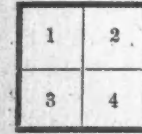
Es werden wieder mindestens sechs Bücher als Prämien für die Preisaufgaben — je ein Buch für jede Aufgabe, wobei das Loos entscheidet — zur Vertheilung kommen — mehr, wenn besonders viele Lösungen einlaufen. Die Zahl der Prämien richtet sich nach der Anzahl der Lösungen. Die Verloosung findet Freitag Morgen statt und bis dahin spätestens müssen alle Zusendungen in Händen der Redaktion sein. Postkarten genügen, werden die Lösungen aber in Briefen geschickt, dann müssen solche eine 2-Cents-Marke tragen, auch wenn sie nicht geschlossen sind.

Die Prämien sind in der „Office der Abendpost Co.“ abzuholen. Wer eine Prämie durch die Post zugeschickt haben will, muß die ihn vom Gewinn benachrichtigende Postkarte und 4 Cents in Briefmarken einschicken.

Nebenräthsel.

Kreuzräthsel.

Von Frau Neu, Whiting, Ind.



Als Fräulein 1 2 sah den schönen 2 4,
Da wurd' ihr trüber Blick 3 4:
Sie sprach zum 2 4: „Ich bin Dein,
Doch nenn' ich keinen 3 4 mein!“
Da wandte sich der Böse ab,
Und bald die 1 4 wurd' ihr Grab.

Silbenräthsel.

Eingesch. von Alfred Foelsch, Chicago.

Der Ersten Paar liebt Pomp und Pracht,
Der Zweiten Paar kommt täglich an,
Und täglich wird vom Arbeitsmann
Das Ganze ungesäumt gemacht,
Und Weniges ist in der Welt,
Was seinem Herzen mehr gefällt.

Gleichklang.

Eingesch. von J. J. Hennecke, Chicago.

Wo man ist lustig, ausgelassen,
Hörst Du die Einzahl sicherlich;
Die Mehrzahl zeigt auf Straßen, Wegen,
Sogleich nach jedem Regen sich.

Silbenräthsel.

Von Frl. Erna Schwaan, Chicago.

Die erste Silbe wird allein,
Stets ein Ausrufungswort nur sein!
Das Zweite steht am Himmel. — Das Ganze dann
Gibt Dir einen hohen Festtag an.

Rechnenaufgabe.

Zwei Väter und zwei Söhne sollen sich drei Aepfel theilen, und jeder soll einen ganzen bekommen.

Lösungen zu den Aufgaben in voriger Nummer:

Räthsel (300).

Derwisch — Der Wisch.
Richtig gelöst von 48 Einsendern.

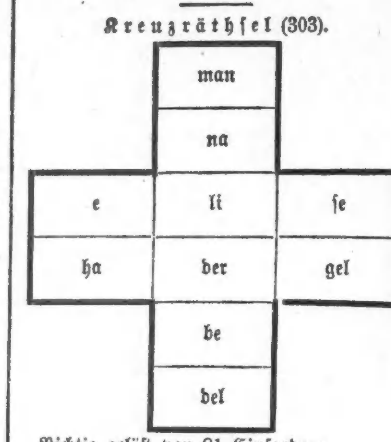
Räthsel (301).

Stab.
Richtig gelöst von 81 Einsendern.

Silbenräthsel (302).

Bierbrauerei.
Richtig gelöst von 76 Einsendern.

Kreuzräthsel (303).



Richtig gelöst von 81 Einsendern.

Zahlenräthsel (304).

Paul Krueger—Lord Roberts aus Portugal, Arno, Ulmer, Leopard, Kalender, Roccoco, Urlaub, Erie, Gerber, Eberhard, Nebbers.
Richtig gelöst von 85 Einsendern.

Bilderräthsel (305).

Amtsri(e)chter — am ts riecht er.
Richtig gelöst von 15 Einsendern.

Richtige Lösungen

sandten ein:

Henry Langfeldt (4); J. C. Weigand (6); Anna Consoer (5); Max Lindner, Fort Wayne, Ind. (1); Alfred Wolfframm (4); Frau Minnie J. Pause (2); J. M. Bals (2); Max v. Kreutzberg (4) Paul Piroch, Ft. Wayne, Ind. (2); A. Moerl, sen. (5); Frau Neu, Whiting, Ind. (5); Gustav Schuetze (5); Wm. Schaper (4); George Rüdiger (5); Theo. C. Goebel (5); G. Michael, Hammond, Ind. (5); C. W. Beßler (4); „Camilla“ (3); Chas. Roux (6); Alfred Foelsch (5); J. J. Hennecke (2); Frl. Adelheid Krause (5); Frau A. M. Rauch (5); Bertha Storm, Chicago Heights (5); Frau Minnie Kreutzberg (4).

Frau Virginia Kemmet (4); Frau Ida Melkowsky (6); Ella Groß (5); Kate Andresen (2); F. L. Graf (5); Joseph Singer (4); Frau A. Christmann (3); Marie Raecke (5); Emil Muenchow (4); Ungenannt (4); Frau Frieda Ladewig (3); L. Schmalholz (3); Frieda Wörner (3); Frau Paulina Schoepfer (3); G. Bieleck (5); Robert Stumpf (3); Frau Emmy Klenke (4); Frau K. Mueller (5); Frau Marie Lange (4); Frau Anna Pinnow, Maywood, Ill. (3); Wm. Becker (4); H. Meyer (3); Anna Glattacker (4); Frau Minnie Torge (3); Bertha Janz (3).

Wm. Deubel (4); Albert Diescher (1); Frau E. Rosenow (2); Frau Roetzheim (4); Anna Linkel (3); E. Dreyer (3); Ferdinand Joggerst (1); W. Schmidt (3); A. F. Hintze (5); Frau M. Wiese (2); Frl. Anna Dieckelmann (2); O. Matthes (1); Ferdinand Joggerst (3); Frau E. Bahn (4); Frau Bertha Knuepfer (3); Georg Tauscher (1); Frau Anna Huber (4); Frau H. Froehlich (5); C. L. Scharien (6); Frl. Rose Tichy (3); P. Herres (4); Frau Helene Huth, Downers Grove, Ill. (3); Frl. Rosa Werner (5); Luise Ploner (4); Wm. Becker (1).

Frau Emma Rieß, South Bend, Ind. (2); Frl. E. Mueller (5); Clara Kautz (4); Frau Bertha Liebich (4); Frau A. Wilke (2); Henry Brasch (5); Frl. Marie E. Glick (2); „Rieckchen“ (4); Rudolf Schweitzer (5); Alma Boehme (5); Selma Sawush (4); „Lieschen“ (4); O. W. Staib, Bartlett, Ill. (5); Hugo Petersen (2); Andy Seifert, South Bend, Ind. (2); Frau Milling (5); Simon Schaffner (1); Gustav Beduhn (2); Frau F. Nathanson (3); Frau J. Schwanenberg (2); Frau Laura Meier (2); L. H. Benson (4); Fritz Allner (5); Andrew Heimburger (5); L. Ostertag (5).

Fred. Hulpp (4); Peter Arold (3); Geo. Geerdts, Maywood, Ill. (6); Michael Schmitt (4); Paulina Gebauer (2); Robert Vanselow (2); Frau Louise Kreutzberg (2); H. Timm (4).

Prämien gewannen:

Räthsel (300). — Loose 1—48; Frl. Adelheid Krause, 208 E. Blackhawk Str., Chicago; Loos No. 15.

Räthsel (301). — Loose 1—81; A. Moerl, sen. (keine Adresse), Chicago; Loos No. 7.

Silbenräthsel (302). — Loose 1—76; Robert Vanselow, 472 N. Marshfield Av., Chicago; Loos No. 76.

Kreuzräthsel (303). — Loose 1—81; Frl. E. Mueller, 795 W. 20. Str., Chicago; Loos No. 59.

Zahlenräthsel (304). — Loose 1—85; Anna Linkel, 565 N. Halsted Str., Chicago; Loos No. 50.

Bilderräthsel (305). — Loose 1—15; J. C. Weigand, 982 S. Millard Ave., Chicago; Loos No. 1.

Lösungen zu den „Nebenräthseln“ in voriger Nummer.

Rechnenaufgabe. — Die Mannschaft stellt sich so auf, daß — vom Kapitän angefangen — die Schwarzen sind der 5., 6., 7., 8., 9., 12., 16., 18., 19., 22., 23., 24., 26., 27. und 30. Mann.

Silbenräthsel. — Abendpost.

Worträthsel. — Schneeglöckchen.

Räthsel. — Revue — Reue.

Die Nebenräthsel wurden sämmtlich oder theilweise richtig gelöst von:

J. C. Weigand; Anna Consoer; Alfred Wolfframm; Rich. J. Pause; Willy Woydt; Frau Neu, Whiting, Ind.; Gustav Schuetze; George Rüdiger; Theo. C. Goebel; G. Michael, Hammond, Ind.; C. W. Beßler; „Camilla“; Chas. Roux; Alfred Foelsch; J. J. Hennecke; Frl. Adelheid Krause; Frau Minnie Kreutzberg; Frau Virginia Kemmet; Hedwig Woydt; Frau Ida Malkowsky; Ella Groß; F. L. Graf; Joseph Singer; L. Schmalholz; Frau Paulina Schoepfer; G. Bileck; Robert Stumpf; Frau K. Mueller; Frau Marie Lange; Frau Anna Pinnow, Maywood, Ill.; H. Meyer; Anna Glattacker; Bertha Janz; Johann Reiker; Frau E. Rosenow; Frau Roetzheim; Anna Linkel; Ferdinand Joggerst; W. Schmidt; Frau E. Bahn; Frau Anna Huber; Frau H. Froehlich; C. L. Scharien; Frau Helene Huth; Luise Ploner; Henry Wemmel, Pullman; Clara Kautz; Frau Bertha Liebich; Frau A. Wilke; Henry Brasch; „Rieckchen“; Frau Milling; Simon Schaffner; Frau Laura Meier; H. L. Benson; L. Ostertag; Peter Arold; Geo. Geerdts, Maywood, Ill.; Michael Schmitt; Paulina Gebauer; Frau Louise Kreutzberg; H. Timm.



Der Räthselonkel.

Briefe an den Räthsel-Onkel.

Chicago, 13. April 1900.

Lieber Onkel!

Da bin ich und melde mir gehorsamst zurück! wie es beim Kommis heißt. — Wenn Sie mich aber auspumpen wollen, wie ich es angestellt, ohne Geld mich von Pretoria nach meiner theuren Vaterstadt durchzuschlagen, so werden Sie so wenig aus mir, wie aus der Wüste Sahara herausbekommen; ich bin vollständig incommunicado. Denn ich habe einen furchtbaren Schwur leisten müssen, Nichts zu verrathen; nur das Eine will ich Ihnen bekannt geben, daß mich weder Ihr Vorschuß noch der Prophet Elias auf seinem feurigen Wagen hierher gebracht hat. Also ich bin da und damit Punktum.—Am Nächsten lag mir bei meiner Ankunft meine Alte — natürlich ist das hier nicht wörtlich zu nehmen. Ich machte mich also nach unserer früheren gemeinschaftlichen Wohnung auf den Weg.—Ich habe Ihnen das Tennementhaus des Oefteren beschrieben; schön ist es da nicht, schön ist etwas anderes, — aber die Völker, so da drin wohnen, sind recht schön gemischt — hat ja auch sein Gutes. Man versteht sich wenigstens nicht! — Zuerst wollte ich unangemeldet heraufstürmen und Rechenschaft von ihr fordern, aber dann fiel mir die verdammte Geschichte mit den eirischen Weibern ein, dann die Penelope-Episode, dann der Hobo — dann die Thatsache, das die Weisheit der Vorsicht Tochter ist, kurz, anstatt selbst hineinzugehen, legte ich mich in die Alley neben den „Cheenee Sam“-Saloon auf die Lauer. Sam ist die Bierkuh, die von Morgens bis Abends gemelkt wird.

Es dauerte auch keine fünf Minuten, da kam die Mrs. McCarthy mit dem Growler unter der Schürze. Mrs. McCarthy ist eine verwittwete Waschfrau, oder besser gesagt eine verwaschene Wittfrau, die in dem Hause die Stelle des öffentlichen Gewissens vertritt. Wie den Erinnyen der Alten: ihr blieb Nichts verborgen: in ihrem großen Schuldbuch sind die Sünden der Jungen und Alten verzeichnet. Ich begrüßte sie freundlich, denn ich wollte ein Bischen in diesem Konversations-Lexikon blättern. — „Bleß my soul,“ rief sie, „the fat Dutchman is back!“ — Ich wollte fragen, aber, lieber Onkel, eine eirische Waschfrau fragen, wenn sie ungefragt bereits antwortet, ist ein Ding ganz außer Frage. Zuhören, gut zuhören, ist auch eine Kunst. Und ich hörte zu, ich hörte, bis mir Hören und Sehen verging, denn was ich zu hören bekam, war unerhört.

Ich wäre der schlechteste Kerl in der Welt: Wegen böswilligen Verlassens hätte sich meine Alte scheiden lassen. In Folge dessen hätte ich in England Pferde gestohlen, wofür sie den Hobo geheirathet hätte, und die Engländer mich aufgehängt hätten. —

Dann „brähfte“ sie mich für einen Nickel für „Good Luck“ und verschwand im Bierkuhstall, um zu melken. —

Jetzt also, wenn ich die Mode hätte mitmachen wollen, hätte ich mir einen Revolver kaufen müssen. Mit diesem Revolver müßte ich die Alte, den Hobo, und „last but not least“ — mich todtschießen.

Wissen Sie, was ich that? Ich kaufte mir einen furchtbar großen Schnaps (Cheeneebooze), dann noch einen, und zuletzt den dritten. —

Dann setzte ich mich in die Ecke und philosophirte. Die ganze Welt ist wieder mein. — Ich bin der glücklichste Mensch. — Das zwanzigste Jahrhundert hat dort unten in Süd-Afrika mir das Leben gerettet — jetzt hat es mich von dem Satan befreit — ich bin wieder frei — ich kann wieder heirathen ... vielleicht eine von dem Onkel seinen Nichten ... oder die Mrs. McCarthy ... nein, das zwanzigste Jahrhun ... hun ... dert ...

„Say“, sagt da der Stallknecht der Bierkuh, „Landsmann, Sie schnarchen ja fürchterlich ... gehen Sie doch lieber nach Hause.“

„Nach Hause? Hause? Habe ich ein „Hause?“ — Nein, der See ... der brüllende See schreit nach seinem Opfer ... ich komme. Good bye ... Onkel ...!“

Am nächsten Morgen hatte ich Kopfschmerzen. Ich glaube, das kommt vom Klimawechsel. A. W.

11. April 1900.

Lieber Räthselonkel!

S'ischt traurig aber wohr! Des baßt desmol au ganz guat für mi, sitz i do nett n paar Obed ond roth ond verbrich mir mein Kopp, bis i endlich amol 4 Uffgaba g'löst han, vergiß aber ganz ond gar's Fortschicka (mei Alter secht zwor, i soll liaber nex schreiba davo, 's glaubt's mer jo doch kai's), aber wohr ischt's. I glaub aber, daß do des Mailüfterl dran schuld hot, wo letschte Woch g'schwend über Chicago g'fegt ischt, des hot mir wohl mei bisle Sitzleder vollends g'nomma, denn em Haus hot mi's nemme g'litta. Dui Woch ischt des Deng freila anderscht, ond wenn's so fortmacht, gibt's bis Suntig de schönst Schlittafahrt.

Au en schöna Gruaß an mei Landsmänne, ond's reut me heut no, daß i sella Suntig dui Schwobatanta nett g'hört han, do mags jo herganga sei, wia uff am Bergamer Märkt? I will aber, wenn ner drei kommt, des Verseimte nochhola am Oster-Suntag in der Nondorfs-Hall bei dem Schwobakränzle. Einschtweila grüaß Alle a Bäsle.

Chicago, 10. April 1900.

Armer Onkel!

Obwohl ich weiß, wie viel Sie geplagt werden, und ich Sie von ganzem Herzen bedaure, so kann ich doch nicht umhin, Ihnen eine sehr traurige Nachricht mitzutheilen. Denn denken Sie sich, Onkelchen, die Julie ist ge—dyed!

Ich bin ganz untröstlich, aber das Unglück ist nun einmal geschehen, und da ist nichts mehr zu ändern. Gewundert hat's mich schon lange, daß ihr nichts passirte, denn sie hatte ihre Nase immer überall drin, aber jetzt hat sie ihren Lohn empfangen! Ich habe auch wieder Verlust dadurch, denn jetzt kann ich nur blaue, grüne und gelbe Ostereier färben, denn die Julie hat die ganze rothe Farbe (aus Versehen natürlich!) ausgetrunken. So, jetzt muß sie Ostern daheim bleiben, während ich spazieren gehe!

Ach, liebes Onkelchen, mein Osterhütchen ist zu schön — „a la Parisienne“.

Hoffend, daß Sie nicht zu viele Eier essen, verbleibe ich Ihre treue Nichte Topsy.

Chicago, 8. April 1900.

Der hinkenden Nichte erlaube ich mir, ein Verschen zu schicken:

Trink' ich, so hink' ich;
Trink' ich nicht, so hink' ich doch;
Drum will ich lieber trinken und hinken,
Als nicht trinken und doch hinken.

Freundlichen Gruß von Camilla.

Ostergruß.

Wacht auf! Euch grüß' der Ostermorgen,
Euch weck' des Lenzes Herrlichkeit!
Laßt schlafen dunkle Alltagssorgen,
Zieht an das Kleid der Fröhlichkeit!
Jauchzt froh und jubelt mit uns Allen!
O singt und freut Euch dieser Welt;
Schwingt auf Euch mit den Sonnenstrahlen
Zum Götterlicht! Zum Himmelszelt!

Wacht auf, wenn Wälder grün erwachen,
Aus langem, langem Winterschlaf!
Es klinget Euer munter Lachen
In unsern Herzen hallend nach.
Wenn Eure Saiten froh erklingen,
Von Euren Lippen klingt das Lied,
Auch uns're Harfen leise singen,
Der Ton wohl in die Ferne zieht. —

Wacht auf! Ihr Basen und Ihr Vettern;
Beglücket uns mit Eurem Sang;
Von Allem singt, selbst von den Göttern,
Daß uns die Zeit nicht werde lang.
Sagt nicht: „Ich weiß nichts zu erzählen!“
Seufzt nicht: „Wo nehm ich Federn her?“
Schreibt nur, und sollt zu Tod Ihr quälen
Ein ganzes großes Gänseheer.

Wacht auf! Und bringt uns Neuigkeiten
Von Stadt und Land, vom Himmel fern,
Sagt uns, ob man beim steten Gleiten
Entdeckt vielleicht 'nen neuen Stern.
Denkt unsrer, wenn zur Abendstunde
Ein Windhauch Eure Stirn' umweht;
Gedanken sind's! Sie geh'n die Runde
Durch Wald und Flur am Abend spät.

Wach auf! Du alte Räthselecke,
Die Musenkinder rüttle wach;
Die Fledermaus aus dem Verstecke,
Die Schwalbe von dem Nest am Dach
Scheuch auf, und dort dem faulen Kater
Leg' Pulver unter's bunte Fell;
Dem Stummen in dem Welttheater,
Löf' ihm die lahme Junge schnell.

Wach' auf! Du Onkel, alter, lieber,
Es kling' Dein Horn, tön' die Schalmei;
Dein Räthselschiff, es zieh' vorüber
Mit „Alle Mann an Bord“ auf's Neu'!
Von fernen Zonen werden kehren
Mit Deinem Schiff zur Heimath sie,
Und werden wärmer Dich verehren,
Und brechen Ihre Treue nie! L.

Chicago, April 1900.

„Durch Nacht zum Licht!“

Auch in der Räthselecke
Ruft's hier ein armer Wicht,
Daß Echo es erwecke,
Bei Onkel, Tanten, Vettern, Basen,
Die letzte Zeit sich ganz vergaßen;
Wacht auf, reibt Euch die Augen!
Sind es die Nachweh'n eines Balles,
Daß Euer Geist nicht mehr will taugen,
Ist es gar der Election Dalles?
Heraus mit einem Witz,
Du holde Base!
Für den Gedankenblitz
Leg' Dir der Osterhase
Sein größtes Ei!
Darinnen schaust Du gern
Deinen künft'gen Eheherrn.
Und Ihr, Ihr Vettern,
Auch nicht minder,
So lange Ihr noch ledig seid,
Schicket ein die Geisteskinder
Zur Räthselecke — macht sie breit.
Zum Lohn gibt es — bei Onkels Nase! —
Als Eheweib 'ne Räthselbase.
Und frohes Ostern mit viel Sums
Wünscht Euer
Räthselecken Bums.

Chicago, 10. April 1900.

Lieber Onkel!

Es geht doch nichts über eine schöne Geschichte, in der sie sich „kriegen“. Ich hoffe, die Räthselbasen haben die Roman-Fortsetzung der „Abendpost“ vom 3. April gelesen, wissen Sie, Onkelchen, das von den Himmbeersträuchern — es war zu nett, ach, und die süßen Erinnerungen, die es wachruft! — Da soll einer z. B. das Geschichtchen, betitelt: „Das Gänschen“ vom 4. April lesen — und vergleichen — dieses öde traurige Ende, und warum? Weil „Sie“ eben eine Gans war und „Ihn“ nicht nehmen wollte, wie dumm! Uebrigens, Onkel, von jetzt an werde ich Ihnen auch von Allem was vorkommt, die Schuld zuschieben, denn Sie haben mich im innersten Herzenswinkel gekränkt, aber es soll Ihnen heimgezahlt werden, verlassen Sie sich darauf. Gruß von Ihrer Nichte L. M.

Stimmung.

Auf das tagesmüde Dörfchen
Sinkt der Abend still hernieder;
Nur ein Windhauch leis und linde
Zieht durch's Riedgras hin und wieder.
Fern am Waldsaum schwebt der Nebel
Schweigend — schemenhaft und düster;
Doch vom schilfumkränzten Weiher
Tönt der Nixen süß Geflüster — —

— — — — — — — — — — —

Vor die Stallthür setzt mit Nachruck
Hanne sich, die derbe Kuhmagd;
Schwelgt bei hrer Käsestulle,
Weil die ihr am besten zusagt.

George Rüdiger.

Räthsel-Briefkasten.

Frau Paulina Sch.; Kate And.; G. Rüdiger; C. W. B.; Frau Neu; C. L. Sch.; Frau Bertha L.; Hugo P.; Peter A.; Frau Lina S. — Neue Aufgaben dankend erhalten.

Frau K. M. — Das glaubt der Onkel gern, daß die eingeschickte Aufgabe viel Mühe gemacht hat und er wird sein Möglichstes versuchen, sie benutzen zu können. Nur fürchtet er, daß die „Pfeife“ nicht in eine Spalte zu bringen ist und dann wär's schlimm!

Marie L.—Eine Ihrer Aufgaben wird nächste Woche erscheinen. — Ihre Andeutungen über den „Max“ werden immer räthselhafter. — Da könnte ja am Ende auch der Onkel noch auf seine alten Tage das Fürchten lernen. Gruß!

Frau Anna P. — Dank für den freundlichen Gruß!

Frau Bertha J. — Dann allerdings trägt der Onkel die Schuld. Er wird versuchen, sich zu bessern.

Frau Anna L. — „Bevorzugte“ Neffen und Nichten gibt's nicht. Der Onkel bildet sich ein ganz Stück ein auf seine Unparteilichkeit und wacht darüber wie eine Glucke über ihre Küchlein. Bei der Auswahl kommt nur die „Qualität“ der Aufgaben in Betracht — sie sollen nicht zu schwer sein und nicht zu leicht usw. — Dank und Gruß.

C. F. H. — Ist schon vor einiger Zeit gebracht worden.

Hedwig W. — Ihr Osterräthsel kam leider zu spät zur Benutzung.

Camilla. — Sie werden schon wieder kommen, die Ungetreuen. Der Onkel hat warten gelernt und — everything comes to him who waits. — Gruß!

Simon Sch. — Dank für den freundlichen Gruß. Hoffentlich wird auch Ihnen Ostern ein Fest ungetrübter Freude sein.

John Z. — Die 88—22-Aufgabe schon dagewesen.

Ildeph. v. D.—Das eingesandte Ostergedicht ist hübsch, aber doch nicht passend zur Benutzung in der „Räthselecke“. Es ist dazu zu ernst und zu allgemein gehalten und dann — „Amselschlag und Lerchenlieder“? — Davon ist hier doch blutwenig zu merken. — Das Gedicht wird Ihnen ausnahmsweise durch die Post zurückgeschickt werden.

Max. — Also noch nicht zur Beichte bereit? Dann kommen Sie auch nicht zur Absolution. Trotz alledem: Fröhliche Ostern und vergnügtes „Muhven“! — Wissen Sie, was des Onkels alter Lehrer einmal zu ihm sagte? — Hören Sie: „Mein Sohn“, sagte der Alte, „schriftliche Liebenswürdigkeiten sind gut — mündliche besser. Man soll überhaupt nur brieflich erledigen, was man mündlich nicht oder nicht so gut besorgen kann.“

Frau L. M. — Wie können Sie einem harmlosen Scherz nur so schlimme Deutung geben?! — Dem Onkel ist es gar nicht im Traum eingefallen, etwa sticheln oder gar kränken zu wollen. Sie glauben das in Wahrheit selber nicht, und es ist Ihnen gar nicht Ernst mit Ihrer Rachedrohung — deshalb „ferchtet“ der Onkel sich auch nicht. — Allemal — „kriegen“ müssen sie sich! Gruß.

Der Diebstahl von 450,000 Francs

Bei hellem Tageslicht wurde kürzlich die Pariser Nordbahn das Opfer eines mit verblüffender Sicherheit ausgeführten Diebstahls. Es sollten 630,000 Francs in einem kleinen Wagen an die Bank abgesandt werden. Die Summe setzte sich zusammen aus 50,000 Francs in 500-Francs-Banknoten, 400,000 Francs in Noten zu 100 und 50 Francs und 180,000 Francs in Münzen. Der Hauptkassirer Chapatont überwachte die Manipulation. Ein zweiter Bediensteter, Christophe, trug zuerst das gemünzte Geld zum Wagen, nachher die 400,000 Francs in Banknoten, die in einem Sack waren, den er Chapatont übergab. Dieser plazirte den werthvollen Sack auf den Sitz des Kutschers, um den Sack nach der Einlagerung des Münzgeldes im Wagen zu verwahren. In diesem Momente trat ein Mann auf ihn zu, klopfte ihm auf die Schulter und bat mit stark englischem Accent, ihm den Weg nach dem Boulevard Magenta zu zeigen. Und im selben Momente kam ein anderer Mann an den Kutscher heran und fragte ebenfalls mit englischem Accent: „Wo bekommt man ein Billet nach London?“ Der Haupt-Kassirer wandte seinen Kopf nach rechts, um Boulevard Magenta zu zeigen, der Kutscher wieder drehte sich nach links, um dem Reisenden die Fahrkartenkasse zu weisen. Diese Doppelbewegung der beiden Bediensteten benutzte ein drittes Individuum, nahm den Sack mit den 450,000 Francs und entfernte sich. Ebenso rasch waren die beiden anderen Gauner verschwunden. So blitzschnell wurde dieser Koup ausgeführt, daß von den 30 Personen, die aus Neugierde herumstanden, Niemand etwas Auffälliges bemerkt hatte. Die unglücklichen Bediensteten, die viele Jahre im Dienste der Gesellschaft sind, und die keinerlei Verdacht trifft, waren ganz verzweifelt. Natürlich wurden seitens der Polizei die umfassendsten Recherchen nach den Dieben eingeleitet, doch wird es schwer sein, so überaus raffinirte Gauner zu erwischen.

— Holder Ausgleich. — Kunde: „Die Dame, die Sie mir empfehlen, hat aber Haare auf den Zähnen!“ — Vermittler: „Ja, aber das gleicht sich aus; sie hat desto weniger auf dem Kopfe!“

— Möglich. — A.: „Die Frau Baronin besucht aber doch jedesmal das Theater, wenn ein modernes Sittenstück gegeben wird!“ — B.: „Ja, wahrscheinlich sucht sie nach einem Ehescheidungsgrunde!“

— Rigoros. — „Der Vegetarianer Kohlmeier ist aus Ihrem Vereine ausgeschlossen worden?“ — Obmann des Vegetarianervereins: „Ja mit Recht! Ein schöner Vegetarianer das, welcher sich fleischfressende Pflanzen hält und eine Schneckenstiege in seinem Hause duldet!“

Ueber das Sterben.

Von Hofrath Prof. Nothnagel, Wien.

Einer der größten Feinde des Todes, ein Arzt von Weltruf, Hofrath Prof. Nothnagel, hat im Börsendorfer Saale in Wien vor einer auserlesenen Hörerschaar über das Thema: „Sterben" einen Vortrag gehalten. Der berühmte Professor sprach als Mediziner; aber dieser Gelehrte, welcher im edelsten Sinne des Wortes der Typus des deutschen Gelehrten genannt werden kann, ist nicht nur Arzt, sondern auch Philosoph, und aus der engeren Welt seiner Spezialwissenschaft heraus hat er sich auf die freie Höhe des Denkers gestellt, dem nichts Menschliches fremd ist. So erhebt seine Meinung, wenn er über ein Problem spricht, wie es das von ihm gewählte war, doppelten Anspruch, gehört zu werden, weil sie die Meinung eines Forschers und eines Weltweisen ist. Professor Nothnagel führte aus:

„Sterben — ein düsteres Wort, umwoben von Schrecken und geheimnißvollem Grauen. Sterben — eine Vorstellung so tiefen Ernstes voll, daß nur der Stumpfsinnige sie gleichgiltig hinnimmt. Wohl wird sie von heldenhaften Herzen furchtlos ertragen im gesteigerten Affekt eines großen Empfindens, oder ergeben von frommen Gemüthern in erhebendem Glauben; wohl vertieft sich der forschende Geist ruhig und sinnend in sie, und der muthlos Schmerzbeladene fühlt sie seinem qualvollen Leid gegenüber sogar als Glück — die unendliche Mehrzahl jedoch weist sie mit Bangen oder selbst Angst von sich ab. Denn Sterben bedeutet die Vernichtung des Lebens. Der Trieb zum Leben aber ist eine der Menschennatur innewohnende Eigenschaft. Sämmtliche Lebewesen besitzen in bestimmten Grenzen eine gewisse individuelle Erhaltungsfähigkeit. Im thierischen Organismus, namentlich in seinen höheren Formen, offenbart sich daneben ein starker Erhaltungstrieb. Und in dem bewußten Lebewesen, dem Menschen, wird dieser Trieb so mächtig und beherrschend, daß ein Egmont nur schwer von der süßen Gewohnheit des Daseins scheiden mag, und Friedrich von Homburg vor dem Sterben graut.

Seltsam, aber Thatsache ist, daß für Viele nicht so sehr der Tod an sich, als das Sterben einen so furchterregenden Begriff bildet. Der Tod bedeutet für diesen das Emporsteigen in eine himmlische Seligkeit, für jenen das Versinken in die absolute Vernichtung. Aber den Vorgang des Sterbens umgibt Schrecken. Vor der Phantasie steigt das physisch-peinigende Bild empor, wie die Schatten des Todes auf das erstarrende Antlitz sich herabsenken; der Andere meint, daß der grausame Folterer des duldenden Menschengeschlechtes, der Schmerz, selbst beim Ausklingen des Lebens sein Opfer noch umfangen hält. Den Meisten aber verzerrt eine unbestimmbare Angst den Gedanken an jene letzte feierliche Stunde, welche uns aus dem sonnigen Licht des Lebens hinüberleitet in das ewige Schweigen des Nichtseins. Nur über diese letzte Stunde hinweg sein! dringt es aus der angstvoll beklommenen Seele. Todtsein ist ihnen nichts im Vergleich mit den vorgestellten Schrecken des Sterbens.

Was ist das Sterben? Sterben ist diejenige Phase in dem Dasein des Organismus, in welcher die Lebensäußerungen der Körpersubstanz entweder schrittweise immer mehr abnehmen, bis sie ganz aufhören, oder auch plötzlich so stark gehemmt werden, daß sie völlig erlöschen. Mit logischer Nothwendigkeit würde sich hier sofort die andere Frage aufdrängen: Was ist das Leben? Diese aber eröffnet, ob man sie unter philosophischem oder unter naturwissenschaftlichem Standpunkt erörtern wollte, eine so endlose Perspektive, daß wir hier nothgedrungen auf sie verzichten müssen. Sogar bezüglich unseres eigentlichen Themas müssen wir uns vielfach beschränken; vor allem muß das große Problem von der Endlichkeit oder der Unvergänglichkeit der Materie ganz beiseite bleiben. Und noch mehr. Wie das Bakterium, wie die tausendjährige Eiche, wie die Amöbe und die aufsteigende Reihe der thierischen Organismen stirbt, ist für den Forscher von höchster Wichtigkeit. Die dort gewonnenen Beobachtungsresultate lassen sich vielfach direkt auf das höchste Lebewesen übertragen, ihre Einzelheiten interessiren aber die Allgemeinheit nicht. Die Menschen bewegt vor allem das Loos des Menschen.

Warum müssen wir sterben? Welche Vorgänge sind es, die unausweichlich dahin führen, daß die Lebensäußerungen der unseren Körper zusammensetzenden Substanz, der die Organe aufbauenden Zellen aufhören? Auf das höchste überraschend tritt uns hier vor allem die Thatsache entgegen, daß die allerwenigsten Menschen eines natürlichen Todes sterben, vielleicht kaum einer unter hunderttausend. Das anscheinend Auffallende, Seltsame dieses Satzes entfällt sofort durch die Erläuterung, die das Wort „natürlich" hier in streng naturwissenschaftlichem Sinne zu nehmen ist, nur besagen soll soviel wie: „im naturgemäßen Ablauf". Und in diesem Sinne ist der Satz unanfechtbar. Ungezählte Millionen erliegen der Einwirkung äußerer Gewalt, durch zufällige Schädlichkeiten und Unfälle aller Art, Erdbeben, Ueberschwemmungen, Hungersnoth, Tod durch Schlangen und wilde Thiere, Selbstmord, Mord und vor allem Krieg. Ein Statistiker will berechnet haben, daß seit den historischen Zeiten gegen sieben Milliarden Menschen direkt auf dem Schlachtfelde zu Grunde gegangen seien, was, wenn es richtig wäre, und wenn weiter die geltende Annahme zutrifft, daß auf der ganzen Erdoberfläche gegenwärtig 1500 Millionen Menschen existiren, sagen würde, daß diese Gesammtmasse annähernd fünfmal durch Schlachten verschlungen wäre. Eine ungeheure, grausige Ziffer! Aber sie verschwindet gegen diejenige, welche der fürchterlichste Feind des Menschengeschlechts, welche das Heer der Krankheiten im wildesten Wüthen vernichtet. Drei Viertheile mindestens der Menschheit gehen durch Krankheit zu Grunde. Die würgenden Seuchen und anderen akuten Infektionen, ferner die unendliche Reihe der verschiedensten Organerkrankungen, von deren Existenz und enormer Vielfältigkeit der Laie nicht einmal etwas ahnt, und als Oberster in dem schwarzen Heere, allen weit voran, die Tuberkulose, welche allein etwa den siebenten Theil der Menschheit dahinrafft, sie sind es, welche dem Dasein ein vorzeitiges Ende setzen. Eines wirklich natürlichen Todes, wo die Organe ohne alle (im strengen Wortsinn) pathologische Abnormitäten sind und höchstens solche Veränderungen sich finden, welche man als greisenhafte bezeichnet, wo die Funktionen immer schwächer werden, und das Leben schließlich erlischt, um das tausendfach zitirte Wort zu gebrauchen, „wie eine Lampe, deren Oel verzehrt ist," dieses Todes sterben nur verschwindend Wenige.

Immerhin gibt es etliche unter den Millionen, bei welchen auch die schärfste klinische Beobachtung, die sorgfältigste anatomische Durchforschung keine krankhafte Veränderung der Organe und Körpergewebe erkennen läßt. Immer waren sie gesund, und endlich entschlafen sie, hochbetagt und altersmüde. Warum, oder richtiger wodurch sterben diese? Warum steht das Herz, welches durch hundert und mehr Jahre im Gleichtakt eines Präzisions-Apparates gearbeitet hat, still, ohne Krankheit, ohne Verletzung, still für ewig? Hier, in dieser Frage, steckt auch eines der großen Lebens- und Welträthsel. Wir sehen die Thatsache des Sterbens an ungezählten Lebewesen vom Menschen abwärts sich täglich vollziehen, kennen die äußeren Erscheinungen, unter denen sie vor sich geht, ihre eigentlichen, ursächlichen Kräfte jedoch sind uns verborgen.

Aber es ist ganz allgemein üblich und auch wissenschaftlich berechtigt, von einem Augenblicke des Todes zu sprechen. Man will damit ausdrücken, daß der Organismus als Ganzes zu funktioniren aufgehört habe — und dieser, wenn ich so sagen darf, Abschluß des Sterbens läßt sich allerdings in den Zeitraum weniger Sekunden zusammendrängen, jener feierliche Augenblick, dessen ergreifende Erhabenheit durch nichts eindringlicher gekennzeichnet wird, als durch das tiefernste Verstummen aller ringsum, wenn der letzte, verhauchende Athemzug des Scheidenden leise die Luft durchzittert.

Der Vortragende wirft nun die Frage auf, ob die Volksmeinung, daß der Mensch wirklich mit dem Stillstand oder durch den Stillstand der Athmung stirbt, den Thatsachen entspreche, oder wie sonst der Mensch sterbe. Und er läßt dann eine Reihe von Todesarten an dem Auge des Hörers vorüberziehen, düstere, schreckliche Bilder, denen er aber als milden Trost die Worte vorstellt, „daß Vieles uns wohl grausam erscheint, aber nicht ist, und daß der Wissende dort Ruhe und Frieden erkennt, wo der Laie Kampf und Schrecken zu sehen meint." Aus allen Erscheinungen aber zieht er den Schluß: In der ungeheueren Mehrzahl erfolgt der Tod vom Herzen aus, ganz gleich ob die zum Tode führende Erkrankung eine akute oder chronische ist, ob das Herz von Anfang an direkt betheiligt oder erst sekundär in Mitleidenschaft gezogen wird, ob es am Abschlusse eines langen Daseins müde seine treue, gleichmäßige Arbeit einstellt oder inmitten blühender Jugend durch eine zufällige, auf den Körper irgendwie einwirkende Gewalt jäh in seiner Schlagfolge gehemmt wird. Wir können also sagen: Der Mensch stirbt fast immer vom Herzen aus. So lange dieses in der Brust sich zusammenzieht, und sei es noch so schwach, noch so mühsam, so lange lebt der Mensch — der letzte Herzschlag, und erst dann ist alles unwiederbringlich zu Ende.

Was empfindet nun der Todeswanderer während des Sterbens, was duldet und leidet er in den Tagen, Stunden, Augenblicken, die wir als seine letzten bezeichnen? Ist das Sterben physisch schmerzhaft und qualvoll? Eine Antwort auf diese Frage vermögen wir nicht durch den genialen Flug dichterischer Phantasie, nicht durch die philosophische Spekulation, noch durch die erdabgewandte Vision inbrünstigen Glaubens zu erreichen: Die Anhaltspunkte liefert uns die schlichte, treue Beobachtung der Natur. Wenn in dem Gewühl der Schlacht der Führer an der Spitze seiner Mitkämpfer vorwärts stürmt, wenn ihm in der Siedhitze des Kampfes alle geistige Energie, alles Wollen und Empfinden auf einen Punkt sich konzentrirt, der als momentan höchstes Ziel ihm vorschwebt; und jähe stürzt er nieder, von einem Geschoß, das in rasendem Flug seinen Kopf durchbohrte, urplötzlich hingestreckt, sofort getödtet — dann ist hier das Sterben absolut ohne physisches Leid erfolgt, ja, nicht einmal in dem Moment, wo die Kugel seine Stirne berührte, hat der Gefallene einen Schmerz gefühlt. Denn die Fluggeschwindigkeit der Kugel ist schneller, als die Nervenleitung; der Tod ist eingetreten, ehe im Bewußtsein eine Schmerzempfindung ausgelöst werden konnte. Oftmals hat man sogar feststellen können, daß im Kampfe der Verwundete erst durch das rieselnde Blut oder dadurch, daß er niederstürzte, darauf aufmerksam gemacht wird, er sei verwundet; gefühlt hat er nichts von dem Geschoß, erst nachträglich kommt der Schmerz. — Das Gleiche können wir wohl in allen jenen Fällen annehmen, wo irgend eine andere urplötzlich einwirkende physische Gewalt das Leben abschneidet, so wenn ein Felsblock den Körper zermalmt, die Guillotine, das Schwert des Scharfrichters den Kopf vom Rumpfe trennt, beim Tod durch Blitzschlag, durch Ertrinken, durch Abstürzen aus großer Höhe u. v. m.

Zweifellos ist, daß einzelne Sterbende fast bis zum Ende dulden müssen, obwohl in den wirklich letzten Augenblicken auch bei ihnen zumeist das Bewußtsein umnachtet wird. Solche Fälle bilden aber doch die entschiedene Ausnahme, und bei ihrer Beurtheilung bezüglich unserer Frage ist auf das Allerschärfste eine Thatsache hervorzuheben: Diese Schmerzen und Qualen treten ja nicht während des Sterbens auf, sondern gehören dem Krankheits-Prozesse an; nicht das Sterben, sondern die Krankheit ist hier qualvoll.

Der mächtige Trieb zum Leben, die unabwendbare Nothwendigkeit des Sterbens — wie überbrückt die Natur diese flammenden, diese harten Gegensätze? Oh, sie ist eine bewunderungswürdige Künstlerin! Käme ihr Walten stets rein zur Geltung, würde sie nicht zu allermeist gewaltsam in ihrem Wirken unterbrochen, so würde uns diese ihre Größe und Güte noch viel eindrucksvoller zum Bewußtsein kommen. „Was empfinden Sie?" fragte man den sterbenden hundertjährigen Fontenelle. „Gar nichts, als daß es mir schwer wird, zu leben." Und als Brillat-Savarin einer sterbenden 93-jährigen Verwandten ein Glas Wasser reichte, sagte diese: „Vielen Dank für diesen letzten Dienst; wenn Du so alt werden solltest, wie ich, so wirst Du einsehen, daß der Tod für den Menschen ebensosehr ein Bedürfniß ist, wie der Schlaf." Die Organe werden welk, atrophisch; alle Funktionen werden träger, müder, und damit wird der Trieb zum Leben schwächer, erlischt völlig. Das ist das Geheimniß, warum wir beim wirklichen, naturgemäßen Ablauf des Daseins sanft und friedvoll entschlafen; es bedarf hier nicht einmal ethischer Einflüsse und religiöser Vorstellungen, um das Sterben aller Schrecken zu entkleiden. Geberden, die auf Schmerz hindeuten, krampfhafte Zuckungen, selbst das fürchterlich klingende Rasseln in den Lungen erscheinen uns nur schrecklich, sind es aber nicht für den Sterbenden, weil er dann meistens bereits in jenem apathischen Zustand ist, in dem alle Eindrücke in verringerter Energie oder gar nicht mehr empfunden werden; und falls der Tod bei klarem Bewußtsein eintritt, was relativ selten geschieht, so wird oft ganz unerwartet, ohne alle Vorboten für den Betroffenen der Lebensfaden abgerissen — eine plötzliche Herzlähmung, und der Zeiger steht still. Die grauenumwobenen Anschauungen über das physische Sterben existiren also zumeist bloß in der Vorstellung. Wirklich grauenvoll ist dasselbe nur in wenigen Fällen, und gerade diese schafft zum Theil der Mensch selbst seinen Mitmenschen: Feuertod und Folterqualen. Die Natur aber ist meist barmherziger als der Mensch."

Talentirt. — Lehrer: „Und Du, Moritz, hast also keine Vogeleier mit nach Hause genommen, wie die Anderen es gethan?" — Moritz: „Nein, ich hab' se den Andern verkauft."

— Zeitgemäß. — Radlerin: „Mit Ihnen möchte ich durchs Leben radeln, Edwin!" — Radler: „Sie machen mich glücklich, Elli! Aber Mama ist zur Zeit auf einer größeren Radtour; sprechen Sie also mit Papa!"

Zur Geschichte der römischen Jubeljahre.

Von Walter Friedensburg (Rom).

Die katholische Welt begeht den Wechsel der Jahrhunderte durch ein allgemeines kirchliches Jubliäum; ihr Oberhaupt, der greise Papst Leo XIII., hat die Gläubigen aus aller Herren Länder zur ewigen Stadt entboten, wo die Pforten der Gnade und des Heils sich dem Sünder eröffnen.

Es ist eine sechshundertjährige Tradition, die Papst Leo erneut. Vor sechshundert Jahren wälzten sich, nach Rom gerichtet, gewaltige Pilgerschwärme aus allen Theilen der Christenheit durch die Lande. Das Jahrhundert ging zur Rüste und jeder gute Christ empfand das Bedürfniß, ehe er in ein neues Säkulum eintrete, die Bilanz seines Kontos mit dem Himmel zu ziehen; und wenn sich dabei herausstellte, daß das Soll das Haben in merklicher Weise überwog, so lag augenscheinlich die Nothwendigkeit vor, ein Uebriges zu thun und, sofern es nur irgendwie die Umstände erlaubten, nach Rom zu wallfahrten und an den Gräbern der Apostel die Gnade des Himmels zu erflehen. Auch in gewöhnlichen Zeitläufen versiegte der Strom der Rompilger nie; aber ihre Zahl vermehrte sich beim Herannahen des Jahres 1300 um das Vielfache. Die damalige Menschheit sehnte sich um so mehr nach der ewigen Stadt, als der Ruf erschollen war von einem hochstrebenden, mächtigen Papst, der seit fünf Jahren auf dem Stuhle St. Peters saß und mit kraftvoller Hand die Zügel der Kirche lenkte. Es war Bonifaz VIII. au dem Hause Gaetani, unter welchem — kurz vor jähem Fall — die mittelalterliche Kirche den Höhepunkt ihrer Macht erreichte. Wo Gregor VII. und Innocenz III. den Grund gelegt, wo Innocenz IV. mit Glück gewaltet, da schien Bonifaz VIII. ernten zu wollen. Das Papstthum war thatsächlich der maßgebende Faktor in geistlichen sowohl wie in weltlichen Dingen, und in alle Kreise des Lebens drang der bestimmende Einfluß der römischen Kirche ein.

Unter diesen Umständen lag für Papst Bonifaz der Gedanke nicht fern, den Wechsel des Jahrhundert, den sein Pontifikat erlebte, zu einer großen kirchlichen Kundgebung zu benutzen. Aber erst das spontane Herbeiströmen der Gläubigen aus allen Ländern, wo das Banner des Kreuzes wehte, brachte diesen Gedanken zur Reife. Schon erfüllten die Pilger alle Gassen Roms, schon widerhallten die Kirchen von ihrem Gebet; da erließ am 23. Februar des Jahres 1300 der Papst eine Bulle, mittels welcher er die Vergebung aller ihrer Sünden allen Gläubigen verhieß, die bis zum Schluß des Jahres, nachdem sie ihre Sünden bereut und gebeichtet, die Basiliken von St. Peter und St. Paul zu wiederholten Malen — die Römer an dreißig, die Fremden an fünfzehn Tagen — andachtvoll betreten würden. Und zwar sollte diese außerordentliche Sündenvergebung nicht nur für das laufende Jahr gelten, sondern zukünftig alle hundert Jahre unter den gleichen Begingungen erneuert werden.

Indem aber Bonifaz VIII. dergestalt eine neue kirchliche Institution in's Leben zu rufen schien, war er doch bemüht, dem konservativen Charakter gemäß, der der römischen Kirche von je an eigen gewesen ist, diese Maßnahme als Fortführung und Erfüllung schon früher bestandener Einrichtungen erscheinen zu lassen, sie mit dem ehrwürdigen Gewande der Ueberlieferung zu bekleiden. Und eine gewisse dunkle Ueberlieferung mochte wohl auch von früheren Säkularfesten der Kirche sprechen. Allein da man auf Befehl des Papstes die Archive des heiligen Stuhles durchforschte, versagten sie gänzlich. Endlich fand man statt der todten Zeugen der Vergangenheit eine lebende Urkunde in Gestalt eines Greises, eines savoyischen Edelmannes, der von seinen Enkeln geführt, nach Rom gekommen war. Dieser bekundete, er zähle hundert und sieben Jahre und sei als Knabe vor hundert Jahren von seinem Vater nach Rom mitgenommen worden und hier Zeuge des damals begangenen kirchlichen Jubiläums gewesen. Sein Vater aber habe ihm bei diesem Anlaß das Versprechen abgenommen, falls er über hundert Jahre noch lebe, alsdann wiederum nach Rom zu pilgern; dieser Zusage entsprechend sei er jetzt erschienen. Diese Erzählung soll auf einen der damaligen Kardinäle zurückgehen; ihre Glaubwürdigkeit wird man trotzdem nicht hoch anschlagen wollen, um so weniger, als auch unsere heutige Geschichtskenntniß das verneinende Ergebniß der von Bonifaz VIII. vorgenommenen Archivforschung nur bestätigt. So viel uns von Papst Innocenz III und seinem Thun auch berichtet wird, von einem unter ihm im Jahre 1200 begangenen Säkularfest der Kirche weiß kein Schriftsteller, keine Urkunde zu erzählen. Und das Nämliche gilt von den früheren Zeiten. Mag daher auch stets am Ausgang der Jahrhunderte der Pilgerzufluß in Rom ein besonders starker gewesen sein, so kann doch von einer Organisation dieser Bewegung, von der kirchlichen Institution eines Jubeljahres vor 1300 nicht die Rede sein. Es ist darum auch müßig zu untersuchen, ob man das kirchliche Jubeljahr mit dem alle fünfzig Jahre wiederkehrenden jüdischen Versöhnungsjahre oder mit den heidnisch-römischen Säkularfesten in Verbindung bringen will; bestimmend für die Einrichtung der kirchlichen Hundertjahrfeier ist keine dieser beiden Institutionen gewesen.

Auf der anderen Seite ging jedoch die Anregung, die Papst Bonifaz gegeben, nicht verloren. Wie schon angedeutet, behauptete sich der Stuhl zu Rom nicht auf der Höhe, in der ihn der Beginn des neuen Säkulums erblickt hatte. Das in der Geschichte waltende Gesetz der Vergeltung erreicht auch ihn. Gegen die schwäbischen Staufer hatte das Papstthum die Franzosen zu Hilfe gerufen, durch sie jene zu Fall gebracht; dafür aber gerieth nun die Kirche in eine viel größere, schimpflichere Abhängigkeit von Frankreich, als sie je von Seiten der Staufer zu befürchten gehabt hatte. Noch Bonifaz selbst sollte an seinem eigenen Leibe dies erfahren; der Ueberfall zu Anagni, die Vergewaltigung, die der Papst durch die Werkzeuge König Philipps des Schönen von Frankreich erlitt, bilden das Gegenstück zu der Feier des Kirchenjubelfestes im Jahre 1300 und dem Erlaß der Bulle Unam sanctam im Jahre darauf, in welcher die Ansprüche des Papstthums auf die höchstmögliche Höhe gesteigert erscheinen. Bonifaz selbst starb kläglich, durch die ihn angethane Schmach im tiefsten Herzen verwundet; seine Nachfolger aber standen unter dem beherrschenden Einfluß Frankreichs bis zu dem Grade, daß sie, wie jedermann weiß, sogar ihren Sitz innerhalb der Grenzen des französischen Gebiets, in Avignon, aufschlugen. Trübe Zeiten brachen über die ewige Stadt herein, die vom Kampfe der Adelsfaktionen hin- und hergeworfen ward, selbst ein Cola di Rienzi konnte der zunehmenden Anarchie nicht wehren. Gleichzeitig wurde das Abendland von schwerer Plage betroffen, der schwarze Tod zog durch die Lande, mordete Hunderttausende und erschütterte die Gemüther der Ueberlebenden aufs tiefste. In dieser Lage der Dinge wagte es Papst Clemens VI., wenn schon in Avignon residirend, ein neues Jubiläum für die Mitte des Jahrhundert, für das Jahr 1350 anzusagen. Eine Traumerscheinung, die er hatte, soll ihn bestimmt haben. Daß er von der Verfügung Bonifaz' VIII. abging, die nur alle hundert Jahre ein Jubiläum ansetzte, begründete Clemens durch den Hinweis auf das jüdische Versöhnungsjahr und die Bedeutung, welche die Zahl 50 im alten wie im neuen Testament habe; übrigens hatte ihn auch eine Abordnung der Römer darum ersucht, die von dem Jubeljahr, wenn auch nicht die Heilung der Wirren, die ihre Stadt durchtobten, so doch wenigstens deren Unterbrechung erhofften. Auch für das gesunkene Ansehen des Papstthums konnte es nur vortheilhaft sein, wenn sich das Andenken an die glanzvolle Periode Bonifaz' VIII. erneuerte, und endlich kam man durch die Ansage des Jubiläums dem Bedürfniß vieler durch die Leiden der Zeit verwirrten Gemüther entgegen und gab dem unklaren Drang Tausender, wie er sich in den Geißelfahrten, in Judenverfolgungen und stürmischen Bewegungen kundgab, ein friedliches Ziel. In der That nahm das Jubiläum des Jahres 1350, obschon die Hauptperson, der Statthalter Christi, ihm fern blieb und nur durch einen Kardinal-Legaten vertreten war, einen so günstigen Verlauf, daß die Nachfolger Clemens' VI. bald daran dachten, die Frist bis zu einer neuen Feier noch zu verkürzen. Schon Gregor XI., der von 1370 bis 1378 regierte, trat dem Gedanken an eine Wiederholung des Jubiläums näher; sein Nachfolger aber, Urban VI., der den Sitz des Papstthums aus Avignon nach Rom zurückverlegte, verfügte gegen Ende der achtziger Jahre, daß für 1390 das neue Jubeljahr angesagt werde; er starb allerdings im Herbste 1389, aber sein Nachfolger Bonifaz IX. trat in seine Erbschaft ein und beging im Jahre 1390 das dritte kirchliche Jubiläum, indem er zugleich aussprach, daß diese Feier künftig alle dreiunddreißig Jahre wiederholt werden sollte; als Begründung für die Wahl dieser Frist bot sich die Jahresdauer des Erdenwandels des Heilands dar; zugleich augumentirte man, daß die Zahl 33 der durchschnittlichen Dauer des menschlichen Lebens überhaupt entspreche und daß es doch billig erscheine, jedem Gläubigen einmal während seiner Lebensdauer die Möglichkeit zu geben, sich die außerordentlichen Gnadenschätze der Kirche zu verschaffen. Doch fand die Feier des Jahres 1390 unter ungünstigen Umständen statt; die Kirche war gespalten: Frankreich, nicht gewillt, auf den Einfluß zu verzichten, der aus der Residenz der Päpste in Avignaon ihm erwuchs, hatte die Rückkehr Urbans VI. nach Rom mit der Aufstellung eines Gegenpapstes beantwortet, der in Avignon verblieb. An das zweiundsiebzigjährige Exil des Papstthums schloß sich dergestalt eine Kirchenspaltung an, die vierzig Jahre hindurch die Christenheit in zwei, hernach sogar in drei feindliche Heerlager zertrennte. Es versteht sich, daß unter diesen Umständen das Jubiläum des römischen Papstes Bonifaz' IX. des universalen Charakters entbehrte, den die beiden voraufgehenden Jubiläen gehabt; wohl strömten aus Italien, Deutschland, Ungarn die Gläubigen in beträchtlicher Anzahl herbei, aber die Fügsamkeit des Papstes von Avignon blieb aus; er bedrohte mit seinem Fluch alle, die dem Rufe seines Gegners folgen würden.

Nach Ansicht mancher hat nun auch im Säkularjahr 1400 ein kirchliches Jubiläum stattgefunden; allein es liegt nur die Thatsache vor, daß während dieses Jahres ein außerordentlicher Zufluß von Pilgern nach Rom stattfand, was die Annahme eines förmlichen Jubiläums noch nicht nothwendig macht. Für diese Annahme ergibt sich um so weniger eine Handhabe, als die Zustände in der Kirche eine Aenderung seit 1390 nicht erfahren hatten; die Spaltung bestand fort, und die Gegensätze hatten sich eher verschärft als gemildert. Das schlagendste Argument gegen 1400 aber bietet der Umstand, daß Papst Martin V. aus dem Hause Colonna, dessen Wahl durch das Konstanzer Konzil die Kircheneinheit zurückführte und Rom wieder zur einheitlichen, dauernden Residenz des Papstthums erhob, im Jahre 1423 ein Jubiläum feierte; die Wahl dieses Jahres weist mit zwingender Bestimmtheit auf 1390, von dem es durch 33 Jahre getrennt ist, als auf das Jahr des letztvoraufgegangenen Jubelfestes zurück.

In der weiteren Entwickelung der Dinge ist es dann aber auch bei dem Intervall von 33 Jahren nicht geblieben. Zunächst war es Nikolaus V., der, als zweiter Nachfolger Martins 1447 auf den päpstlichen Thron erhoben, für die Mitte des Jahrhunderts, 1450, ein neues Jubeljahr ausschrieb. Anscheinend griff er damit auf den fünfzigjährigen Zyklus Clemens VI. zurück, während thatsächlich ja erst 27 Jahre seit der letzten Feier vergangen waren. Diese hatte allerdings noch unter der Ungunst der Zeiten gelitten. Martin V. und sein nächster Nachfolger Eugen IV. hatten noch mit schismatischen Regungen, letzterer besonders mit der Opposition des Baseler Konzils, die bis zu nochmaliger Aufstellung eines Gegenpapstes gegangen war, zu kämpfen gehabt; erst von Nikolaus V. an datirt ein neuer, dauernder Aufschwung der Kirche. Den Ausgangspunkt dafür aber bildet das Jubiläum von 1450, zu dem die Pilger in einer Zahl herbeiströmten, die alle Erwartungen übertraf. Und als dann nach Nikolaus die Vrhältnisse in der Kirche sich nun immer mehr konsolidirten, erwachte bald der Wunsch, das Jubiläum zu erneuern. Schon 1470 erließ Papst Paul II. ein Bulle, mittels welcher er unter Hinweis auf die Kürze des menschlichen Lebens die Frist für die Begehung der Jubiläen von einem halben oder drittel Jahrhundert auf fünfundzwanzig Jahre heruntersetzte und dem entsprechend die nächste dieser Feiern für 1475 ankündigte, in welchem Jahre sie auch von dem Nachfolger Pauls, Papst Sixtus IV. begangen wurde. Die Anordnung des ersteren aber ist dann für die Zukunft maßgebend geblieben, und in regelmäßiger Wiederkehr hat die römische Kirche, auch nachdem die Reformation im 16. Jahrhundert ihr Herrschaftsgebiet im Norden beträchtlich verkleinert hatte (wofür freilich im fernen Westen Ersatz sich darbot), bis 1775, — dieses Jahr einbegriffen — alle Vierteljahrhundert ihr Jubelfest regelmäßig begangen. Erst die Erschütterungen, die in den letzten 100 Jahren Europa durchzuckt und den uralten Bau der Apostelkirche zu wiederholten Malen in den Grundfesten erschüttert haben, erwiesen sich stärker als der alte Brauch, der nur 1825 nochmals zur Geltung gekommen ist. Dagegen fand weder im Jahre 1800 — unter dem Uebergewicht des revolutionären Frankreichs — noch 1850 — inmitten der Nachwehen der Bewegungen des Jahres 1848 — das Jubiläum statt, und auch 1875 gewann es Papst Pius IX. nicht über sich, nach dem Rom, das nicht mehr das seine war, die Völker zur Jubelfeier zu laden. So ist also das gegenwärtige Jubiläum von dem letztvergangenen durch eine Zwischenzeit von 75 Jahren getrennt.

* * *

Schon geraume Zeit vor dem Eintritt des festlichen Jahres pflegten die Vorbereitungen der Kurie zu beginnen. Wir erwähnten, daß Papst Paul II. das für 1475 in Aussicht genommene Jubeljahr schon 1470 ankündete. Näher trat man jedoch der Angelegenheit erst im letztvoraufgehenden Frühling. Der Papst beruft das Konsistorium, theilt seine Absicht mit, die natürlich stets die Billigung der Kardinäle findet, und legt den Entwurf einer Bulle vor, die den Völkern das bevorstehende freudige Ereigniß ankündigt und sie nach Rom beruft, indem sie sie zugleich zu würdiger Vorbereitung für den Empfang der Gnadenschätze der Kirche auffordert; meist wird auch der allgemeinen Zeitlage oder besonderer für die Kirche wichtiger, günstiger oder ungünstiger Zustände oder Ereignisse gedacht. Nach erfolgter Zustimmung der Kardinäle wird die Bulle dann ausgefertigt und am Himmelsfahrtstage in Rom feierlich verkündet: zuerst unter dem Läuten der Glocken in den Vorhallen der Peterskirche, von wo sich, nach vollendeter Zeremonie, die, die päpstlichen Läufer (cursori) nach San Paulo und weiter nach Santa Maria Maggiore und dem Lateran begeben, an welchen drei Orten unter Assistenz der Kapitel die Bulle ebenfalls verlesen wird.

Mit dem Erlaß der Jubiläumsbulle gehen noch andere Verfügungen parallel: die auswärtigen Kardinäle werden für das Festjahr nach Rom berufen, die italienischen Bischöfe ermahnt, in ihren Sprengeln für den erwarteten Durchzug der Pilger das Erforderliche vorzukehren; für Rom selbst aber werden geistliche und weltliche Kommissionen gebildet, deren Aufgabe es ist, sich mit den sanitären und sonstigen Maßnahmen zu befassen, welche durch die große Menschenansammlung, der man entgegensieht, erforderlich gemacht werden.

Wenn dann der Eintritt des Jubeljahrs herannaht, wird — gemeinhin am vierten Adventsonntag — die Einsetzungsbulle nochmals öffentlich verkündigt und verbreitet und seit 1500 in doppelter Redaktion neben der lateinischen Form auch in italienischer Sprache. Als eigentlicher Eröffnungstermin aber gilt der Geburtstag Jesu Christi, mit welchem ja die Christenheit lange Jahrhunderte hindurch selbst das bürgerliche Jahr begonnen hat. Wie aber jede katholische Feier mit der Vigilie, d. h. dem Vorabend des Festtages, anhebt, so erfolgt der eigentliche Beginn des Jubeljahres an der Vigilie des Weihnachtsfestes, also am Nachmittag des 24. Dezember, und zwar durch die feierliche Eröffnung der heiligen Thüren derjenigen Kirchen, an deren Besuch die Erlangung des Jubiläumsablasses geknüpft war. Bonifaz VIII. hatte als solche Kirchen, wie schon erwähnt, die beiden, den Apostelfürsten Petrus und Paulus geheiligten Basiliken festgesetzt; aber noch im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts traten zwei andere, uralte Kirchen hinzu: Clemens VI. nahm die Johannes dem Täufer gewidmete Basilika des Laterans (S. Giovanni del Laterno) hinzu, und Gregor XI., der, wie wir sahen, sich mit dem Gedanken eines Jubiläums beschäftigte, ohne zur Feier selbst zu gelangen, fügte die von seinen Nachfolgern anerkannte Verfügung, daß die vornehmste der Marienkirchen der Stadt, Santa Maria Maggiore am Esquilin, ebenfalls von den Jubiläumspilgern besucht werden müsse.

Berlin als Bierstadt.

Berlin ist neben München, Nürnberg, Pilsen eine Bierstadt ersten Ranges geworden. Die dortigen Brauereien produzirten im Jahre 1897/98 3,743,242 Hektoliter Bier, so daß auf jeden Berliner Einwohner, inkl. Kinder, Frauen und Nichttrinker, 203 Liter das Jahr entfallen. Das Bier, welches in Berlin von auswärts bezogen wird, beträgt ungefähr 10 Proz. dieses Quantums. Charakteristisch ist, daß es im Wesentlichen nur zwei Stadtbezirke sind, die als Brauereibezirke bezeichnet werden können, die Gegend vor dem Schönhauser und Landsberger Thor und der Hallesche Thorbezirk bis Rixdorf. Das gewaltige Emporblühen der Brauereien in Berlin beweist der Umstand, daß noch im Jahre 1876/77 nur 1,696,549 Hektoliter Bier gebraut wurden. Mehr als 7000 Arbeiter sind jetzt in dieser Industrie thätig. Entsprechend der Bedeutung des deutschen Braugewerbes sind auch die Arbeitslöhne höher, als in den meisten anderen Industriezweigen. Auch das Wachsthum der Löhne ist von Bedeutung. Noch im Jahre 1895 entfiel auf den Arbeiter ein Lohn von 900 Mk., jetzt ist er auf 1052 Mk. gestiegen, trotz Verminderung der Arbeitsstunden. Es ist eine bekannte Thatsache, daß gerade das Braugewerbe auch auf humanitärem Gebiete Hervorragendes leistet. Die deutsche allgemeine Ausstellung für Unfallverhütung und die Errichtung der Berliner Unfallstationen sind ein beredtes Zeugniß von dem werkthätigen und finanziellen Eingreifen der Brauereien. Aber auch das Verhältniß zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern ist ein besonders zufriedenstellendes; ein gemeinsam errichteter Arbeitsnachweis regelt die Einstellung von Arbeitern. Sehr vervollkommnete Unfallverhütungs-Vorrichtungen und viele Wohlfahrts-Einrichtungen der Berliner Brauereien zeigen, daß die Arbeitgeber im Braugewerbe auch den humanitären Gesichtspunkten jederzeit Rechnung zu tragen gewillt sind.

— Immer nobel. — Protz: „Kellner, haben Sie Champagner?" — Kellner: „Bedaure sehr". — Protz: „Haben Sie Burgunder?" — Kellner: „Bedaure unendlich". — Protz: „Na, dann bringen Sie mir ein Faß Bayrisch".

Der Wecker.

Humoreske von Hermann Kickton.

Es war an einem scheußlich stumpfsinnigen Juli-Nachmittag in der Universitätsstadt X. Es regnete seit drei Tagen Bindfaden und die drei Verbindungsbrüder, die trübselig in der Bude um den Tisch beisammen saßen, befanden sich in einer dem Wetter genau entsprechenden Stimmung. Die beiden gemeinschaftlichen Budeninhaber, Löffler und Recher, qualmten dicke Wolken aus ihren Kouleurpfeifen, der andere, Vollbaum, zog verdrießlich an seiner halberloschenen Zigarre. Auf dem Tisch lagen und standen in malerischer Unordnung durcheinandergeworfene Karten, — selbst zum Skatspielen war den dreien die Laune vergangen, — Asche, volle, halb und ganz geleerte Bierflaschen, dito Biergläser, eine umgestürzte Aschenschale, die ihren Inhalt mit verschüttetem Biere mischte, und einige der schmutzigen Kartenblätter mitleidig verdeckte. Sonst sah die Bude aus, wie eine Studentenbude immer aussieht: ein nüchterner Schreibtisch, ein Sopha, ein Schrank, nicht allzuviele und nicht immer ganze Stühle, vor allem an den Wänden eine Menge Mützen, Bänder, Farbenschilder u. s. w. An der Wand, der Eingangsthüre gegenüber, führte eine zweite Thüre in das gemeinsame Schlafzimmer von Löffler und Recher; ihr etwas schadhafter Zustand war durch eine Portiere dem oberflächlichen, unberufenen Blick entzogen. Wenn nach dem Grunde besagter Schadhaftigkeit gefragt ward, so umflorte sich Löfflers Blick, und er pflegte dann mit trübem Auge zu erzählen, wie er in einer Nacht, als sein Stubengenosse unglücklicherweise verreist war, schwer bezecht heimkam, den Thürdrücker nicht öffnen konnte und schließlich in seiner Verzweiflung, — er gehörte zu denen, die nicht auf dem Sofa schlafen können, wenn sie ein Anrecht auf ein Bett haben, — die Thürfüllung eintrat. Wie dann die vermaledeite Thüre nicht aufgehen wollte, und er sich schließlich zu dem Versuch gezwungen sah, sich durch die entstandene Oeffnung hindurch zu zwängen. Wie er weiter, als ihm das mit fast der Hälfte seines Leichnams gelungen war, die Unmöglichkeit einsah, das andere Ende desselben wegen dessen zunehmender Breite hindurchzuzwängen, — den Rückzug antreten wollte, und ihm dieser durch das Thürfüllungsbreit abgeschnitten wurde, das noch immer mit dem unteren Ende an der Thüre festhing und sich, je mehr er rückwärts strebte, desto fester in seinen Leib einpreßte. So habe er die noch übrigen Stunden der Nacht, — es waren glücklicherweise nicht mehr viel, — trotz seines Wehgeheuls, das die Wirthin herbeirufen sollte mit der einen Hälfte in seinem Schlafzimmer, mit der andern in seiner Wohnstube zugebracht, bis ihn am andern Morgen die erschrockene Wirthin aus seiner Zwangslage befreit habe. Am andern Tage habe noch dazu eine Rechnung von sechs Mark für den angerichteten Schaden auf seiner Kaffeetasse gelegen.

Die beiden anderen, die eben die Geschichte zum so und sovielten Male gehört hatten, betrachteten noch das seltsame Marterinstrument, als es draußen klingelte, und gleich darauf ein Vierter, der inaktive Bursche Vetter in der Bude erschien, resp. sich durch die Thüre hindurchzwängte, wie Recher vorlaut bemerkte. Allerdings war der Ankömmling im Verhältniß zu seiner Größe etwas zu sehr in die Breite gegangen, aber zu einer so lieblosen Bemerkung, wie der von Recher, bot er doch, — seiner Ansicht nach wenigstens — keinen Anlaß.

Vetter blieb zunächst einen Schritt von der Thür entfernt stehen, um sich von der Anstrengung des Treppensteigens zu verschnaufen, und verbreitete sofort durch das von seinem Havelock herabrinnende Wasser einen trüben See um sich herum. — Als er dann auf die ihn erwartungsvoll ansehenden Verbindungsbrüder lossteigen wollte, um ihnen seine Flosse zu reichen, wurde er von dem entsetzt auf ihn zuspringenden Löffler gehindert:

„Mensch, wenn du noch weitergehst, setzt du uns ja die ganze Bude unter Wasser. Warum hast du deinen unglückseligen Havelock nicht draußen gelassen? So'n Ding ist ja wie 'n Schwamm! Gleich ziehst du ihn aus!"

Etwas verschüchtert trat Vetter in seinen See zurück. „Ich muß ja gleich wieder fort! Ich wollte mir nur den Wecker holen, den ich euch neulich pumpte, damals, als ihr 'mal früh zum Kolleg aufstehen wolltet; ich brauche ihn morgen früh ebendazu."

Löffler bewegte mißbilligend den Kopf: „Das ist aber dumm; eine andere Uhr als den Wecker habe ich nicht; Rechers Uhr ist vor ein paar Monaten zum letztenmal gesehen worden, meine ist beim Uhrmacher („Hm" machte Recher), nun sitze ich da . . . . Na, was sein muß, muß sein; ich will ihn dir holen."

Sprach's und verschwand durch die Kammerthüre. Recher sah den Dicken an, er wollte ihn etwas fragen, als mit einem Male sein Gesicht einen ungewohnten Ausdruck bekam. Er dachte nämlich über etwas nach. Plötzlich erhob er sich und ging ebenfalls ins Nebenzimmer. —

Dort war Löffler gerade beschäftigt, eine Zeitung um den Wecker zu schlagen. Recher knuffte ihn in die Seite, was dem andern einen Schmerzensschrei entlockte und machte, nun er von Vetter nicht mehr gesehen werden konnte, mit einem Male ein ungeheuer vergnügtes Gesicht.

„Du, ich habe eine gloriose Idee", sagte er, „gib mir nochmal den Wecker her." Damit nahm er dem verwunderten Löffler das Radauinstrument aus der Hand und begann an dem Zäpfchen der Rückseite herumzustellen.

Löffler sah ihm mit nicht gerade sehr geistreichem Gesichte zu. „Na, was soll denn das werden?"

Recher hatte jetzt sein dunkles Werk beendet. „Weißt du, was ich gemacht habe?"

„Nee, das kann ich nicht wissen; vielleicht hast du den Wecker demoliert?"

„Nee, ist mir nicht eingefallen. Ich habe ihn aber so gestellt, daß er in ein paar Minuten, gerade wenn der Dicke auf der Straße ist, losgehen muß!"

Das entmenschte Paar brach bei dieser verlockenden Aussicht in ein langes, leises, heimtückisches Gelächter aus. Nach einer Weile wollte Löffler, noch immer lachend, die beiseite gelegte Zeitung vornehmen, um die Höllenmaschine wieder einzuwickeln. Recher nahm sie ihm schleunigst wieder weg:

„Fritze, du bist doch zu dämlich; wenn du das Ding in Zeitungspapier einschlägst, so wickelt es der Dicke, wenn der Radau losgeht, einfach wieder aus und stellt es ab. Dem muß man vorbeugen."

Sprach's und nahm vom Schrank einen derben Bogen Packpapier, den er fest um die Uhr wickelte, worauf er das Packet mit einem Bindfaden verschnürte. —

Aus dem Wohnzimmer klang die Stimme des festgebannten Dicken: „Na, seid ihr denn noch nicht bald fertig!? Löffler hat den Wecker wohl ebenfalls zum „Uhrmacher" getragen?"

Die beiden gingen, nachdem sie ihre vom Lachen verzerrten Gesichter einigermaßen in Ordnung gebracht hatten, schleunigst wieder ins Nebenzimmer zurück. — „Nee", sagte Löffler, „der Wecker stand noch da, für den gibt mir doch kein Mensch 'was . . . . ach so, . . . ich wollte sagen, bei solch einem billigen Ding lohnt sich eine Reparatur doch nicht; außerdem war er gar nicht kaput. . . . . Nee . . . . aber ich mußte ihn dir doch ordentlich einwickeln, du kannst ihn doch nicht so über die Straße tragen, ganz naß wird er auch. — So, nun mach, daß du fortkommst, sonst ersaufen wir hier noch!" Damit drängte er den Dicken sachte zur Thüre hinaus.

„Na, erlaube 'mal," sagte er, trat aber doch brummend, seinen Wecker vorsichtig im Arme tragend, auf den Korridor. —

Die drei lauschten zwei Sekunden, wie er die Treppe hinabstieg, und gerade wollte Vollbaum die beiden Verschworenen ob ihrer vergnügten Gesichter befragen, als den dreien von draußen mit einem Male ein schriller Klang ans Ohr drang, dann ein lauter Aufschrei, ein Klirren und Rasseln und gleichzeitig ein dumpfes Gepolter, das mit einem Knall und einem dumpfen Krach endete. Dann war alles ruhig. Löffler rief Recher noch ein „O du Heupferd!" zu, dann stürzten alle drei erschrocken hinaus und stürmten den ersten Treppenabsatz hinunter.

Da bot sich ihnen ein wunderbares Bild. Unten am Fuße der Treppe lag Vetter auf dem Rücken, Arme und Beine halb in die Luft erhoben, und machte vergebliche Versuche, sich auf seinen Bauch zu wälzen, um aus dieser Lage wieder auf die Beine zu kommen.

„So helft mir doch lieber," schrie er erbost den dreien zu, die ob dieses Anblicks in ein brüllendes Gelächter ausbrachen. Mit vieler Mühe ward er aufgerichtet. Ihm selbst schien die Geschichte, außer ein paar blauen Flecken und schmerzenden Stellen nicht viel geschadet zu haben. Nicht so gut hatte der Wecker den Fall überstanden. Der Dicke war auf ihn gefallen und hatte ihn völlig plattgedrückt, so daß er, als er aus seiner Packpapierhülle geschält war, einem Zinnteller nicht sehr unähnlich sah. Kein Uhrmacher hätte ihn mehr reparieren können und kein Leihhaus hätte nur auch einen Pfennig mehr dafür gegeben.

Der Dicke rieb sich seinen schmerzenden Rücken und begann zu wehklagen: „Das verwünschte Ding war zufällig gerade auf jetzt gestellt" — Recher und Löffler waren ob dieser Harmlosigkeit so verblüfft, daß ihnen das Lachen in der Kehle steckn blieb —, „wie ich auf dem letzten Treppenabsatz bin, geht's mit einem Male los, ich schmeiße es vor Schreck hin, und verliere, als ich noch schnell danach greifen will, selber die Balanze. — . . . . Ach meine Knochen! . . . . als ich hier unten ankam, habe ich mich noch einmal überschlagen, und dabei fiel ich auf den Wecker. Das Ding schrie wie ein Mensch, der gequetscht wird."

Recher und Löffler hatten sich jetzt von ihrer Verblüffung erholt und brachen von neuem in ein satanisches Gelächter aus; Rechter hielt sich die Seiten und fiel rücklings auf die Treppe. Darob wurde der Dicke doch mißtrauisch:

„Ihr habt doch nicht etwa selbst. .?"

Erneuter Heiterkeitsausbruch. Jetzt ging auch dem uneingewihten Vollbaum ein Licht auf, und er stimmte wieder nach Kräften mit ein.

Da wurde Vetter die ganze Schandthat klar. Sekundenlang war er starr ob solcher bodenlosen Verworfenheit, dann brach er los:

„So 'ne Gemeinheit!! . . . ich . . . ich . . . ."

„Dicker, sei gut," suchte ihn jetzt Löffler zu beruhigen, „es war doch nur 'n Scherz, außerdem konnten wir diesen halben Genickbruch nicht voraussetzen; der Wecker sollte erst in ein paar Minuten losgehen, wenn du gerade auf der Straße warst, Recher hatte ihn mit gewohnter Geschicklichkeit nur zu früh gestellt."

„Na, ich danke," schrie der Dicke erschrocken, „das Ding wäre am Ende ohne Rechers Irrthum gerade jetzt, wo ich im Kolleg gesessen hätte, in das ich von euch aus wollte, losgegangen . . . . Große Zeit, das wäre noch schlimmer gewesen!"

„Na, siehste," sagte Recher gekränkt, „da machst du hier wüsten Krach, und solltest mir doch lieber dankbar sein. Dir werde ich wieder einen Gefallen thun!"

Ein Tiger in Schlesien.

Eine Nachricht, die man für einen Aprilscherz halten könnte, bringt der „Neue Görlitzer Anzeiger" aus Hoyerswerda: Ein Raubthier schlimmster Art treibt schon über ein Jahr sein Unwesen in den angrenzenden Forsten, vertilgt viel Wild und vernichtet den ganzen Rehstand. Am 18. März wurde das Thier des Vormittags um 9 Uhr in Sabrodt, auf 60 Meter von Gebäuden entfernt,, als Tiger erkannt; auch herbeigeholte königliche Förster bezeichneten die Fährte als die eines Tigers. Im angrenzenden Revier Proschim hat der Flurschütz den Tiger gesehen, wie derselbe ein Reh zerrissen. Hier herrscht eine furchtbare Aufregung. Aus entlegenen Ansiedelungen gehen Kinder nicht mehr zur Schule. Der „Spremberger Anzeiger" schreibt über dieselbe Angelegenheit folgendes: Der Waldhüter des Reviers Proschim ließ am Sonnabend die Jagdpächter des genannten Reviers durch eine Postkarte wissen, daß in der „Vore," einem bestimten Theil des Reviers, sich ein Tiger aufhalte, der auf dem Blunower Revier schon 14 Rehe zerrissen und gefressen hätte. Selbstverständlich wurde diese Nachricht mit ungläubigem Lächeln seitens der Jagdbetheiligten aufgenommen. Heute liegen aber bestimmtere Nachrichten vor. In der angrenzenden königlichen Hoyerswerdaer Forst sind die dort stationirten Förster in der vorigen Woche auf die eigenthümliche im Schnee hinterlassene Fährte aufmerksam geworden, und heute meldet der Flurschütz von Sabrodt seinem hiesigen Jagdpächter, daß jene seltsame Bestie von Leuten, die durchaus zuverlässig, am Sonntag gesehen worden ist, und daß nach der genauen Beschreibung des Thieres es keinem Zweifel unterliegt, daß ein irgendwo entkommener Tiger oder Jaguar sich hier aufhält.

— Auch bei geistigen Störungen gibt es bisweilen Hochwasser.

Seite 9—16.

Sonntagpost

Seite 9—16.

Chicago, Sonntag, den 15. April 1900.

Die schönste Ostergabe.

(Großstadt=Skizze von Albert Weiße.)

Jimmie ist ein Kind der Großstadt. Das ist wörtlich zu nehmen. Leibliche Eltern hat er nie gekannt und seinen Pflegern, die ihn auf den Bettel ausschickten, ist er frühzeitig entlaufen. — Jimmie ist selbstständig, unabhängig; er verkauft Zeitungen, wichst Schuhe, trägt den Reisenden das Gepäck. Er ist strebsam, intelligent, unermüdlich.— Er muß es sein. — Die Straßen der unteren Stadt wimmeln von Konkurrenten. Sie sind allüberall. Wie ein Rudel russischer Wölfe folgen sie, ihre Dienste anbietend, dem gewichtigen Onkel vom Lande, der sein Valise selbst trägt; der Mann, der sich mit ungewichsten Stiefeln in die untere Stadt wagt, wird hundertmal auf diesen Mangel an Propretät — wie es beim deutschen Kommis heißt — und auf die Nothwendigkeit eines „Shine" hingewiesen, bis er zuletzt, überwunden, sich mit einm Nickel den Glanz seiner Pedale und Ruhe vor seinen Verfolgern erkauft. — Aber es nimmt viele Nickel, die unser Jimmie braucht. — Da ist zunächst die Ausgabe für Lodging. Das ist das Wichtigste. — Er könnte ja auch wohl in der „Heimath für Straßenjungen", und anderen sogenannten „wohlthätigen" Zufluchthäusern unentgeltlich ein Nachtlager finden, aber das ist der letzte Platz, wohin er geht. Nichts ist seinem Sinne für zügellose Ungebundenheit mehr antipathisch, als die Ordnung und Zucht, der er sich da fügen muß. — Ist es ihm einmal nicht gelungen, den „Preis" für ein Bett aufzutreiben, so trägt er lieber das Banner*). Dann kosten ihm seine Mahlzeiten ein Heidengeld. Sind es auch für eine solche nur immer 5 und, wenn es hoch kommt, — mit Pie, seinem Lieblingsgebäck, 8 Cents, so ist doch der Tag sehr lang und Jimmie hat immer den schönsten besten Appetit von der Welt. Die unangenehmste Ausgabe, welche aber stets bis zum allerletzten Augenblick aufgeschoben wird, sind die paar Cents, die der „Cheenee" für eine abgelegte Hose oder ein Hemd kriegt. — Das sind die nothwendigen Ausgaben. Aber damit ist das Ausgabe=Budget noch nicht abgeschlossen! Unser kleiner Mitbürger hat auch Passionen, noble Passionen, und die kosten Geld. — Die frühe Selbstständigkeit, die er sich durch eigene Kraft errungen und die er nur durch täglich erneuten Schaffenseifer zu behaupten im Stande ist, hat ihn mit einem berechtigten Selbstgefühl, einer Achtung vor seinem eigenen Werth erfüllt. Er fühlt sich nicht als Kind, das, abhängig von seinen Eltern und Erziehern deren Gebot befolgen muß; er fühlt sich als kleiner Mann, der Niemandem verantwortlich, mit dem Selbsterworbenen nach eigenem Ermessen thun und lassen kann, was er will. Er kaut Tabak. Er raucht Zigaretten. Er gämbelt. Er ist ein leidenschaftlicher Freund aller Schaustellungen, Zirkusse, Theater. Allerlei Schwierigkeiten stellen sich ihm in den Weg; der Genuß seiner Passionen wird ihm oft vergällt, aber Jimmie ist gewöhnt, mit Schwierigkeiten zu kämpfen; dem „Tabaksfritzen" verbietet das Gesetz, unserem Jimmie Zigaretten zu verkaufen; aber nicht dem Tommie Ryan. Tommie Ryan ist ein Newsboy a. D., jetzt großjährig und zigarettenberechtigt. — Der Witz der Springfielder Solone ist an ihm gescheitert; er lacht über das „Minor=Gesetz" und genießt als ambulanter Gesetzbrecher seines Frevels Frucht, während Jimmie et alii auf den frühzeitigen Abschluß ihrer irdischen „Laufbahn" hinarbeiten. — Seiner Leidenschaft für das Spiel bleiben die Stätten verschlossen, wo die Erwachsenen, aber Dummen, gerupft werden. Jimmie weiß sich zu helfen. In der Alley, wo sich der „Kopper" nur selten zeigt, da hinter dem Aschkasten, hockt er mit seinem Freunde Charlie und sie „schuten Kräps".**)

Der „Dutsch' Bill", der „kroßeyed Dago" und der „Candy Dewey" schleichen auch heran! So, jetzt geht's besser! Die Pennies fliegen von einem Spieler zum andern. Nach ein Paar „Gängen" ist „DutschBill" gebrochen. Der „Dago" hat betrogen. „Dewey" hat's gesehen. „Dewey" ist ein Lügner. Los geht's. Ein Paar Runden — free und easy — die ganze Gesellschaft wälzt sich am Boden. Da tönt ein Warnungspfiff von befreundeter Seite. Die Kämpfer lassen augenblicklich von einander los — sie springen auf — der Mann des Gesetzes erscheint — aber sie sind zerstoben wie der Nebel vor der Sonne. „Verdammte Kids!" brummt die Sonne, und treibt die schadenfrohe Menge der Loafers, die sich dafür durch faule Witze über des „Koppers" Mißerfolg zu rächen sucht, fluchend auseinander. —

Dem freien Bürger im alten Rom waren sein wichtigstes Bedürfniß nach seinem täglichen Brot die Circenses, die öffentlichen Schaustellungen im Zirkus — Jimmies „Red Letter Day" ist der Tag, an dem der große Umzug des Barnum & Bailey'schen oder Forepaugh'schen Zirkus stattfindet — da fehlt er sicher nicht. Aber auch die kleineren Umzüge nimmt er gewissenhaft ab — ganz gleich, welchem Zwecke sie dienen — das Schaugepräge, die öffentliche Aufregung, die Musik, das Menschengewühl, das sind die Stimulanten, deren die Natur dieses Straßenarabers bedarf. — Die höheren Regionen der Theater finden in Jimmie den treuesten Habitué, die wirklich guten Stücke, wie: „Texas Bill", „Jesse James", „Remember the Maine" einen enthusiastischen Bewunderer — aber was sind Zirkusvorstellungen, oder Theaterstücke, oder Umzüge gegen das, was am nächsten Ostersonntage in der „Academy" vor sich gehen soll? Der große Ex=Champion John L. Sullivan wird in höchsteigener Person erscheinen und in seinem Theaterstücke mit einem anderen berühmten Boxer einen echten, regulären „Preisfight" inszeniren.

Jimmie kann nicht lesen und schreiben; hat auch keine Geschichte studirt. Er weiß nicht, ob, wann und wo Zaesar über Verzingetorix gesiegt, oder wenn die Schlacht bei Kannä stattgefunden hat; aber was er weiß, sicherer weiß wie der Mönch sein Credo, das ist die Geschichte des Preiskämpferthums in den letzten Jahren. Vom Tage, wo der Ruhm unseres keltischen Mitbürgers des großen Sluggers John L. vor dem californischen Bankklerk Corbett in den Staub sank, weiß er jede Schlacht, Kombattanten — Daten — Anzahl der Runden — Höhe der ausgesetzten Preise — wie am Schnürchen herzusagen. Er ist auch Patriot — er kennt die Heroen des spanischen und Philippinenkrieges — aber was ist ein Dewey gegen einen John L. oder Roosevelt gegen Fitzpatrick? — Mann gegen Mann, Auge um Auge, Zehe um Zehe, das ist gerecht. Nicht mit einem Schwächeren, mit einem Ebenbürtigen, das ist auch seine Art zu kämpfen. Das ist sein ungeschriebener „Code of Ethics".

Ostern also wird das wichtige Ereigniß in der „Academy" vor sich gehen! — Die großen Plakate, auf denen der „Ring" abgebildet, geben ihm einen Vorgeschmack dessen, was ihm an Genüssen bevorsteht. Stundenlang kann er die Bilder betrachten. Wie lange es doch dauert, ehe in diesem Jahre Ostern kommt. Der „Peanut Johnnie" steht im Geruch der Gelehrsamkeit, weil er die Theater=Zettel buchstabiren kann. „Peanuts", fragt ihn unser Jimmie, „Du bist ja ein Schulkid gewesen, was sind eigentlich Ostern?"

„Ostern sind, wenn die Hasen vor den Fenstern stehen, wo die Däddies für ihre Kids kaufen. — Sie reden den Kids vor, die Hasen legen zu Ostern auch die vielen Eier." „Nonsens", sagt Jimmie verächtlich, „dafür sind die Hühner da! Aber das ist bloß ein Trick. Die Kids von reichen Leuten wird der Kopp mit allerlei dummes Zeug vollgemacht. ... Die sollen eben nicht so früh smart werden, wie wir! . . ."

„Wenn Ihr was von Ostern wissen wollt," mischt sich der „Skippy Jack" ein, „dann müßt Ihr mich fragen. — Von der Kinderschutzgesellschaft war ich letztes Jahr in 'n Dutschmann sein Haus in Lake View untergebracht. Of Kurs ... ich bin „geskippt" .. ich hatte es sehr gut ... aber Ihr wißt ja, wie Unsereins ist ... ich will es nicht immer gut haben ... ich kann „brav" sein ... aber „immer brav" sein, das ist schrecklich ... Ostern also war ich da ... sie hatten noch zwei Kids ... die hatte aber nicht der Polizemann, wie mich, die hatte ihnen der Storch gebracht ... Ha! ha! ha! ... Das glauben sie .... eins war ein kleines Mädchen .. Anna ... die war 7 und der kleine Bub bloß 5 Jahre ... er hieß Albert .... ich glich die Kids mehr wie ... never meind .... Also am Abend vor Ostern haben sie uns alle Drei früh in's Bett gejagt ... aber ich habe sie gewatcht — dann haben sie einen ganzen, großen Korb voll Eier geholt ... und die haben sie gefärbt, roth und blau und grün und schwarz und ... im ganzen Garten haben sie sie versteckt. .. Und am nächsten Morgen hat's geheißen: „Seht hier den großen Rabbit, der hat Eier im Garten gelegt ... wenn Ihr artig gewesen seid, sind auch welche für Euch da ... Na, die haben wir denn auch gefunden ... ganze Nester voll ... O! das war eine Freude ... die kleine Annie hat vor Freude gekreischt .... Und der Bub ist immer in die Höhe gehopst ... so! ... seht Ihr, so ... ja, es war doch schön .... ich .... ich .... wünschte .... ich wääre .... „Skippy", sagt der „Peanuts" leise, damit der Jimmie es nicht hören soll, „Skippy, fang' nicht an zu flennen .... ich krieg manchmal auch die Blues .... ich bin von meine Leut' weggelaufen .... ich ... ich ....

„Ach was, mit dem Haf'", sagt der Jimmie, „der war von Zucker! Wie man blos an so 'was Spaß haben kann! — Da sind wir doch besser dran — mir kann man so 'nen Unsinn nich einreden — und diese Ostern biet' ich alle die Kids von den Bigbugs, die kriegen den John L. nicht zu sehen".

„Weißt Du auch, daß sie erhöhte Preise haben?" fragt Peanuts. „Bei uns (die Gallerie sehen unsere jüngeren Freunde als ihre ausschließliche Domäne an) kostet es einen Quarter!"

„Und wenn's 'n Dahler kostet", sagt Jimmie; „John L. wird gesehen". —

In diesem Augenblicke kommt eine Feuer=Engine um die Ecke gesaust. Der Osterhas', der Preisklopfer Sullivan, die kleine Annie — fliegen zur Seite, denn unsere jungen Freunde haben jetzt etwas Anderes zu thun: hier heißt es mit den Pferden der Feuerwehr um die Wette laufen! Das ist ein so alter, ehrwürdiger Brauch, daß jeder Chicagoer Gassenjunge solch' einen Dauerlauf bis zum Niederstürzen für eine Ehrensache ansieht. — Jimmie hat sich unter den Sportsgenossen schon einen geachteten Namen als Schnellläufer erworben; hofft er doch dereinst im Zirkus — das ist die Fata Morgana in der Wüste eines jeden Straßen=Arabers — durch seine Kunst es zu Reichthum und Ruhm zu bringen! Lassen wir ihn nur nach dem Feuer laufen! Auch Sie, verehrter Leser, und ich sind nach dem Feuer gelaufen, wofür ich regelmäßig meine Haue gekriegt habe, was ich von Ihnen nicht hoffe. Ja, darin ist mir der Jimmie über: er kann hinlaufen, wohin er will — aber, armer Junge, wie viel, wie so unendlich viel, mußt Du für Deine Ungebundenheit entbehren!

Ein grausames Schicksal hat Dir den besten Theil Deines Daseins geraubt: die Jugend. Die Jugend ist der Lebens=Frühling. — Du lernst ihn nicht kennen! — Die unendliche Liebe eines opferfreudigen Mutterherzens, die treue Fürsorge eines Vaters, der innige Umgang mit Deinen Geschwistern, das ganze, unbeschreibliche Glück eines gesegneten Heims — das Alles ist Dir versagt! Ein Glück für Dich, daß Du den Werth nicht zu begreifen verstehst, und daß Du deswegen Deinen Verlust so leicht erträgst! Ich für meinen Theil würde meine Jugendzeit um Nichts hergeben! Die Erinnerung an sie hat mich so manchmal aufgerichtet. Wenn ich verzagen wollte, wenn Alles wie in schwarzen Wolken sich vor mir aufthürmte, und der Horizont dunkel wie die Nacht erschien, kein Hoffnungsschimmer leuchtete, dann ließ ich mich von meinen Gedanken zurücktragen in das Haus, wo meine Wiege gestanden, und die Laute der Liebe, die ich da wieder zu hören vermeinte, sie waren Balsam für die Wunden, die mir das Leben geschlagen. Die dunkeln Wolken wurden lichter, und der Horizont heller, denn der Reflex einer glücklich verlebten Jugend schien jetzt darauf. Ich behaupte, daß Niemand, der eine ganz glückliche Jugend verlebt hat und noch die moralische Kraft besitzt, in Gedanken sich in diese glückliche Zeit zurückversetzen kann, ganz sinken kann; er mag straucheln, fallen, lange am Boden liegen — aber er richtet sich wieder auf — das Gesetz nicht, aber die Liebe der Eltern hat rückwirkende Kraft.

Ja, armer Jimmie, Du bist ärmer, als Du ahnst — beneide die reichen Kinder nicht um ihre schönen Kleider, ihre Spielsachen, Tand, Komfort und Luxus — laß sie's haben, auch Du weißt Dir auf Deine Art Deinen Unterhalt und Dein Vergnügen zu verschaffen — aber beweine Dein Schicksal, das Dir des Kindes größtes Kleinod vorenthalten hat — das Vaterhaus. Ist es ein Wunder, wenn Du anders geräthst, wie die unter dem Auge der liebenden Mutter und in Furcht vor dem gerecht strafenden Vater aufgewachsenen Kinder? Ist es ein Wunder, daß Du die Laster der Erwachsenen, soweit es Dein Körper zuläßt, Dir bereits angeeignet hast? Du bist eigensinnig, störrisch, schmutzig, frech, vielleicht auch unehrlich — die Damen in den Pelzjäckchen und Zobelmuffs zeigen Dich als abschreckendes Beispiel ihrem lieben Söhnchen Archie — und die weißkappige Nursegirl der fünfjährigen Miß Afrosine —! Streck' ihnen die Zunge aus, Du hast Recht, Junge! — Das ist die Gesellschaft, die im letzten Jahre Tausende zur Bekleidung der in Afrika frierenden Nigger beigetragen hat!

Du rangirst erst hinter diesen—denn Du bist bloß ein Wilder in Chicago; und nicht einmal der Teufel gilt Etwas in seiner Heimath. Kennen sie auch Deine Tugenden? Wissen sie auch, daß Du Muth, Tapferkeit, Entschlossenheit, Ausdauer, und vor allen Dingen Korpsgeist und Mitgefühl mit Deiner Umgebung in hohem Grade besitzest? Laß sie 'mal einen von ihren Muttersöhnchen zu Eurer Straßengarde versetzen? — Eine Taube unter Adlern, ein Lamm unter Löwen, ein Zwerg unter Riesen. Mit all Deinen Fehlern, Du vielgeschmähter Straßenjunge, Du bist eine Oase der urwüchsigsten Natur, die der Treibsand der alles verschüttenden Kultur noch nicht zugeweht hat.—

* * *

Ostern ist gekommen. — Noch nie haben sie so gehustlert, die drei Unzertrennlichen, der „Jimmie", der „Skippy" und der „Peanutjohnnie," als in letzter Woche. Jeder hatte fast einen Dollar. Aber so viel sie auch rechnen, wenn sie Alles ehrlich mit einander theilen, bleibt gerade genug für ihr Mittag, ihr Lodging — und der Quarter für's Theater. — Wir wollen's nur verrathen, gestern Abend haben sie ein Bischen gegämbelt — der „Dago" hat natürlich betrogen — seine Haue hat er gekriegt — aber's Geld leider auch — na, Alles was fehlt ist's Supper. Das kann man schon zu Ehren John L. Sullivans verkneifen.

Um 8 Uhr beginnt die Vorstellung. Die Polizei hat seit 6 Uhr alle Hände voll zu thun, die ungeduldige Jugend vor dem Theater in Ordnung zu halten. Sie lassen die Jungen lange Reihen formiren — bis zur Madison und Monroe Straße, damit beim Oeffnen der Thüren nicht ein Bruchtheil unseres Nachwuchses erdrückt wird. Unser Jimmie hat seinen Stand vor der Apotheke. Er sieht hinein. Ein kleines Mädchen ist darin. Sie spricht mit dem Klerk. Er schüttelt den Kopf. Das Mädchen fängt an zu weinen. Der Apotheker weist sie hinaus. — Das ist ja die „Pimpled Face Maggie", mit der er zusammen schon oft an der State Straße Zeitungen verkauft hat. „Halloh Pimples", ruft er. Das Mädchen schaut auf. Aber die andern Buben kreischen so fürchterlich, und sind so außer Rand und Band, daß sie gegen ihre Gewohnheit Angst hat. Sie stellt sich an die Ecke und weint, weint bitterlich. —

Jimmie kann's nicht länger mit ansehen ! Wenn er auch seinen Platz in der Reihe verläßt, er wird schon noch in's Theater hineinkommen! —

Aber er ist nicht mehr in's Theater gekommen, er hat den berühmten Champion, sein großes Vorbild, den John L. Sullivan nicht gesehen. Das Mädchen da an der Ecke hat so fürchterlich geweint ... der Schuft, der Drugstoreklerk hat's nicht thun wollen, . . . nämlich die Pillen ohne Quarter geben .... und ihre Mutter ist so krank gewesen ... sie hat so gehustet, hat die Maggie gesagt, daß sie sticken muß ... wenn sie nicht die Pillen kriegt ... Na ja, was war da zu thun ... er hat ihr den Quarter gegeben ... Dem Apotheker schmeißt er aber die Fenster ein .... der Lump ....

* * *

Gleich neben der Himmelsthür hat St. Peter seine Office. Da sitzt der alte St. Michael und führt die Bücher. Jeder Mensch hat dort sein Konto; seine guten Thaten sind sein Kredit, seine schlechten das Debet. — Von den allerbesten muß St. Michael eine besondere Liste anlegen. Die sollen nämlich schon auf Erden belohnt werden. —

Heute ist Ostermontag. Michael hat die Liste eben Petrus vorgelegt. Der studirt sie gar aufmerksam, dann legt er sie aus der Hand.

„Michel," sagt er, „hier ist ein Fehler. „Nicht der Kapitalist, der zwei Millionen für die Chicagoer Universität hergegeben hat, gehört an die erste Stelle, sondern der Jimmie. Dessen Quarter schätzt unser Herrgott millionenmal höher, als die Millionen des Millionärs. — Es kommt nicht darauf an, was man gibt, sondern wie man gibt. Gott siehet das Herz an. Jimmies Ostergabe war die bessere.

*) „Carry the Banner", Chicagoer Hobo=Slang — ohne Logis sich die Nacht auf der Straße 'rumzudrücken.

**) Würfelspielen.

Klaras Erfahrungen.

(Ein modernes Berliner Märchen, von Karl Mischke.)

Die verwittwete Frau Räthin bewohnte mit ihrer Tochter Klara zwei kleine Hinterzimmer. Die Wittwenpension war ja nicht gerade glänzend, indeß es ging. Freilich, Klara, das arme Mädchen ....

Die große Vorderstube hatten sie an einen jungen Mann vermiethet. Der hieß Wilhelm Müller und war Zuschneider in einem großen Geschäft gewesen. Eines Tages hatte er sich aber mit seinem Chef „verkracht", und da sich gerade keine andere derartige Stellung bot, hatte er auf eigene Faust angefangen. Es ging nicht gerade glänzend, aber es ging.

Wilhelm Müller hoffte, es werde mit der Zeit besser gehen. Frau Räthin hoffte das auch. Denn ein Schneider ist ja zwar ein Schneider, aber der Inhaber eines Herrengarderobe=Ateliers ist doch auch etwas. Und Klara, das arme Ding ....

Aber eines Tages bot Klara dem Glücke die Hand, und was sie kaum gehofft hatte, ihr Loos gewann. Wieviel, weiß ich nicht, es wird vielleicht auch nie herauskommen.

Da wurde die Schneiderwerkstätte wieder gute Stube, und Wilhelm Müller mußte ausziehen. Die Frau Räthin meinte, der Inhaber eines Modemagazins, na ja — aber ein Schneider bleibe doch immer ein Schneider.

Nun wurden alte Bekanntschaften wieder aufgenommen, und Klaras Freundinnen — sie hatte natürlich bei Lebzeiten ihres Vaters eine höhere Schule besucht, und die Familie hatte auch standesgemäßen Verkehr gepflegt — fanden sich wieder ein.

Die Frau Räthin meinte, es sei jetzt Zeit, und Klara, die ein kluges Mädchen war, wollte nur einem Manne die Hand reichen, der in der Welt auch etwas zu besagen habe.

Elsa Wechlin, deren Bruder Referendar war, lud sie zum Juristenball ein, und Klara tanzte mit dem Bruder Referendar, mit dem Leutnant v. Pritzewitz, der Elsa verehrte, mit Herrn Silberstein, der Bankier war und viel in besseren Kreisen verkehrte, mit dem Regierungsassassor v. Mügge, ja sogar mit dem alten Rath Blankenburg, der ihres Vateres Kollege gewesen war. Alle fanden Klara sehr nett und anmuthig und die Frau Räthin charmant.

Klara amüsirte sich prachtvoll, denn das waren doch Alles Leute, die in der Welt etwas zu bedeuten hatten.

Ein paar Tage darauf machte der Referendar Wechlin den Damen seine Aufwartung. Er war sehr nett, und Frau Räthin fand so einen Referendar, der noch einmal Amtsrichter oder Staatsanwalt oder wer weiß was noch werden konnte, sehr annehmbar. Klara auch.

Es fand sich, daß der Klara gerade als der Referendar aufbrechen wollte, ein paar Besorgungen in der Stadt zu machen hatte. Die Begleitung wurde natürlich gern angenommen, und Beide wanderten die Straßen entlang. Sie vertieften sich sogar so in ihr Gespräch, daß sie wenig achteten, was um sie vorging.

Plötzlich tönte ein barsches „Zurück da!" an ihr Ohr, und die beiden Träumenden gewahrten eine sich staunende Menschenmenge, und hörten die längere Rede eines Schutzmannes, der sich gar nicht beruhigen konnte, daß sie hatten weitergehen wollen. Es war nämlich abgesperrt.

Gehorsam blieben sie stehen, und Klara machte die Erfahrung, daß so ein simpler Schutzmann in der Welt doch mehr zu besagen hatte, als ein simpler Referendar, der noch einmal Amtsrichter oder sonst etwas werden konnte. Ja selbst wenn er schon Amtsrichter gewesen wäre!

Aber da kam gerade der Leutnant v. Pritzewitz mit seinem aufgezwirbelten Schnurrbart anstolzirt. Der kehrte sich an die Absperrung nicht, und kein Schutzmann hielt ihn zurück. Alle machten ihm Platz, und als er neben Klara und ihrem Begleiter angeokmmen war, erkannte er sie und führte sie an aller Polizei vorbei über den Straßendamm.

Da sah Klara, daß ein Leutnant doch mehr zu sagen hatte, als ein Schutzmann, der sogar über dem Referendar und Amtsrichter steht. Herr v. Pritzewitz war außerdem nicht unangenehm, und als er Klara, die ihre Besorgungen inzwischen ganz vergessen hatte, nach Hause begleitete, meinte auch die Frau Räthin, so ein Leutnant sei eine Persönlichkeit, der sich alle Thüren öffneten, und er könnte ja noch einmal Exzellenz werden.

Ein paar Tage darauf waren die Damen bei Geheimrath v. Mügges zum Fünfuhr=Thee. Es ging sehr vergnügt zu, und nachdem die Dienstboten=Frage erledigt war, kam man auch auf die Herren zu sprechen. Das Thema wurde auch scherzhaft weiter behandelt, als der Sohn des Hauses, der Regierungsassessor, auf eine Viertelstunde herüberkam und Herrn Silberstein, den Bankier, mit hereinbrachte, der ihn eben besucht hatte.

Man erörterte gerade einen Spielerprozeß, der allerlei Enthüllungen über das Leben unserer vornehmen Jugend gebracht hatte, und Herr Silberstein ließ einfließen, daß er auf diesem Gebiete auch seine Erfahrungen habe. Besonders die jungen Offiziere nahmen seine Gefälligkeit stark in Anspruch, und er wollte ja weiter nichts sagen, auch keinen Namen nennen — aber erst heute sei ein Leutnant, den sie Alle kennten, ein Herr v. P., bei ihm gewesen und habe ihn himmelhoch bitten müssen, doch den fälligen Wechsel noch einmal zu prolongiren, denn er könne dem Alten jetzt mit so etwas nicht kommen.

Da sah Klara, daß es doch Leute gab, die noch mehr in der Welt zu besagen hatten, als so ein Leutnant, selbst wenn dieser noch einmal Exzellenz werden könnte. Sie hatte zwar den Bankier Silberstein nicht recht leiden mögen, aber jetzt fand sie doch, daß er etwas Imponirendes habe. Und sehr nett zu ihr war er auch gewesen.

Aber sie mußte auch sofort erfahren, daß andere Leute noch mehr zu bedeuten hatten, als der Bankier Silberstein. Denn der Regierungsassessor v. Mügge erhob seine Stimme und verwies dem Bankier ebenso verbindlich wie bestimmt seine Reden. Es sei unter Kavalieren nicht Sitte, solche kleine geschäftliche Vorkommnisse weiterzutragen. Sie merkte auch aus dem Benehmen der übrigen Anwesenden, daß die Damen dem Herrn Assessor Recht gaben, und Silberstein selber schien der Ansicht zu sein, denn er schwieg etwas verlegen.

Frau Räthin äußerte nachher, so ein Regierungsassessor, der sich zu benehmen wisse und zudem auch ein stattlicher Mann sei, würde sicher bald Minister und nachher Oberpräsident irgend einer Provinz, was soviel sei wie ein Vizekönig.

Frau Räthin freundete sich mit der Frau Geheimrath v. Mügge, der Mutter des Assessors, in der Folge recht an.

Eines Tages kam die Frau Geheimrath zu der Frau Räthin im Vorbeigehen herauf. Sie war etwas bekümmert, und auf die Frage der Dame schüttete sie ihr Herz aus.

„Denken Sie, das Unglück! Nun hat mein Sohn, der Regierungsassessor, einen Orden bekommen, und heute soll er auf's Schloß zum Ordensfest. Gestern bekam er die Einladung, und darauf steht: „Hofuniform!" Wer hätte das vorhergesehen! Er hatte geglaubt, im Frack gehen zu können. Reserveoffizier ist er auch nicht, weil er damals krank geworden ist, sonst könnte er in militärischer Uniform gehen. Jetzt läuft der arme Mensch nun bei allen Schneidern herum und will ja bezahlen, was es nur kosten kann; aber in der kurzen Zeit will keiner das vorgeschriebene Kostüm mit allen Tressen und Vorbüren liefern!"

Da dachte die gefällige Frau Räthin an ihren früheren Zimmerherrn, den Schneider Wilhelm Müller, und die Frau Regierungsrath fand es reizend, daß die Frau Räthin den „sehr strebsamen jungen Mann, der ihr etwas verpflichtet sei", bestimmen wollte, Alles daran zu setzen, daß der Herr Assessor zum Ordensfeste gehen könnte.

Man machte sich sofort auf den Weg, und Klara ging auch mit.

Herrn Wilhelm Müllers Geschäft hatte sich ersichtlich gehoben, in seiner Werkstatt saßen sechs Gesellen und arbeiteten fleißig. Er selbst empfing die Damen und hörte ihre Noth an. Dann sagte er:

„Meine Damen, es thut mir sehr leid. Ich habe bis heute Abend noch fertig zu stellen: einen Frack=Anzug für einen jungen Bräutigam, einen Gehrock für den Bäckermeister Krebs, einen vollständigen Anzug zur Anprobe für den Lehrer Bergmann, außerdem verschiedene Ausbesserungen. Die Herren sind meine Kunden, und ich lasse meine Kunden nie warten. Das ist mein Prinzip!"

Alle Bitten halfen nichts, und die Damen gingen seufzend ab. In der Thüre wendete sich Klara noch einmal um, aber Müller schnitt ihr das Wort ab:

„Und wenn Sie etwa, Fräulein Klara, sich für den Herrn interessiren sollten — dann erst recht nicht!"

Da sah Klara, daß er hübsche Augen hatte und überhaupt ein ganz stattlicher Mann war, wie er so trotzig und selbstbewußt dastand, im Bewußtsein, daß er sich durch seine Arbeit eine Existenz gegründet hatte. Da ward Klara inne, daß es einen Menschen in der Welt gab, der sogar noch mehr zu besagen hatte, als ein Regierungsassessor, der noch einmal Minister werden konnte und späterhin so eine Art Vizekönig.

Das Recht der Kunst.

(Skizze von Annie Latt=Felsberg.)

Die weite Ateliertthür öffnete sich vor ihnen.

Sie sahen recht kleinstädtisch aus, die alten Leute, so recht behäbig und wohlhabend. Dem jungen Mädchen, ihrem Mündel, sah man es weniger an, daß sie zum ersten Male in Berlin weilte. Sie gehörte zu den Menschen, die überall am Platze sind, nirgends einen störenden Eindruck machen. Auch jetzt leuchtete aus ihren schönen Blauaugen Interesse, Spannung und stolze Freude.

„Da seht Ihr, was ich alles geschaffen habe," sprach voll Genugthuung der junge Bildhauer, der Sohn der beiden Alten.

Es waren edle Werke der Plastik, vor welche er sie führte. Meist Göttergestalten in ihrer nackten Schönheit, die Helden des Alterthums, muskelstrotzende Athleten, zarte Nymphen, und köstliche Amoretten.

„So was hast Du gemacht?" klang es enttäuscht, entrüstet.

„Aber Junge, solch heidnisches Zeug, solche Unanständigkeit zeigst Du uns?"

So zürnten die alten Leute, und ängstlich zogen sie ihr Mündel, das sie so gut behütet ihr ganzes Leben lang, aus dem Bannkreis seiner Kunst.

Der Künstler lachte erst, dann zog es feierlich ernst über sein geistvolles Gesicht.

„So befangen war ich auch einmal wie Ihr jetzt. Im Vorurtheil befangen durch die Erziehung in einer spießbürgerlichen Kleinstadt."

„Schmähe nur Deine Vaterstadt, lobpreise Dein Berlin, Dein Sündenbabel! Also das ist Deine gepriesene Kunst, dafür haben wir all das viele Geld hergegeben —"

„Natürlich dafür! Oder denkt Ihr, das höchste Streben eines Künstlers ist ein Kriegerdenkmal, Statuen hoher Herren und anderer verdienter Leute der Nachwelt zu überliefern?" entgegnete mit leuchtendem Blick der Bildhauer.

„Seht, das ist die freie, die schöne Kunst, das ist das Göttliche in ihr. „„Gott bildete einen Menschen aus Erde nach seinem Ebenbilde"", heißt es nicht so? Aber nirgends steht: „„Er that ihm Kleider an, weil seine Nacktheit ihm anstößig erschien."" Die Kleider, das ist Menschenwerk, und wir Künstler ahmen ihm nach, wir schaffen nach dem Vorbild, das Gott uns gegeben."

„Das ist frevelhaft, sich mit Gott messen zu wollen."

Ein schönes, gläubiges Lächeln umschwebte die bärtigen Lippen des Künstlers.

„Es ist der göttliche Funke, der in uns arbeitet, der uns begeistert, der uns zum Schaffen antreibt, der uns empfinden und sehen lernt. Sehen lernen, das müßt auch Ihr. Richtig sehen, klar und rein all die Schönheit, die im Menschenkörper sich darbietet, der die Krone der Schöpfung bildete, so nackt wie Ihr ihn hier seht."

Aber sie waren nicht zu bekehren, sie schüttelten bekümmert die weißen Häupter.

„Auch Du nicht?" wandte er sich dem Mädchen zu, auf dessen hellen Zügen ein Wiederschein lag von seiner Begeisterung.

„Ich verstehe Dich —" gab sie strahlend zurück und trat an seine Seite, und bewundernd hing ihr Blick an den Gebilden von seiner Hand. Sein Wort war ihr ein Evangelium, weil sie ihn liebte.

„Da seht Ihrs. „Dem Reinen ist alles rein"!"

„Das sind Gemeinplätze!" polterte der alte Herr auf. „Deine nackten Gestalten verstoßen in meinen Augen gegen Anstand und gute Sitte!"

Die Stirn des Künstlers verdüsterte sich.

„Ihr wollt die Kunst unter das sogenannte Sittengesetz stellen, daß nicht ein Gesetz der wahren Sittlichkeit ist. Das wird Euch nicht gelingen. So engherzig sind wir Deutschen nicht. Der gute, der reine Kern des Volkes wird sie hochhalten wie bisher, ihr Gesetz ist Wahrheit und Schönheit, kein heuchlerisches Verhüllen, das die Lüsternheit erst recht groß zieht nach der verbotenen Frucht. Die höchste Blüthe der Kultur ist die Kunst und wird sie immer bleiben, und dazu gehört in erster Linie die Darstellung der nackten Körper, nicht all des äußern Prunks, der ihn verdeckt. Ihr konntet damals schon nicht begreifen, warum ich Anatomie studiren mußte, jetzt seht Ihr es, wie ich sie gebraucht", fuhr er fort. „Auch dort die Figur mit dem Gewand ist zuerst nackt durchbildet und dann mit dem Gewand verschleiert worden."

„Du hättest sie doch alle so verschleiern können", klagte die Mutter.

„Die verschleierte Wahrheit ist nie so wie die freie, muthvolle Offenheit. Die lockende Sünde, hüllt sie sich nicht in Prachtgewänder, um zu reizen? Ein wahres, hehres, reines Kunstwerk wird nie zur Sünde reizen, es wird nur den erheben, der es anschaut mit dem rechten Blick."

Er sprach so warm für seine Kunst, und dann führte er sie durch menschengefüllte Straßen in die Museen. Er zeigte ihnen all die Tempel, in denen die freie Göttin Kunst ihres Amtes waltete und deutete auf die Gesichter der Beschauer, die freudig sich dem Genuß des Schönen hingaben, das sich ihnen bot.

Er zog den Arm des Mädchens durch den seinen und sprach zu ihr, beglückt von dem Verständniß, das sie zeigte.

„Seht unser Sündenbabel, das so verschrieene, wie lachend, schön es in der Frühlingssonne liegt. Welche Schätze birgt es für Geist und Herz! Wo ist da die Sünde? Seht die hastenden, ringenden, kämpfenden Menschen, Arbeit ihre Losung, die Müßiggänger unter ihnen gehören sicher nicht zu den Beneidenswerthen und Glücklichen. Die Arbeit gibt Befriedigung, und Befriedigung ist Glück. Wer die Sünde sucht, der findet sie überall. Ein guter Berliner sucht sie nicht, der lernt sie früh schon verabscheuen und sich mit Ekel von ihr abwenden."

Sie mußten ihm Recht geben, die beiden Alten, sie sahen schon jetzt mit andern Augen.

Tage vergingen.

„Wie schön ist Berlin!" sprach begeistert das junge Mädchen, das Hand in Hand mit dem Künstler schritt, von ihm sich belehren und leiten ließ.

Die Alten sahen es. Sie nickten sich freudig zu. Ihr Herzenswunsch erfüllte sich, ihr Sohn hatte den Blick für reine Weiblichkeit nicht verloren, aufathmend gestanden sie ihm ein, daß er Recht gehabt, daß sie sehen gelernt, daß sie nur Schönes gesehen, weil sie anderes nicht sehen wollten.

„Seht hier, diese Kunst —" mit diesen Worten blieb er vor einem Blumenladen stehen, der in herrlicher Farbenpracht strahlte. „Seht diese Geschöpfe Gottes, oder ist die Blume es nicht? Seht diese Blüthen, veredelt, verschönt durch Menschenhand, warum soll es der Mensch nicht sein, dessen lebende, athmende Schönheit die Kunst auch wiedergibt veredelt und rein."

Wie ein Apostel redete er, um die Eltern zu überzeugen.

Sie nickten ihm zu, sie waren stolz auf ihn geworden; statt falscher Scham füllte die Röthe der Begeisterung ihre Wangen, und ihre alten Herzen schlugen höher und freudiger als je. Sie hatten nicht umsonst gelebt, sie hatten der Welt einen Künstler geschenkt, der seine Kunst so recht erfaßte, der ihre einigende, läuternde Art erkannte.

„Mir thun die Armen leid, die Armen im Geiste, die kein reines Verständniß für das Schöne haben. Welche Genüsse entbehren sie! Wenn ich Kinder haben werde, so sollen sie sehen und bewundern lernen, an Abgründen schreiten und nur die duftenden Blumen schauen, nicht das ekle Gewürm, das darin sich birgt."

Er faßte die Hand des jungen Weibes an seiner Seite und zog sie an sein Herz.

„Und sie sie — wird meine Gehilfin sein, mein treuer Kamerad in Leid und Freud."

Sie blickten sich an in glücklicher Zärtlichkeit.

Die beiden Alten lächelten hochbefriedigt und segneten den neuen, jungen Liebesbund.

— Neue Farbe.—Frau Knebbchen: Gottvertannebimboom, Sie ha'm in der Arbeitsstube Ihres Gatten schwarzlackirte Dielen? — Hausfrau: Ach nee, die schwarze Farbe gommd blos egal von der vielen Dinte her, wo die Ginder hier vergossen ha'm.

— Sicheres Kennzeichen. — Herr: So, so, der Arbeiter Koerner ist also schon länger bei Ihnen beschäftigt, er gehört wohl auch zu den besser situirten Leuten? — Buchhalter: Gewiß, er hat kürzlich geheirathet, und keinen Pfennig Vorschuß dazu verlangt!

— Backfisch=Wendung. — „Du kannst Dich für den Referendar nicht erwärmen, weil er gar so klein ist?" — Backfisch: „Ja, der Mensch ist ja von wahrhaft verletzender Kürze."

— Bedenkliches Entgegenkommen. — Strolch: Mein Herr, die Gegend ist hier nicht ganz sicher, darf ich Ihnen vielleicht, bis Sie zurückkommen, Ihr Portemonnaie aufbewahren?

Der Fall Gembalsky.

Kriminalroman von Friedrich Thieme.

(8. Fortsetzung.)

In diesem Augenblick erhob sich, durch mich veranlaßt, der Vertreter der Staatsanwaltschaft und stellte den Antrag, die Vernehmung des Doctor Kainz und der Frau Sophia Wassiloff bei verschlossenen Thüren vor sich gehen zu lassen. Banquier Hartwig drang nämlich in mich, dafür zu sorgen, daß alles das Gravirende, was der Doctor zu entdecken habe, nicht in die große Oeffentlichkeit bringe — sowohl um seinet- als um Michaelas willen, der er auch jetzt noch so viel Schonung, als nur immer in seiner Macht liege, angedeihen zu lassen wünsche. Das Publikum, klagte er, sei durch den Prozeß ohnehin in alle Geheimnisse seiner Häuslichkeit eingeweiht worden; die gegenwärtigen Enthüllungen aber seien von der Art, mit jener frevelhaften Person auch zugleich seinen und der Seinigen Namen mit Schmach zu bedecken. „Was ich thun kann, um dieses Ergebniß abzuwenden," erklärte ich ihm, „will ich thun," worauf ich mit dem Vertreter der Staatsanwaltschaft leise Rücksprache nahm. Das Resultat derselben bestand in seinem Antrag. Ich schloß mich sofort demselben an, das Gleiche that Doctor Böhring, der nun kein Interesse mehr an der öffentlichen Behandlung des Falles nahm, sondern im Gegentheil der Zuhörerschaft das Fiasko seiner Clientin möglichst zu verbergen strebte.

Diesmal brachen geradezu Zornes-kundgebungen im Auditorium aus — doch was half alles Murren und Protestiren? Der Zuhörerraum mußte wiederum geräumt werden. Assessor Hörchner erhielt darauf das Wort, um den Antrag zu begründen.

„Wie mir der Herr Justizrath mitgetheilt," erwiderte er auf die Frage des Vorsitzenden, „tragen die Auskünfte über jenen Gembalsky, welche wir aus dem Munde der plötzlich erschienenen Zeugen vernehmen werden, zum Theil einen politischen Charakter, ich möchte daher den Gerichtshof bitten, dem anzuordnenden Ausschluß der Oeffentlichkeit in diesem Fall die strengste mögliche Form zu verleihen."

So geschah es in der That, selbst die Berichterstattung mußte weichen.

Doctor Kainz trat sodann von neuem vor.

Nach Feststellung der Persönlichkeit und Abnahme des Zeugeneides fragte Director von Schreiber:

„Sie waren in der Angelegenheit des Prozesses in Rußland, Herr Doctor?"

„So ist es."

„Und sind erst heute zurückgekehrt?"

„Erst heute Mittag ein Uhr. Aus den unterwegs gelesenen Zeitungen kannte ich bereits den Verlauf des Prozesses — so fuhr ich vom Bahnhof aus mit meiner Begleiterin sofort zu meinem Freund, um mit ihm Rücksprache zu nehmen; er führte uns unverzüglich nach dem Gerichtsgebäude."

„Sie kamen im letzten Moment — eine halbe Stunde später war alles entschieden."

„Besser im letzten Augenblick als gar nicht."

„Allerdings — aber warum haben Sie kein Lebenszeichen von sich gegeben? Konnten Sie nicht wenigstens von irgend einer Station aus depeschiren?"

Der Doctor legte seine Stirn in bedenkliche Falten.

„Ich konnte nicht nur, ich that es auch. Ich gab in Warschau ein Telegramm auf, worin ich meine bevorstehende Rückkunft und die Ueberbringung hochwichtiger Neuigkeiten meldete. Schon vom Commissionsrath Hartwig habe ich zu meinem Erstaunen erfahren, daß mein Telegramm nicht angelangt ist."

„Allerdings nicht — war vielleicht der Bote unzuverlässig?"

„Ich habe es selbst aufgegeben."

„Das ist sonderbar —"

„Ich kann nur annehmen, daß der betreffende Telegraphenbeamte an dem einigermaßen geheimnißvollen Inhalt Anstoß genommen und die Beförderung des Telegramms unterlassen hat."

„Wohl möglich — nun, die Hauptsache ist, daß Sie trotz alledem noch rechtzeitig vor uns stehen — bitte, wollen Sie uns Ihren Bericht erstatten?"

Doctor Kainz, dessen blasse, eingefallene Wangen die hinter ihm liegenden Strapazen verriethen, begann ohne weitere Einleitung seinen Bericht:

Ich trat, erzählte er, am 3. October meine Reise an. Ich glaubte Zeit zu haben und reiste gemächlich, um unterwegs etwas Russisch zu lernen —, am 8. October betrat ich den Boden der Hauptstadt des ungeheuren Reußenlandes. Während der Fahrt hatte ich Tag und Nacht russische Vokabeln eingepaukt, so daß ich mich zu meinem eigenen Erstaunen in der schweren Sprache nach etwa einer Woche wenigstens etwas verständlich machen konnte, wenn es natürlich auch mit der Aussprache und der Construktion bedenklich haperte. Mein erster Besuch galt Herrn Kawelin, dem langjährigen Geschäftsfreund Hartwigs. Der Herr empfing mich äußerst zuvorkommend, er hatte aus den Zeitungen bereits von dem Prozeß Kenntniß und gestand mir unumwunden, daß er sich seinerzeit über den raschen Entschluß des Commissionsraths nicht genug habe wundern können. Die junge Dame, fügte er hinzu, stand im Club, wie ich mich später überzeugte, nicht im besten Andenken. Man wußte ihr gerade nichts Unrechtes nachzusagen, aber sie hatte doch keinen allzu guten Eindruck hinterlassen.

„Wie ist sie denn eigentlich in den Club gekommen? Und wie ist jener Baron Wardoff hineingelangt?"

Kawelin zuckte die Achseln.

„Wie das immer zu sein pflegt, wollte es hinterher niemand gewesen sein. Jedenfalls muß der Herr gute Empfehlungen gehabt haben. Wer weiß, vielleicht ist es Michaela selbst gewesen, die, nachdem sie durch irgend einen Verehrer eingeführt war, den Baron mitgebracht hat."

Auf meine Frage, ob er mir bei meinen Recherchen behilflich sein wollte, schüttelte der Russe bedenklich den Kopf. „Wenn ich Ihnen sonst — soweit es Ihren privaten Aufenthalt in Petersburg anbetrifft — mit Rath und That an die Hand gehen kann. . ."

„Sehr verbunden, ich werde nicht verfehlen."

So etwa verlief und endete meine Unterredung mit dem jedenfalls mit Fug äußerst vorsichtigen Kaufmann, der mich trotzdem bereitwillig am andern Tag auf dem Gang zur Mutter Michaelas begleitete.

Mein Freund hatte mir die Adresse gegeben, die sie ihm als die ihrer Mutter mitgetheilt. In der That wohnte hier und zwar in recht ärmlichen Verhältnissen eine alte Frau Namens Rawinska, deren Züge, so sehr auch Kummer und Sorgen darin gehaust, die Verwandtschaft mit Frau Hartwig nicht verleugneten. Ich dachte mir gleich, die Frau sehe für die Mutter einer so reichen und, wie ich gehört, splendiden Tochter nicht gut aus, und da sie mir den Eindruck einer anständigen Person hervorbrachte, ging ich ohne weiteres auf mein Ziel los und erklärte ihr durch den Mund meines Begleiters, ich sei ein Bekannter des Mannes ihrer Tochter und gekommen, mich einmal von ihrem Wohlbefinden zu überzeugen.

„Meine Tochter?" fragte sie mit einem erstaunten und, wie mir vorkam, etwas mißtrauischen Blick.

„Jawohl, Madame."

„Von welcher meiner Tochter sprechen Sie? Ich habe deren zwei."

„Von Michaela Hartwig in Berlin."

Die Frau lachte bitter auf.

„Von Michaela? Erinnert sie sich wirklich einmal ihrer Mutter?"

Dieser Ausruf ließ mich die Wahrheit ahnen. „Wie," rief ich, „hat sie Ihnen nicht zahlreiche Beweise ihrer Liebe gesandt? Sie ist doch in Berlin gut verheirathet, ist eine reiche Dame geworden —"

„Ich habe davon sprechen hören," sagte die Frau melancholisch.

„Und sie hat Ihnen nichts geschickt? Kein Geld — keine Anweisungen?"

Die alte Frau stutzte. Wieder streifte mich ein mißtrauischer Blick. Sie schien zu denken, daß sie mir, dem Fremden gegenüber, die nöthige Vorsicht versäumt.

„Kann sein", antwortete sie lakonisch, und eine andere Erwiderung brachte ich nicht mehr aus ihr heraus. Glomm vielleicht doch in ihrem Innern noch ein Rest von Liebe für das verlorene Kind, und fürchtete sie, demselben zu schaden? Ich dachte so. Einsehend, daß ich hier nichts weiter erfahren würde, wollte ich eben fortgehen, als ein junger Mensch, wie ich an der Aehnlichkeit erkannte, der Sohn der Frau, der Bruder Michaelas, in die Stube trat.

Der junge Mann war einfach, fast schäbig gekleidet, ich taxirte ihn für eine Art Commis oder Schreiber, — wie ich nachher erfuhr, war er das letztere.

„Was wollen Sie?" nahm er mich ziemlich mürrisch an.

Ich gab ihm dieselbe Auskunft wie seiner Mutter.

„Sie wollen doch nicht sagen," brummte er, „Michaela habe Sie zu uns geschickt?"

Ich hielt es für angemessen, die Frage nicht direkt zu bejahen.

„Nicht eigentlich, Herr. Ich bin nur ein Freund ihres Mannes, und da ich zufällig in Geschäften hier bin, so — Sie verstehen mich —"

Er nickte finster und bemerkte mit mürrischer Stimme

„Ich zweifle sehr, ob sie Ihnen für den Besuch hier dankbar ist."

„O, sie hat ihrem Mann viel von ihrer Mutter gesprochen — auch hat sie Ihnen doch zahlreiche Beweise ihrer Liebe gesandt —"

„Was hat sie gesandt?"

„Nun, Geld und Geldeswerth — ihr Gatte —"

„Den Teufel hat sie gesandt!" brauste der Jüngling rückhaltslos auf. „Einmal meiner Mutter zwanzig Rubel mit der Gotteswillenbitte, ja nichts über ihre gespannte Stellung zu uns verlauten zu lassen. Da oben — er deutete auf einen Sims über der Thür — liegen sie noch. Wir brauchen nichts von ihr, rühren auch nichts an von dem — Sündengeld," setzte er leiser hinzu, „denn viel besser wird's doch wohl nicht sein. Hätte auch nichts gesagt, wenn Sie nicht gerade da wären — zum Teufel, Mutter," antwortete er auf die beschwörenden Blicke der alten Frau, „warum soll ich schweigen, wenn mir der Groll das Herz abfrißt? Sagen Sie ihr — sich an mich wendend — einen schönen Gruß und wir möchten nichts mit ihr zu thun haben, und wenn sie den Großsultan geheirathet hätte. Wir sind arme Leute, aber wir sind ehrlich. Guten Tag!"

Da war ich nun wieder abgeblitzt, und säumte auch nicht, mir die ungastliche Wohnung von draußen anzusehen. In der Nachbarschaft zogen wir weitere Erkundigungen ein und erfuhren folgendes: Frau Rawinska war in der That die Wittwe eines ehemals wohlhabenden Kaufmanns, der dem Leben aus Anlaß seines Bankerotts freiwillig Valet sagte, seine Familie im größten Elend zurücklassend. Michaela war die älteste, bei Eintritt der Katastrophe fast schon erwachsene Tochter, hatte eine vorzügliche Erziehung erhalten, zeigte aber schon früh Neigung zu Extravaganzen und Renommistereien. Nach des Vaters Tod trat sie in ein Geschäft als Verkäuferin ein, wurde indessen wegen ihres anmaßenden Betragens bald entlassen. Zu Zeiten kam ein förmlicher Größenwahn über sie, sie fabelte den Kunden und ihren Colleginnen die seltsamsten Geschichten vor; so einmal, sie sei die natürliche Tochter eines Fürsten, und ein andermal, ihre Mutter besitze große Rittergüter in Südrußland — manche glaubten ihrem zuversichtlichen Wesen, manche lachten sie aus, sie selbst schritt auf ihrem verderblichen Weg immer weiter fort. Ihre Liebhaber waren niemals einfache Männer ihres Standes, sondern stets wirkliche oder angebliche Barone, Grafen oder gar Prinzen, ein förmliches Netz von Betrug und Romantik umgab zuletzt das schöne junge Mädchen, dessen irregeleitete Phantasie sich für alles Außergewöhnliche und Sonderbare seltsam empfänglich zeigte. Ihr Lebenswandel entfremdete sie zuletzt den Ihren mehr und mehr, sie besuchte fast nie mehr die dürftige Wohnung ihrer Mutter, „die Prinzessin", wie die Nachbarn sie spottweise nannten, dünkte sich zu vornehm für die armseligen Räume. Zuletzt verschwand sie auf ein paar Jahre ganz, wie die Sage ging, zog sie mit einem „Professor der Magie" in der Welt herum und feierte als „sprechender Kopf" und „mouche d'or" (goldene Fliege) im Ausland zweifelhafte Triumphe. Sie hatte ebensowenig jemals in Zürich studirt als ihre Familie durch ihrer Hände Arbeit erhalten, ihr Bruder und ihre ganz anders geartete jüngere Schwester unterstützten die Mutter, als sie kaum das verdienstfähige Alter erreicht hatten.

Das war alles, was ich erfuhr — ich hielt es nicht für angemessen, dieses wenige hierher mitzutheilen, ich wollte erst noch mehr erfahren. Daher begnügte ich mich mit der kurzen Nachricht an meinen Freund, es sei mir bisher nicht gelungen, die Spur der gesuchten Zeugin aufzufinden. Die Hoffnung dazu schien mir übrigens nur gering. Polizeiliche Hilfe durfte ich nicht nachsuchen — wo und wie sollte ich also in dem ungeheuren Lande eine einzelne Person ermitteln?

In athemloser Erwartung harrten wir alle der Fortsetzung des mit dramatischer Lebhaftigkeit vorgetragenen Berichts. Doctor Kainz fuhr nach kurzer Pause fort:

„Einen Weg gab es doch. Mein Freund hatte mir die Lage der Hafenschenke genau beschrieben, in welcher er dereinst mit Michaela zusammengetroffen war. Von dort aus hatten beide ihre Flucht bewerkstelligt — das Benehmen der Dame ließ vermuthen, daß sie mit dem Lokal oder den Wirthsleuten näher bekannt sei oder die letzteren doch in ihr Geheimniß gezogen habe — dort konnte ich vielleicht Näheres über sie sowohl als jene Fremde erfahren.

Die Schenke befand sich am Quai des Kalaschnikowhafens; diesen fand ich ohne Mühe, das Lokal dagegen verursachte Schwierigkeiten, denn es gab deren mehrere, die einander glichen wie ein Ei dem andern. Die Nacht färbt alle Katzen grau, der Schmutz macht alle Räume einander verwandt, und von Schmutz starrten diese Matrosenkneipen förmlich. Ich besuchte sie alle der Reihe nach und stellte in jeder die Frage nach Michaela Rawinska. Das mochte nicht sehr diplomatisch sein, aber welchen Weg sollte ich sonst einschlagen?

Möglich allerdings, daß die Besitzer inzwischen gewechselt hatten, möglich aber auch, die Schenke befand sich noch in derselben Hand. Möglich ferner, daß der Wirth nicht ganz in gutem Glauben war und meine Fragen absichtlich falsch erledigen würde, möglich aber auch, daß er, ohne Arg, mir nach bestem Wissen Auskunft gab. In beiden Fällen dünkte ich mich Psycholog genug, aus seinem Mienenspiel das Richtige zu errathen.

So war ich wohl in der vierten Kneipe angelangt, als der erstaunte Blick der schmierigen Wirthin — der Mann schien nicht zu Hause zu sein — meine Aufmerksamkeit fesselte. Der Name Michaela Rawinska klang offenbar ihrem Ohr nicht fremd.

Ihre Erwiderung, nein, sie kenne keine Person dieses Namens, konnte diese sofort in mir gefestigte Ueberzeugung nicht mehr zerstören.

Um sie doch noch zum Sprechen zu bringen, stellte ich mich als einen Freund der Dame vor und ließ durchblicken, ich komme in ihrem eigenen und zwar einem ganz besonderen Auftrag.

Die Alte spannte zwar, schüttelte aber mit erheucheltem Gleichmuth den Kopf.

„Ich verstehe nicht —"

Ich versuchte mehrmals, ihr meine Worte verständlich zu machen. Kawelin hatte ich diesmal absichtlich nicht mit mir genommen, weil ich fürchtete, die Gegenwart eines Zeugen möchte Mißtrauen erwecken. Ich hatte mir jedoch mit Hilfe des Oberkellners und meines alle möglichen Gespräche vorsehenden „beredten Russen" die nothwendigen Redensarten so gut einstudirt und obendrein so sorgfältig aufgeschrieben, daß ich in dieser Hinsicht keinerlei Anstand zu haben dachte, und war auch an den vorigen Orten recht hübsch fortgekommen, obwohl die in Betracht kommenden Personen zum Theil Dialekt sprachen. Nachdem ich sogar den „beredten Russen" requirirt und ihr die Ausdrücke, die ich meinte, mit dem Finger bezeichnet hatte, konnte sie doch nicht mehr die Ausrede des Nichtverstehens aufrecht erhalten, sie erklärte indessen, keine Michaela Rawinska zu kennen.

„Die Dame hat mir aber doch Ihr Lokal genau bezeichnet, wissen Sie nicht mehr, dieselbe, die vor etwa elf Monaten mit einem Fremden im Hinterzimmer eine Zusammenkunft hatte? Beide reisten dann gemeinschaftlich ab."

„Thut mir leid, bei uns verkehren so viele Personen, daß ich mir die einzelnen Gesichter oder Namen — wenn ich dieselben überhaupt gehört — beim besten Willen nicht alle merken kann."

Darauf verließ sie kurz abgebrochen das Zimmer.

Wieder befand ich mich am Ende meiner Weisheit! Ich hätte geschworen auf die Richtigkeit meiner Vermuthung — was half mir alles? Schon überlegte ich mir, ob ich mich nicht doch noch zur Requisition der Polizei entschließen solle, als plötzlich die Alte wieder in die Stube trat, sich mir unter dem Vorwand, mein geleertes Glas wieder füllen zu wollen, näherte und mir die inhaltschweren Worte zuraunte:

„Kommen Sie heute Abend wieder, Fremder, wenn mein Mann zu sprechen ist."

Ich hatte erst nur „heute Abend" und „mein Mann" verstanden, bis sie mir die Worte mit erläuternden Gesten wiederholte.

„Kennt er die Dame?" fragte ich ebenso leise zurück.

Sie blickte seitwärts auf die übrigen Gäste und erwiderte ausweichend: „Vielleicht." Nach einer Weile setzte sie lauernd hinzu: „„Wenn es Ihnen auf ein paar Rubel nicht ankommt, giebt er Ihnen jede Auskunft, die Sie wünschen."

Ich nickte, trank aus und zahlte meine Zeche.

„Wann ist er zu Hause?"

„Kommen Sie um acht, nicht früher."

Einigermaßen getröstet entfernte ich mich. Endlich eine Aussicht auf Erfolg! Pünktlich um die bezeichnete Stunde stand ich vor dem düsteren Gebäude, wo mich die Wirthin bereits an der Thür erwartete. Sie hieß mich einen Augenblick verziehn und holte ohne Zögern ihren Mann, einen aufgedunsenen, blassen, grämlich aussehenden Greis, der sich mit zutraulich sein sollender Miene näherte.

„Wir sind hier nicht ungestört genug, die Stube ist voll," flüsterte er mir mit bezeichnender Handbewegung zu. „Wenn es Ihnen recht ist, gehen wir hinauf in unser Wohnzimmer."

Ich nickte und folgte ihm ohne Zögern eine vom Hausflur abgehende schmale Treppe hinauf; der Wirth trug eine Lampe vor mir her, um den Weg zu erleuchten. Sie werden möglicherweise denken, meine Herren, daß es unvorsichtig von mir war, dem fremden Menschen so viel Vertrauen zu schenken, später habe ich mir dasselbe gesagt, in jenem Augenblick aber rief mir alles einen so natürlichen und wenig abschreckenden Eindruck hervor, daß ich gar nicht an eine Gefahr dachte. Ist's denn so etwas Großes, mit dem Inhaber einer vollbesetzten Schenke eine Treppe hinaufzusteigen? Und Geld und Geldeswerth trug ich nicht mehr bei mir, als ich meinem Führer ohnedies zugedacht.

Der Mann stieg übrigens so ruhig und sicher vor mir auf, ich konnte gar kein Arg haben. Trotzdem hielt ich als verständiger Mann sorgfältige Umschau, vor mir lag ein schmaler Korridor, von dem zwei oder drei Thüren ausmündeten, und welchen die Lampe meines Begleiters bis an sein Ende völlig erleuchtete. Auf der den Thüren entgegengesetzten Seite stand etwa in der Mitte des Ganges ein großer Schrank. Immer ging der Wirth voran, ich folgte ihm. Eben war ich im Begriffe, an dem Schrank vorüberzuschreiten; als mich plötzlich schwarze Finsterniß umgab — der Schurke hatte das Licht ausgeblasen. Im gleichen Moment, und ehe ich mir die Situation auch nur klar zu machen vermochte, traf mich ein wuchtiger Schlag auf den Kopf — besinnungslos brach ich zusammen!

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einem finsteren, niederen Raume. Ich war an Händen und Füßen mit Stricken gebunden, mein Kopf schmerzte von dem erhaltenen Schlage, meine Glieder waren wie gelähmt. Noch halb betäubt starrte ich um mich. Was hatte man mit mir vor? Wollte man mich berauben oder ein Lösegeld von mir erpressen? Oder gedachte man, mich gar völlig verschwinden zu lassen? Blitzartig ging mir die Erkenntniß der Wahrheit auf. Das Attentat geschah im Auftrage jenes Gembalsky, wenn er nicht gar selbst den Streich geführt. Der Schurke hatte von meiner Reise Kenntniß erhalten und war mir nachgefolgt, um mich unschädlich zu machen. In diesem Falle — ich verhehle es mir nicht — würde ich das Licht der Freiheit wohl kaum wieder erblicken!

Da lag ich nun, ein Gefangener in der Hand gewissenloser Schurken, fern der Heimath und fern aller menschlichen Hilfe. Niemand wußte, wohin ich gegangen, die Elenden konnten mich umbringen, ohne sich der Gefahr der Entdeckung auszusetzen. Seltsamerweise bekümmerte mich nicht so sehr der Gedanke, sterben zu müssen, als derjenige, daß ich alter Fuchs in eine so plumpe Falle gegangen war. Außerdem schmerzte es mich, meine Mission nicht zu Ende führen zu können. Vergeblich suchte ich, als es heller geworden, zu errathen, wo ich mich eigentlich befand. Der mit starken Bohlen ausgelegte Boden und die grauen schmutzigen Wände deuteten eine Art Kellergelaß an, eine Vermuthung, die sich später als richtig herausstellte.

Stundenlang lag ich, ohne daß Jemand nach mir fragte. Wollte man mich verhungern lassen? Fast schien es so. Schon öffnete ich den Mund, um nach Hilfe zu schreien, doch überlegte ich mir rechtzeitig, die Spitzbuben würden mich, wenn sich davon irgend ein Effekt für mich erwarten ließe, geknebelt haben, und schwieg still. Das Zwielicht in dem Raum unterlag offenbar dem Einfluß der Sonne nicht genug, um mit ihrem Höhersteigen einer intensiveren Helle Platz zu machen; dagegen mußte es sich jedenfalls mit ihrem Verschwinden von der Dunkelheit ablösen lassen. Ich konnte die Zeit daher nur nach Gutdünken abschätzen, und mußte es meiner Schätzung nach etwa um die Mittagsstunde sein, als ich plötzlich den Schlüssel in dem Schlosse der Thür rasseln und an der Klinke arbeiten hörte. Ich hatte trotz der herrschenden Stille keine Schritte vernommen, der Ankömmling hatte also bereits an der Thür gestanden und mich wahrscheinlich beobachtet.

Ich bemühte mich, den Eintretenden zu sehen — eine hohe, dunkle Gestalt tauchte in meinem Gesichtskreis auf — ich erkannte den Mann sofort: es war Doctor Gembalsky.

Sein erster Blick verkündete mir den Todfeind. Entschlossenheit, Haß, wilde Freude, all diese Eigenschaften und Empfindungen sprachen zugleich aus seinen Augen. Aeußerlich zwang er sich indessen zur vollkommenen Ruhe, ja er verleugnete sogar die Formen der gesellschaftlichen Höflichkeit nicht, als er mich in allerdings ironischem Tone in deutscher Sprache anredete.

„Freue mich, Sie wieder wohl zu sehen, Herr Doctor, ich habe doch das Vergnügen, mit Doctor Kainz, nicht wahr?"

Ich würdigte den Elenden keiner Antwort.

„Ich bedaure unendlich," sprach er weiter, „durch die Beharrlichkeit, mit der Sie sich an meine harmlosen Fersen heften, genöthigt zu sein, Ihnen einige Unannehmlichkeiten zu bereiten."

„Was haben Sie mit mir vor?" fragte ich so verächtlich als ich vermochte.

„Erlauben Sie mir, Sie darüber vorläufig noch in der Ungewißheit zu lassen, in der ich mich selbst befinde, Herr Doctor. Möglich, daß ich Ihnen auf Grund meiner ausgezeichneten Beziehungen zu einer Ihrem Forschungsdrang so wohl entsprechenden Erholungsreise nach dem wegen seiner paradiesischen Qualitäten mit Recht berühmten Sibirien verhelfe."

Ich erschauderte bei dem Gedanken.

„Möglich auch, daß meine eigene Sicherheit mich zwingt, mit Ihnen noch weniger Umstände zu machen, letzteres ist vielleicht das wahrscheinlichste," ergänzte sich der Bube mit diabolischem Grinsen. „Indessen, Sie werden das bei einem Manne von meiner Humanität begreiflich finden, behelfe ich mich so lange wie nur möglich mit friedlichen Hilfsmitteln. Sie werden es sich daher bis auf weiteres in diesem luxuriös ausgestatteten Hotelzimmer gefallen lassen müssen. Hinsichtlich der Beköstigung muß ich gleichfalls um Entschuldigung bitten, Sie sind in Rußland und müssen der Dürftigkeit und Anspruchslosigkeit der friedlichen Bewohner dieses Hauses Rechnung tragen. So, mein Herr Doctor, das ist alles, was ich Ihnen zu bemerken habe; beherzigen Sie meine wohlgemeinte Warnung, sich hübsch anständig zu betragen, damit ich mich nicht," schloß der Abenteurer, genöthigt sehe, meinen Entschluß zu beschleunigen."

„Herr," rief ich drohend, „Sie spielen ein gewagtes Spiel! Man wird mich im Hotel vermissen, Recherchen anstellen —"

„Und Sie nicht finden," spottete Gembalsky. „Außerdem weiß ich, wo Sie abgestiegen sind, und werde nicht verfehlen, an Voraussetzung Ihres Einverständnisses Ihre Rechnung dort durch einen Boten berichtigen und Ihre Habseligkeiten mit dem Bemerken abfordern zu lassen, Sie hätten auf wiederholtes Drängen bei einem in der Stadt wohnenden Freunde Wohnung genommen."

„Betrüger, Schurke! Man wird Ihnen die Sachen nicht ausliefern."

„Man wird es auf Grund eines Zettels von Ihrer Hand, den ich mir erlauben werde, nach den in Ihrem Taschenbuch — das ich gestern Abend so frei war, an mich zu nehmen — vorgeschriebenen Handschriftsproben künstlerisch treu herzustellen und mit dem ebenfalls in Ihrem Taschenbuch enthaltenen kleinen Kautschukstempel zu beglaubigen. Vertrauen Sie, verehrter Herr, in dieser Hinsicht ganz meiner bewährten Erfahrung. Und nun guten Tag und angenehmen Aufenthalt!"

Er verschwand. In ohnmächtigem Zorn knirschte ich mit den Zähnen. Die kecke Offenheit des Burschen verhieß nichts Gutes. Er würde nicht seine Person so offen in den Vordergrund gestellt haben, wenn sein Entschluß, sich meiner zu entledigen, nicht gefaßt war. Was kam es diesem Manne auf ein Menschenleben an? Ich traute ihm das Schlimmste zu, wenn ich auch die Möglichkeit, man werde, nachdem meine Freilassung für die Pläne des Betrügers keine Gefahr mehr in sich schließe, ein hohes Lösegeld aus mir herauspressen, nicht für ausgeschlossen hielt. Man konnte mir ja einen Eid abzwingen, der mich verpflichtete, nichts gegen den Verbrecher und seine Helfershelfer zu unternehmen! Und wahrlich, ich hätte den Eid geschworen und gehalten, denn selbst wenn man nur noch normalerweise auf fünfzehn oder zwanzig Jährchen rechnen kann, läßt man sich davon nicht gern ohne Noth etwas abknapsen!

Eine Stunde später erschien der widerwärtige Mensch, dessen Verrath mich hierher gebracht. Mürrisch setzte er einige Lebensmittel und einen Krug Wasser vor mich hin, dann schleppte er eine unsaubere Matratze, eine ditto Decke und einen Holzstuhl herbei, die ganze Ausstattung, die man meinem Gefängniß verwilligte. Weniger verbindlich als sein Herr und Meister, stieß er, für den Fall ich versuchen würde zu entfliehen, fürchterliche Drohungen gegen mich aus; erst nachdem er jedoch einen Knecht von wahrhaft hünenhafter Gestalt herbeigerufen, wagte er es, mich meiner Fesseln zu entledigen.

Ich war nicht so thöricht, mich gegen solche Uebermacht zur Wehr zu setzen; ohne ein Wort zu den rohen Gesellen zu sprechen, verzehrte ich meine karge Mahlzeit, um sodann mit gebundenen Händen schlecht genug auf meinem harten und nicht besonders warmen Lager zu schlafen.

Ich versuche nicht, Ihnen die Qualen und die tödtliche Langeweile meiner Gefangenschaft zu schildern. Der Enakssohn blieb von nun an mein Wärter; täglich zweimal betrat er meinen Kerker, um mir das Essen zu bringen und Abends zur Vorsicht meine Hände mit starken Banden zu versehen. Tagsüber erachtete man keine derartige Sicherheitsmaßregel für nothwendig, ein Beweis, daß man mein Gefängniß für sicher hielt. Und das schien es auch zu sein, denn meine Versuche, irgendwo Mittel zur Flucht zu entdecken, erwiesen sich als vergeblich. Ringsum nichts als feste Steinwände, unter mir ebenfalls harte Eichenbohlen von schier undurchdringlicher Beschaffenheit. Das einzige Fenster ging nach einem Nebenkeller und war stark vergittert. Fast kam es mir vor, als diente der Raum, den man mir angewiesen, nicht das erste Mal zur Einsperrung eines denkenden und widerstandsfähigen Wesens. Außerdem, was hätte ich machen sollen? Nachts war ich gebunden, tagsüber wurde ich scharf bewacht, jedes verdächtige Geräusch führte meinen Kerkermeister zu mir, der sogar jeden Abend meine primitive Bettstelle sorgfältig untersuchte.

So hieß es in der That sich in das Unvermeidliche fügen. Vergnügte Tage waren es freilich nicht, die ich in dem scheußlichen Loche verlebte. Kälte, Langeweile, Ekel spielten mir so gehörig mit, dabei trug ich immer dieselben Kleider auf dem Leibe, und erhielt nur von Zeit zu Zeit mit Mühe Wasser zur radikalen Säuberung. Den Herrn Gembalsky bekam ich nicht wieder zu Gesicht, wohl aber begleitete der schurkische Wrah häufig den Knecht, um sich „von meinem Wohlbefinden", wie er höhnisch sagte, zu überzeugen. Ich versuchte, sowohl ihn als meinen Wärter zu bestechen, es gelang mir aber nicht, die Spitzbuben fürchteten sich vor Doctor Gembalsky, der einen wahrhaft unheimlichen Einfluß auf sie auszuüben schien. Einmal wagte ich es in meiner Verzweiflung doch, ein paar Hilferufe auszustoßen, da stürzte sofort der rohe Knecht in mein Gefängniß und schwang einen Knittel so dicht über meinem Kopf, daß ich die Wiederholung aufgab, in der festen Ueberzeugung, der Versuch würde mir das Leben kosten.

Meine Gefangenschaft dauerte lange, fast vier Wochen. Zuletzt ward ich ordentlich tiefsinnig, meine Gesundheit begann zu leiden. Ich verlangte Gewißheit über mein Schicksal, man antwortete mir nur mit mürrischen Reden. An dem Benehmen der beiden Subjekte glaubte ich indessen zu bemerken, daß nicht alles in der gehörigen Ordnung sei; einmal, als ich morgens erwachte, hörte ich ihre Stimme im anstoßenden Keller und unterschied deutlich die Worte aus dem Munde des Hafenwirths: „Wenn der Herr Baron nun nicht bald wiederkommt, so" — die Fortsetzung erstarb in einem Geflüster.

Die Andeutung spannte meine Seele auf die Folter. Mit dem Baron meinte er zweifellos Doctor Gembalsky. Der Abenteurer war abgereist und kehrte wider Erwarten nicht zurück. Was aber würde man thun, wenn er nun nicht bald zurückkehrte? Ich fürchtete es auszudenken. Mehrere Male dachte ich daran, mich hinter die Thür zu verstecken und den riesenhaften Wärter, wenn er am Abend mein Gefängniß betrat, mit dem Stuhl zu Boden zu schlagen, aber mein Inneres sträubte sich gegen eine so gräßliche That, deren Gelingen überdies nicht einmal sicher war. Wenn der Streich mißlang, war ich erst recht verloren.

Eines Abends sprach mein Wärter nicht wie gewöhnlich in meinem Kerker vor, auch am nächsten Morgen erschien er nicht. Was bedeutete das? Eine grenzenlose Unruhe bemächtigte sich meiner. Wollte man mich verhungern lassen? Besorgt erwartete ich den Abend — ich blieb wieder allein. Der Hunger begann in meinen Eingeweiden zu wüthen. Noch eine qualvolle Nacht — auch der nächste Morgen brachte meinen Kerkermeister nicht zurück. Verzweifelt rüttelte ich an der Thür des Gewölbes, an dem Gitter des elenden Fensterlochs, umsonst! Was mochte da vorgegangen sein? Es herrschte eine so sonderbar beängstigende Stille im ganzen Hause. Ich fand endlich den Muth, um Hilfe zu rufen. Niemand kam, wie früher, es mir zu wehren, Niemand kam aber auch, mir zu helfen. Endlich gab ich es auf, heiser und mit schmerzendem Hals, und setzte mich resignirt auf mein Bett mit dem festen Entschlusse, am Nachmittag noch einmal alle meine Kräfte an meine Befreiung zu wenden und dann ruhig dem Tod in's Auge zu schauen.

Der Schlaf übermannte mich — während der Nacht hatte er mich geflohen — plötzlich erweckte mich ein lautes Geräusch wie von Fußtritten und Stimmen. Emporfahrend hörte ich, wie man an der Thür meines Kerkers rüttelte, man führte Axthiebe gegen die starken Bohlen; athemlos lauschte ich den willkommenen Tönen. Die sich so ankündigten, konnten nur meine Befreier sein. In der That, fünf Minuten später krachte die Thür zusammen, mehrere Personen, die ihre Uniformen sogleich als Polizeibeamte legitimirten, stürmten in den Raum. Der Anführer eilte mit freudigem Lächeln auf mich zu.

„Herr Doctor Kainz?"

„Der bin ich."

„Gott sei Dank, Sie leben noch, wir haben lange nach Ihnen gesucht."

Mitleidig betrachtete er mich — ich mag schauderhaft genug ausgesehen haben — und reichte mir theilnahmsvoll die Hand.

„Wie darf ich meinen Befreier nennen?" fragte ich, mein bißchen Russisch zusammenraffend.

„Polizeilieutenant Perowsky," versetzte er lächelnd. „Das Verdienst Ihrer Befreiung gebührt jedoch nicht mir, sondern einer Dame."

„Einer Dame?" fragte ich.

„Ja."

„Und wer ist die Dame?"

„Frau Sophia Francini."

Verwundert blickte ich ihn an.

„Sie kennen die Dame nicht?"

„Nein."

„Nun denn, Sophia Wassiloff."

„Sie — o, das ist mehr Glück, als ich fassen kann. Die suchte ich ja, ihretwegen reiste ich nach Rußland!"

„Um so besser, mein Herr. Kommen Sie jetzt mit mir, Sie werden hungrig sein, unseren Informationen nach sind die Verbrecher vor einigen Tagen bereits entflohen, seit dieser Zeit haben Sie wohl jeder Nahrung entbehrt?"

„Jeder."

„So stärken sie erst den Leib, nachher wollen wir das übrige besprechen. Kommen Sie!"

Trotz meiner Aufregung und Spannung überzeugte mich mein Magen, daß sein Rath gut war. An seiner Seite verließ ich mein Gefängniß, das, wie ich nun sah, in der That aus einem Kellergeschoß der Hafenschenke bestand. Es befand sich auf der der Straße entgegengesetzten Seite des Hauses, meine Hilferufe mußten daher ungehört verhallen, denn das elende Gebäude hatte als Nachbarhäuser nur Schuppen und Niederlagen.

Mir war wie einem von tödtlicher Krankheit Genesenden zu Muthe, als ich auf die Straße trat. Ein Wagen wartete auf uns, wir fuhren ohne Zögern in mein altes Hotel, wo der Wirth mich freudestrahlend begrüßte. Ein gutes Mittagessen und ein Glas Wein stellten in weniger als einer halben Stunde das Gleichgewicht meines Körpers wieder her; nun ruhte ich einige Stunden und nahm sodann ein warmes Bad im Hotel. Der liebenswürdige Wirth eröffnete mir sofort einen unbeschränkten Credit, denn die Schurken hatten mich aller meiner Baarschaft beraubt und auch den in meinem Koffer verborgenen Rest mit dem Koffer selbst, den sich Gembalsky auf Grund einer gefälschten Anweisung aushändigen ließ, verschwinden lassen. Der Schaden war zum Glück ersetzbar, denn ich hatte zur Zeit mein Reisegeld ziemlich aufgebraucht und eben im Begriff gestanden, mir bei dem Petersburger Banquier Hartwigs, der meines Freundes Anweisung schon in Händen hielt, Ersatz zu holen. Jetzt half mir das Entgegenkommen des Wirths zu frischer Wäsche und einem neuen Anzug, dessen ich dringend bedurfte.

Gegen vier Uhr, als ich mich eben, in einen neuen Menschen verwandelt, im Spiegel betrachtete, kehrte der Polizeilieutenant Perowsky mit einer Dame zurück, in welcher ich Sophia Wassiloff, die geheimnißvolle Unbekannte aus Petersburg, mit Worten überquellenden Dankes begrüßte.

„Endlich am Ziel!" jubelte ich, „und gerade in dem Augenblick, wo ich mich am weitesten von ihm entfernt wähnte! Sie zu suchen, Madame, kam ich hierher, um Ihretwillen habe ich erduldet, was ich erdulden mußte!"

„Ich weiß es," erwiderte die junge Frau lächelnd. „Ich bin bereit, Sie zu begleiten."

„Aber der Prozeß — wird er nicht längst entschieden sein?"

„Noch nicht," antwortete Perowsky. „Er hat aber bereits angefangen, und die Entscheidung steht nahe bevor. Sie müssen morgen früh sofort abreisen, wenn Sie noch rechtzeitig eintreffen wollen. Ich verfolgte seinen Verlauf im Petersburger Journal, welches ausführlich über die Verhandlungen berichtet."

„So ist es besser, wir reisen heute noch ab," sagte ich entschlossen.

„Bester Herr Doctor," warf der Polizeibeamte ein, „Sie überschätzen Ihre Kräfte. Die Folgen der ausgestandenen Angst, der erduldeten Unbill, werden jetzt erst über Sie kommen. Gönnen Sie sich einen Tag wenigstens Erholung, ehe Sie sich der neuen Anstrengung aussetzen."

„O, ich fühle mich kräftig genug."

„Momentan, ja, wer weiß aber, wie es morgen um Sie steht. Wir haben nicht drei Wochen lang alle Hebel in Bewegung gesetzt, um Ihrer habhaft zu werden, um Sie schließlich noch als Kranken nach Deutschland zurückzuschicken."

„Sie waren also von meinem Verschwinden unterrichtet?"

„Gewiß. Von Berlin aus wurde nach Ihnen recherchirt — der deutsche Gesandte hat Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt. Man äußerte sogar unverhohlen den Verdacht, unsere Polizei sei an Ihrem Verschwinden direkt oder indirekt betheiligt. Nirgends war eine Spur von Ihnen zu entdecken, und ohne Frau Francini —"

„Wie haben Sie meinen Aufenthalt erkundet? Wie ist es Ihnen möglich gewesen, mich zu retten?" wandte ich mich an die Dame.

„Sie sollen alles erfahren," sagte sie freundlich. „Wenn es Ihnen aber recht ist, sprechen wir französisch, Sie sprechen das Russische sehr schlecht, ich das Deutsche so gut wie gar nicht. Sie würden mich kaum im Zusammenhang verstehen, wenn ich mich unserer Sprache zu meiner Erzählung bediente."

„Ganz recht, indessen sind Sie nicht eine Italienerin?"

„Nein, nur mit einem Italiener verheirathet. Ich bin die Frau Gembalskys, mein Herr; Gembalskys oder Wardoffs, dessen wahrer Name Francini lautet. Wassiloff ist mein Vatersname."

„Also doch ein Italiener!" rief ich in höchster Ueberraschung. „Und Sie — Sophia Wassiloff sind —"

„Seine Frau, ja — und sein rächendes Gewissen," setzte sie düster hinzu.

Wir nahmen darauf alle drei Platz, und aus dem Munde Sophia Wassiloffs, der Gattin des räthselhaften Mannes, vernahm ich endlich die unerhörte Geschichte."

* * *

Doctor Kainz hielt erschöpft inne, seine Kräfte waren noch nicht ganz zurückgekehrt. das Sprechen verursachte

ih[illegible]e Anstrengung.

[illegible]bin hier Zeuge," endigte er, sich gegen den Gerichtshof verneigend. „Ich darf nur aussagen, was mir aus eigener Wissenschaft bewußt ist. Die Geschichte der unglaublichen Intrigue mag Ihnen Sophia Wassiloff selbst erzählen. Ich werde dann noch hinzufügen, was hinzugefügt werden muß."

Direktor von Schreiber erklärte hierzu sein Einverständniß; da sich jedoch die Nothwendigkeit ergab, die Russin entweder in französischer oder in ihrer Landessprache zu vernehmen, bedurfte man eines vereidigten Dolmetschers, der denn auch während einer einstündigen, uns allen zu statten kommenden Pause herbeigeschafft wurde.

Sophia Wassiloff wurde sodann vorgerufen. Der Vorsitzende ermahnte sie, in allen Stücken nur der Wahrheit die Ehre zu geben. Die junge Frau versicherte in lebhafter Weise, sie werde nur sagen, was sie vor Gott und ihrem Gewissen verantworten könne. Sie trug überhaupt ein lebhaftes, etwas ostentatives Wesen zur Schau; von wenig vornehmen Allüren, strafte ihr Benehmen ihre elegante Toilette bei näherer Bekanntschaft Lügen. In meinen Akten hatte ich in dem schriftlichen Bericht des Doctor Kainz die Schilderung gelesen, welche seinerzeit die Wirthin der Pension Göpel von ihr entworfen. Das Porträt war vollkommen zutreffend.

Ein Gesicht, so scharf geschnitten wie eine Kamee, klein und mager, aber ausgeprägte Formen, bei alledem nicht übel von Ansehen, mit einem gutmüthigen, wenn auch etwas dreisten Lachen, hinter dem sich indessen eine von ungezügelten Leidenschaften beherrschte Seele verbirgt — so hält Sophia Wassilow nunmehr persönlich ihren Einzug in diese Geschichte. „Sie pafft wie ein Stadtsoldat," berichtete die Pensionsinhaberin von ihr — die gute Frau hatte nicht übertrieben, davon sollte ich mich an einem der nächsten Abende im Hause des Commissionsrathes überzeugen, wo die edle Dame nicht nur dem vorzüglichen „Forster" Hartwigs ohne merkbare Wirkung auf ihr Gehirn alle Ehre anthat, sondern auch beinahe eine ganze Schachtel mit stark aromatischen russischen Cigaretten wohlgefällig in Dampf auflöste. Die Zahl ihrer Jahre schätzte ich um zwei oder drei höher als Michaelas; infolge ihrer kleinen Figur und ihrer Beweglichkeit behauptete sie im allgemeinen — oder sagen wir besser aus einer gewissen Entfernung — einen Anstrich von Jugendlichkeit, dem ihre ein wenig abgelebten Züge in größerer Nähe widersprachen.

Mit leuchtenden Augen und fast lächelnder Miene stand sie vor dem Gerichtstisch. Neben ihr der Dolmetscher, der ihr die Fragen des Vorsitzenden französisch wiederholte, während er ihre in derselben Sprache gegebenen Antworten in gutem Deutsch wiedergab.

„Sie sind Frau Sophia Francini, geborene Wassiloff?"

„Ja, mein Herr."

„Der in diesem Prozeß so viel genannte Doctor Gembalsky oder Baron Wardorff ist also ihr Gatte?"

„Ja."

„Sein wahrer Name ist Francini?"

„Marco Francini."

„Seit wann sind Sie mit ihm verheirathet?"

„Seit sechs Jahren."

„Haben Sie Kinder?"

„Wir hatten ein Kind, das aber gestorben ist."

„Frau Francini, Sie sind durch die Bande der Liebe und Ehe an einen Mann gefesselt, der in unserer Verhandlung eine wichtige Rolle spielt und gegen den Sie hier aussagen sollen. Das Gesetz legt mir die Verpflichtung auf, Ihnen zu sagen, daß eine Ehefrau gegen ihren Ehemann keinerlei Aussagen zu machen nöthig hat. Wollen Sie trotzdem bei Ihrem Entschluß, Ihr Zeugniß abzugeben, beharren?"

„Wenn ich — wenn ich darf," versetzte Sophia zögernd und offenbar unangenehm berührt.

„Sie dürfen — Sie müssen nur nicht — verstehen Sie wohl. Sie wollen also?"

„Ja, mein Herr."

„Wenn ich Sie recht verstehe, ist Ihnen sogar daran gelegen, gegen Doctor Gembalsky zu zeugen? Dieses Verlangen erscheint bei einer Gattin einigermaßen sonderbar. Haben Sie besondere Beweggründe, Ihren Mann zu hassen?"

Die Augen der jungen Frau begannen zu glühen.

„Ich hasse ihn, ja, ich hasse ihn!" zischte sie mit unwillkürlich geballter Faust.

„Sie sind eifersüchtig?"

„Nun ja — ich bin es! Der Elende hat mich betrogen, mit einem Dutzend Mädchen betrogen — ich habe es ihm verziehen, denn er liebte sie nicht, er handelte aus Gewinnsucht — aber Michaela Rawinska liebt er wirklich — er ist mir untreu um ihretwillen! Ich hasse sie und ihn!"

Ich warf einen besorgten Blick auf den Banquier Hartwig. Ich sah ihn erbleichen und die Lippen aufeinanderpressen.

„Wenn man Jemand haßt," fuhr von Schreiber fort, „so nimmt man es in der Regel mit der Wahrheit nicht allzu genau. Man sagt ihm Böses nach, um ihm zu schaden. Sie stehen hier vor Gericht, Frau Francini, und müssen jedes Wort auf die Goldwage legen. Wenn Sie Frau Hartwig oder Ihren Mann gegen die Wahrheit bezichtigen, so machen Sie sich eines Meineids schuldig und werden mit Zuchthaus bestraft. Begreifen Sie, was ich Ihnen sage?"

Die junge Frau schüttelte energisch den Kopf.

„Ich weiß, ich weiß, mein Herr," rief sie ungeduldig. „Ich lüge nicht, brauche nicht zu lügen. Alles ist schlimm genug, wie es ist.

„Ich glaube Ihnen," erwiderte der Vorsitzende ernst, „und diese Herren wohl auch. Dessenungeachtet ist es unter solchen Umständen zweifelhaft, ob wir allzuviel Gewicht auf Ihre Aussagen legen dürfen, wenn Sie keine anderen Beweise beibringen als Ihr Zeugniß."

Doctor Böhring sprang auf mit einem Zug neuer Hoffnung im verstörten Gesicht.

„Ich protestire gegen die Vertheidigung dieser Dame!" rief er mit lauter Stimme. „Sie giebt selbst Haß und Eifersucht als Motiv ihres Handelns an, ihr Zeugniß ist werthlos."

Besorgt schaute ich nach Doctor Kainz hin, der hastig von seinem Stuhl aufstand und sich dem Gerichtstisch näherte.

„Sie verzeihen, Herr Direktor — Frau Francini versteht gewiß nicht recht, worum es sich handelt. Die Dame besitzt unanfechtbare Beweise —, Frau Francini, überreichen Sie dem Herrn Präsidenten die Briefe, die Sie mir seinerzeit gezeigt haben."

Sophia nickte, zog einige zusammengebundene Briefe aus ihrer Tasche und reichte dem Vorsitzenden das Päckchen hin.

„Es wird besser sein, erst die Erzählung der Dame zu hören und dann an der Hand der Briefe ihre Glaubwürdigkeit zu prüfen," erklärte der Direktor. „Frau Francini, sagen Sie uns alles, was Sie wissen."

Bereitwillig kam Frau Francini der Aufforderung des Gerichtsdirektors nach; die Worte flossen wie ein Strom von ihren Lippen. Ich übergehe die Zwischenfragen des Vorsitzenden und des Vertheidigers der Beklagten und gebe in folgendem das Zeugniß im ungestörten Zusammenhang wieder.

Marko Francini, fälschlich Gembalsky oder Baron Wardoff, war achtunddreißig Jahre alt. Er wurde von italienischen Eltern in Nowgorod geboren; mit zehn Jahren verlor er seinen Vater, seine Mutter heirathete einen Polen, und der Knabe, der einen offenen Kopf besaß, hatte bei dem Stiefvater schlechte Tage. Mit zwölf Jahren lief er davon, um sich einem wandernden Taschenspieler anzuschließen, der den intelligenten Jungen bei der Ausübungen seiner Künste gut brauchen konnte. Der Knabe kam auf diese Weise weit herum, bereiste Rußland, Deutschland, Oesterreich, Italien, Frankreich, Spanien und England. Ueberall hielt er Augen und Ohren offen, und da er auch später einige dieser Länder wiederholt und auf längere Zeit besuchte, sprach er ihre Sprache mehr oder minder geläufig, vor allem italienisch, deutsch, englisch und französisch. Später wechselte er des öfteren den Prinzipal, ja er unternahm Geschäfte auf eigene Hand, gab Vorstellungen unter hochklingenden Namen, trat auch wohl, infolge seiner Neigung, etwas Vornehmes darzustellen, hier und da unter falschem Namen und Titel auf. Mit den Erfolgen seiner Taschenspielerkunststücke nicht zufrieden, wollte er mehr sein als ein bloßer Prestidigitateur; er benutzte seine Gewandtheit und Fingerfertigkeit, um sich in London als Medium, in Paris als Magnetiseur bewundern zu lassen. Seine alle Grenze überschreitende Genußsucht führte ihn früh schon auf direkte Abwege; wo ein ehrlicher Erwerb nicht möglich war, mußten seine Kunststücke aushelfen. Er gefiel sich darin, in fashionablen Zirkeln als vornehmer Herr Zutritt zu erlangen, wobei er die gläubigen Schafe im Spiel zum Dank für ihre Vertrauensseligkeit gehörig rupfte. Bald legte er sich den Grad eines Doctors, bald den Titel eines Barons oder Grafen bei, er rühmte sich ebensowohl großen Vermögens als seltener Künste, wie des doppelten Gesichts, der Suggestionskraft, der Geisterseherei und aller möglichen anderen Eigenschaften, für die sich Gläubige fanden oder erzeugen ließen.

Sophia war, als sie ihn vor sechs Jahren kennen lernte, Kellnerin in einem Restaurant in Petersburg. Obwohl er ihr an Kenntnissen und Bildung weit überlegen war, heirathete er sie, vermuthlich, weil er einestheils des vagirenden Lebens überdrüssig war, anderntheils ein gefügiges Werkzeug für seine Pläne in ihr zu finden hoffte. Sie liebte ihn wirklich und blickte voll hohen Stolzes zu ihm empor—er schien ihr beinahe ein höheres Wesen, denn sie war in einer nichts weniger als idealen Umgebung aufgewachsen. Jedenfalls war sie ihm das, was er wünschte, sie kannte keinen anderen Einfluß als seinen Willen. Beide lebten auch ganz glücklich, bis Michaela Rawinska ihren Weg kreuzte.

Es geschah dies ungefähr drei Jahre vor Beginn des Prozesses in Nizza, wo sich der gewandte Italiener während der Hochsaison als Marquis Benotti in der aristokratischen Gesellschaft bewegte. Der „Kartenkünstler" machte vortreffliche Geschäfte, nur mit der Haltung seiner „Gemahlin" zeigte er sich nicht recht zufrieden, ihr Auftreten erschien ihm nicht nobel genug. Da führte ihm ein glücklicher Zufall Michaela Rawinska in den Weg, die als Gesellschafterin einer schwindsüchtigen Französin dorthin gekommen war. Beide unterhielten und — verstanden sich. Francini fand in Michaela eine Frau, wie er sie für seine Zwecke brauchte, bildschön, gebildet, kenntnißreich, elegant und skrupellos. Noch kannte man sich nicht vierzehn Tage, als Michaela bereits ihre ihren Neigungen und ihrem Unabhängigkeitssinn wenig angenehme Stellung aufgab und als „Gesellschafterin Sophias" in die Häuslichkeit des „Marquis Benotti" übersiedelte. Von Nizza riefen den Abenteurer seine „politischen Geschäfte" für längere Zeit nach Zürich, wo sich die Gesellschafterin in eine hochadlige Cousine verwandelte. Sophia Wassiloff hielt ihre Schilderung der gemeinsamen Lebensweise im eigenen Interesse nur kurz, sie erwähnte noch eines mehr oder minder längeren Aufenthalts in Paris, Ems, Wien und Rom. Michaela diente dem gewiegten Hochstapler als Lockvogel sowohl als auch als Schaustück, da sie für seine hypnotischen Versuche ein äußerst empfängliches Objekt abgab. Nicht nur besaß sie wirklich einen gewissen Grad von Suggestibilität, sondern sie war auch eine ausgezeichnete Komödiantin, die das, was der Natur nicht gelang, durch die Kunst zu ersetzen wußte. Seit ihrem Pariser Aufenthalt hatten sowohl Francini als auch die seinem Einfluß völlig unterworfene Michaela die dort so verbreitete Gewohnheit des Morphiumgenusses angenommen. Anfänglich hielt Sophia die schöne Landsmännin, auf deren körperliche Vorzüge sie von Anfang an mit unverhehltem Neid blickte, nur für die Gehilfin ihres Mannes; der immer zärtlicher sich gestaltende Verkehr des Pärchens überzeugte sie jedoch bald genug von dem wahren Stand der Dinge. Die Folge mögen unliebsame, theilweise äußerst erregte Scenen gewesen sein, denn Gembalsky schickte Sophia schließlich nach Petersburg zurück und setzte mit Michaela seine Reisen allein fort. Natürlich entfachte dieser Schritt den höchsten Zorn der jungen Frau, und schon damals faßte die Idee in ihr Wurzel, sich an dem treulosen Mann und der Intrigantin zu rächen.

Beide kehrten endlich nach Petersburg zurück und zogen von Neuem in die gemeinsame Wohnung ein. Es war um diese Zeit, daß Francini in dem Club Zutritt erlangte, in welchem dann Banquier Hartwig durch Kawelin eingeführt wurde. Dem imponirenden Wesen des „Baron Wardoff", wie er sich in Petersburg nannte, war es ein Leichtes, die nähere Bekanntschaft eines der Mitglieder zu machen, der den geistvollen Mann in die kleine Gesellschaft mitnahm. Er selbst wußte dann die Einführung Michaelas zu bewerkstelligen. Unter den Bewunderern, die sich sofort um die angebliche Züricher Studentin sammelten, zeichnete sich durch die biedersten Manieren der deutsche Banquier aus. Als Michaela zu Hause von ihrer neuesten Acquisition erzählte, äußerte Gembalsky lachend: „Mit dem Kerl wäre vielleicht etwas zu machen — ein Banquier muß doch reich sein." Das junge Mädchen wurde von ihm veranlaßt, den Verehrer zu ermuthigen; mit ihrem feinen psychologischen Instinkt errieth die schlaue Intrigantin auf der Stelle, wie der deutsche Idealist behandelt werden müsse. Sie war bei aller Freimüthigkeit und Sicherheit die Lauterkeit und Unantastbarkeit selbst, sie verkehrte mit den Männern wie mit ihresgleichen, ohne durch ihre weibliche Schönheit die geringsten Vortheile zu suchen. Unterdessen zog Francini durch ein Auskunftsbureau nach den Verhältnissen Hartwigs genaue Erkundigungen ein; sie fielen so glänzend aus, daß die Verbündeten einen raffinirten, ja wahrhaft teuflischen Plan ersannen, den Millionär um einen guten Theil seines Vermögens zu erleichtern. Sophia ward, wie sie offen gestand, mit in's Complott gezogen, ihr Mann hatte sich, die Eifersucht der in alle seine Geheimnisse eingeweihten Gefährtin fürchtend, mit Erfolg bemüht, sie wieder zu versöhnen, liebte sie ihn doch bis zur Schwäche, und wer liebt, ist bekanntlich nicht leicht überzeugt!

Um seinen Zweck zu erreichen, gerieth Francini auf die Idee, Michaela sollte sich als Retterin des Deutschen aufspielen. Sie selbst warnte ihn vorher zum Schein vor Wardorff und unüberlegten Aeußerungen, brachte aber an jenem Abend im Club das Gespräch selbst und wie unwillkürlich auf ein politisches Thema. Ihr Genosse stand in der Nähe, bereit, die Gelegenheit zu benutzen. Die Warnung und alle übrigen Manipulationen Michaelas mußten die Meinung in dem Fremden erwecken, der Baron habe ihn denunzirt und er stehe vor der Alternative, zu fliehen oder die Schrecken der russischen Kerker und Sibiriens über sich ergehen zu lassen. Natürlich war alles eitel Spiegelfechterei. Wardoff war es nicht eingefallen, den Deutschen anzuzeigen. Der Besuch des Polizeibeamten, eines mit Gembalsky in Verbindung stehenden Subalternbeamten der Petersburger Polizei, bei Kawelin, sollte die Wahrscheinlichkeit der Sache und den Ernst der Situation vermehren, denn daß Kawelin den Geschäftsfreund sofort von dem Vorfall in Kenntniß setzen würde, erschien selbstverständlich. Denselben Zweck verfolgte das Billet und die mysteriöse Art der Einführung in die Hafenschenke, eines verrufenen Lokals, dessen Inhaber ein Spießgeselle Francinis war. Der angebliche Bruder Michaelas war der Bruder Sophias, der vermeintliche Polizeileutenant Ignatieff ein entlassener Subalternbeamter. Für den Fall, daß der großartig angelegte Plan sich nicht als durchführbar herausstellte, wollte man auf diese Weise wenigstens etwas aus dem Millionär herausschlagen. Doch vertraute Gembalsky auch in anderer Hinsicht der erprobten Geschicklichkeit seines Werkzeugs, das während einer so langen Reise, auf welcher vor der Welt der Schein eines so nahen verwandtschaftlichen Verhältnisses aufrecht erhalten werden mußte, schon Gelegenheit finden würde, die letzten Bedenken des liebenden Wittwers zu überwinden. Ja, es erschien dem Abenteurer sogar sicherer, wenn der Banquier den entscheidenden Schritt fern von Rußland und Petersburg unternähme, da er dann nicht mehr in der Lage war, nach dem Gegenstand seiner Anbetung Erkundigungen einzuziehen.

So reiste Michaela, während ihr Begleiter alle Beängstigungen eines Flüchtlings empfand, in aller Seelenruhe, selbst des gefälschten Passes hätte man nicht bedurft, er diente lediglich dazu, den Betrug zu vervollständigen und dem Betrogenen für alle Fälle eine entsprechende Summe abzunehmen. Indeß sich aber die Züricher Studentin den Anschein gab, als füge sie sich, indem sie sich zu Vertraulichkeiten gegen Hartwig entschloß, nur dem Zwang der Umstände, reizte sie zugleich seine Liebe auf's äußerste und erreichte nicht nur ihr Ziel vollständig, [illegible] auch durch ihre Sicherheit und Gewandtheit ihre nicht leichte Aufgabe auf die Dauer durch, ja sie gefiel sich ausnehmend in der Rolle der reichen Commissionsräthin. Gab sie sich doch zum erstenmal für etwas, was sie wirklich war, es war Wahrheit, kein bloßer Schein; sie feierte sogar allenthalben Triumphe in der Gesellschaft.

Leider gönnte ihr die ewige Geldverlegenheit ihres Mitverschworenen keine lange Ruhe. Der edle Ritter wollte auch die Ernte der so herrlich aufgegangenen Saat genießen. Schon nach einigen Wochen folgte er ihr nach Berlin, und da die Summen, die sie von ihrem Gatten erhielt, dem Wüstling nicht genügten, so verleitete er sie dazu, ihren Mann in der geschilderten Weise zu bestehlen. Um für den Fall der Entdeckung gesichert zu sein, erheuchelte Michaela in der Abendgesellschaft den hypnotischen Zustand; zur Materie des Hypnotismus sollte sie, falls ihr Gatte auf ihre Spur kam, ihre Zuflucht nehmen. Die Frau Commissionsräthin bezeigte wenig Lust, ihre Stellung, an der sie Geschmack fand, so voreilig zu gefährden, sie erschöpfte sich bei Gelegenheit ihrer Zusammenkünfte mit Francini-Gembalsky in der Norddeutschen Weißbierhalle in Vorstellungen und Vorwürfen, doch er brauchte Geld und wieder Geld, und sie war ja nur ein Spielball in seiner Hand. In der Regel händigte sie ihm die gestohlenen Summen in der Norddeutschen Weißbierhalle ein; am Abend der Entdeckung aber wollte ihr Complice mit dem Morgenschnellzug nach Hamburg fahren und bestand daher darauf, das Geld an Ort und Stelle persönlich in Empfang zu nehmen.

Ursprünglich lag es nur in dem Plan der beiden, aus dem Banquier so viel herauszupressen, als sich möglicherweise herauspressen ließ. Eine dauernde Trennung entsprach in keiner Weise ihren gegenseitigen Wünschen und Absichten. Im Falle einer Entdeckung rechnete man auf eine bedeutende Abstandssumme. Wie aber das Resultat alle Erwartungen übertraf, steigerten sich die Ansprüche des Betrügers und seiner Helfershelferin. Michaela, calculirte er nun, war die rechtmäßige Gattin des Millionärs, als Ehemann würde er nicht säumen, ihre Zukunft in seinem Testament sicherzustellen. Der dritte Theil seines Vermögens mußte gerechterweise ihr zufallen. Sobald diese Sicherung erfolgt war, rechneten die Intriganten darauf, der Commissionsrath werde ihnen den kleinen Gefallen erweisen, baldigst eine bessere Welt mit seiner Gegenwart zu beglücken. „Der Mann ist alt genug," sagte cynisch Gembalsky, „er hat sein Leben genossen. Man kann ihm ja zu den Freuden des Himmels verhelfen, wenn er nicht so viel Verstand besitzt, von selbst abzuschieben." Anfangs weigerte sich Frau Hartwig, ihre Hand zu einem solchen Verbrechen zu bieten, doch ihr böser Dämon wußte alle ihre Bedenken, die ohnehin mehr in der Furcht vor der Entdeckung als in moralischen Grundsätzen wurzelten, zu beseitigen. „Morphium hast du ja immer zur Hand, und so ein kleiner Irrthum ist entschuldbar und leicht."

Die Entlarvung erfolgte dank der blinden Habsucht Francinis weit eher, als Michaela gefürchtet. Nun galt es zu handeln. Wenn es ihr gelang, ihren Gatten, dessen trauernde Liebe noch immer nicht an die Verderbtheit des Herzens seiner Gemahlin glauben mochte, mit sich nach Rußland zu locken, so war die Ausführung des Schurkenstreichs in der Ferne mit Leichtigkeit zu bewirken. Wer kannte dort den deutschen Kaufmann, wer hatte ein Interesse daran, ihm zu helfen? Niemand, während er hier von Freunden und Wächtern umgeben war. Vielleicht konnte man ihn auch, wenn er so ausschließlich dem Einfluß Michaelas preisgegeben, dazu bewegen, seine Frau zur Universalerbin zu ernennen und seine Kinder mit dem Pflichttheil abzufinden. So viel bestätigte Sophia Wassiloff ohne weiteres, daß Banquier Hartwig Deutschland nicht wiedergesehen hätte. Ihr eigenes Erscheinen in Berlin und die darauffolgende Krankheit Hartwigs durchkreuzten die edeln Absichten des schurkischen Paares.

Hier unterbrach Doctor Böhring die Sprecherin mit einer sehr berechtigten Frage:

„Woher," inquirirte er sie, „wissen Sie denn alle diese Einzelheiten, da Sie doch in Rußland und nicht hier waren, während das alles geschah?"

Sophia Francini war jedoch ihrer Sache sicher.

„Woher? Aus dem Munde meines Mannes, mit dem ich mich, wie ich gleich erzählen werde, scheinbar wieder aussöhnte und der sich nachher des Vorfalls als eines Meisterstreichs gegen mich rühmte. Weil ich beabsichtigte, indeß ich mich fromm stellte, ihn zu verderben, reizte ich ihn durch allerlei Zwischenfragen und Einwürfe, mir alles zu enthüllen. Wenn ich aber noch Zweifel gehegt, so wurden sie durch Michaelas Briefe beseitigt, wie Sie dann sehen werden."

„Erzählen Sie weiter," drängte der Vorsitzende, denn jeder von uns harrte beinahe athemlos der Enthüllung eines Verbrechens, wie es nichtswürdiger kaum je an Gerichtsstelle verhandelt worden war. Flammende Entrüstung erfüllte unsere Herzen, nur der arme Hartwig saß bleich und gebeugt, er erkannte den tiefen Abgrund, an dem er gestanden. Obwohl auf Schlimmeres gefaßt, übertraf die Wahrheit seine gräßlichsten Befürchtungen. Von Anfang an hatte man ein schales Possenspiel mit ihm getrieben, sein Leben war schon verwirkt, als er noch überglücklich in den Armen des schönen Weibes schwelgte. Ich bangte um ihn, denn noch wußte ich ihn nicht wieder im vollen Besitz seiner früheren Rüstigkeit, aber zu meiner Freude hielt er sich tapfer; die Verachtung half ihm den Schmerz überwinden.

Sophia fuhr fort:

„Was mich bewog, nach Berlin zu reisen, wünschen Sie zu wissen: ganz einfach die fortdauernde Abwesenheit meines Mannes. Angeblich, um ihr bei der Durchführung des gemeinsamen Planes Hilfe zu leisten, folgte er ihr nach Deutschland. Ich blieb in Petersburg und erhielt kaum genug Geld von dem Verschwender, anständig zu leben. Brief auf Brief schrieb ich an ihn, er möge entweder zurückkommen oder mich zu sich bescheiden oder mir wenigstens eine größere Summe zur Verfügung stellen. Nichts von alledem geschah. Ich wußte wohl, weshalb er in Berlin blieb, er konnte sich von Michaela nicht trennen. „Nun wohl," dachte ich, „so will ich ihnen ihr Spiel versalzen. Sie lebt als vornehme Dame herrlich und in Freuden, ich weiß kaum, wie eine armselige Existenz zu fristen." Im stillen hegte ich auch den Wunsch, durch mein Eingreifen zwischen beiden Zwist zu entfachen und die Nebenbuhlerin wo möglich zu beseitigen. So borgte ich mir eine kleine Summe und reiste heimlich nach Berlin, wo ich in einer Pension abstieg und sofort an Herrn Hartwig schrieb. Leider zeigte der Herr mein Schreiben seiner Frau, welche natürlich nichts Eiligeres zu thun hatte, als meinen Mann von meiner Ankunft und Adresse zu benachrichtigen."

„Warum," fragte ich Zeugin, „hatten Sie Herrn Hartwig erst auf drei Uhr Nachmittags bestellt? Welche Erkundigungen wollten Sie am Vormittag einziehen?"

„Ich beabsichtigte, mich über die Lebensweise meines Gatten zu unterrichten. Damals hegte ich überhaupt nicht die Absicht, ihn mit zu denunziren, ich gedachte Michaela als die allein Schuldige hinzustellen. Mein Unternehmen scheiterte, ich wurde auf Betreiben meines Mannes verhaftet und auf den Schub gebracht."

„Können Sie uns sagen, durch welche Angaben es Francini gelungen ist, Ihre Sistirung zu bewerkstelligen?" fragte der Vorsitzende.

„Jawohl. Er hat sich ja später seiner Macht und seiner List gegen mich gerühmt. Er hatte dem russischen Gesandten vorgespiegelt, ich sei Mitwisserin wichtiger politischer Geheimnisse, und es liege dringender Verdacht vor, ich werde dieselben ausplaudern oder verkaufen."

„Was geschah bei Ihrer Ankunft in Rußland mit Ihnen?"

„Ich durfte meine Wohnung in Petersburg wieder beziehen, wurde aber unter scharfe Polizeiaufsicht gestellt."

„Hat dann Ihr Mann auch von dem mißlungenen Mordversuch und seinen Folgen gesprochen?"

„Nicht viel, ich errieth aber das Fehlende aus ein paar Zeilen der Banquiersfrau an Marko. Nachdem mein Verrath, wie sie es nannten, nur durch einen glücklichen Zufall verhindert worden, fühlten sich die Verbündeten nicht mehr sicher. In wenig Tagen konnte alles heraus, Michaelas Vergangenheit enthüllt sein, denn daß der betrogene Ehemann nunmehr alle Hebel in Bewegung setzen würde, der Sache auf den Grund zu kommen, ließ sich denken. Noch mehr fürchtete man seinen Freund, Herrn Doctor Kainz. Wenn noch etwas aus dem Schiffbruch gerettet werden sollte, mußte auf der Stelle ein Entschluß gefaßt werden. Die Krankheit des Herrn Hartwig zeigte von selbst den einzuschlagenden Weg. Wenn der Unglückliche starb, so blieb Michaela die Erbin des dritten Theils seines Vermögens, einer vollen Million! Eine Verwechslung der Medikamente war ja leicht möglich, und daß sie sich als Morphinistin vor aller Welt bloßstellte, was machte das einer Person aus, die an das Auftreten vor einem großen Publikum so gewöhnt war?

„Alles Folgende, meine Herren, ist Ihnen besser bekannt als mir. Der Mordversuch mißglückte, Michaela leugnete standhaft jede Schuld. Sie mußte es thun, wollte sie nicht alles verloren geben. Anfangs waren beide geneigt, sich mit einer halbwegs erheblichen Abstandssumme zu begnügen. Die Weigerung, auf die Scheidungsvorschläge des Herrn Hartwig einzugehen, war nur ein schlaues Manöver, um eine größere Entschädigung herauszupressen. Als jedoch die Sympathien sich mehr und mehr der angeblich verrathenen Frau zuwandten, als der Staatsanwalt die Untersuchung gegen sie einstellte, da beschlossen die Verbündeten, es auf den Prozeß ankommen zu lassen. Blieb ihnen der Sieg, so würde, calculirte mein Mann, Herr Hartwig lieber einen beträchtlichen Theil seines Vermögens opfern, als der ihm aufgezwungenen Frau ihre gesetzlichen Rechte wieder einräumen. Wer weiß, ob sich diese Annahme nicht bestätigt hätte, wenn der Prozeß von Michaela gewonnen worden wäre. Und beinahe, so hörte ich, wäre dies der Fall gewesen."

Die junge Frau schwieg, nicht sowohl aus Ermüdung als um ihre Gedanken zu sammeln. Der Vorsitzende beeilte sich, ihr wieder ein Stichwort zu geben.

„Ist Ihnen bekannt, ob Ihr Mann während des Prozesses in Berlin war?"

„Nein."

„Oder in London?"

„Nein, doch ist beides wohl möglich."

„Eine Zeugin will ihn denselben Tag, an welchem sein Brief aus London eintraf, hier im Gerichtssaal bemerkt haben."

„Wohl möglich, den Brief kann ja Jemand anders in seinem Auftrag abgesandt haben."

„Wann haben Sie ihn zuletzt gesehen?"

„Vor vierzehn Tagen."

„In Petersburg?"

„Ja."

„Sie sind uns noch die näheren Umstände der Rettung des Herrn Doctor Kainz schuldig. Fühlen Sie sich frisch genug, uns hierüber noch Auskunft zu ertheilen?"

Die Dame bejahte eifrig. „Ich bin nicht im geringsten angegriffen, mein Herr." Der Vorsitzende ließ ihr nichtsdestoweniger einen Stuhl bringen, auf dem sie Platz nahm, worauf sie von Neuem begann:

„Zwischen meinem Mann und Michaela war es ausgemacht, daß sie ihn als Zeuge vorzuschlagen habe. Ebenso ausgemacht war es, daß er der Vorladung unter keinen Umständen Folge leisten dürfe und könne. Daher verließ er Berlin und kam nach Petersburg. Ich empfing ihn, wie man sich denken kann, trotzig und verächtlich. Er sparte keine Ueberredung, mich zu beruhigen, denn er fürchtete mich. Treuherzig legte er mir eine förmliche Beichte ab, er verbarg mir nichts, so daß ich jetzt in der glücklichen Lage bin, mancherlei zu bekunden, was ich sonst nicht erfahren hätte. Der Elende! Er hatte auch nicht nöthig, mir etwas zu verbergen, denn seine Absicht ging darauf aus, mich zu beseitigen. Meine Reise nach Berlin hatte ihm gezeigt, wessen ich fähig war. Eines Tages brachte er mir im Kaffee Gift bei oder, vielmehr er wollte es thun — sein zärtliches Wesen flößte mir aber schon seit einigen Tagen Verdacht ein, ich war auf meiner Hut, klagte, als ich kaum an dem Gebräu genippt und dessen abscheulichen Geschmack verspürt, über plötzliches Unwohlsein und trank den Kaffee nicht. Nachher sah ich, daß er das Getränk sorgfältig weggoß. Jetzt war es vorbei mit dem letzten Rest meiner Neigung für ihn. Der Schurke sollte mir büßen! Ich wußte, wo er sein Taschenbuch verbarg, obgleich ich mich stellte, als hätte ich keine Ahnung davon. In der nächsten Nacht nahm ich es ihm fort und entfloh damit. Schon der nächste Morgen sah mich in der Privatwohnung des Polizeipräsidenten, dem ich an der Hand der mir durch das Buch und seinen Inhalt gelieferten Beweise die ganze Nichtswürdigkeit des Elenden offenbarte."

(Schluß folgt.)

Zwecklos.



„Sarah, Du wirst ablegen müssen Deinen Kragen in der Garderobe!"

„Was thu' ich damit in der Garderob', wo ihn nix sehen können de Lait?"

Der galante Obsthändler.



„Jessas! Jetzt schauen S' wie es regnet, und ich hab' keinen Schirm mit!"

„No bit schön gnä Fräulein — —



wenn Sie gestatten, werde ich Sie nach Hause begleiten."

Vor dem Musik-Automaten.



„Warum werfen Sie denn 20 Pfennig' hinein? Es kostet doch blos 10!"

„Damit er halt recht schön spielt!"

— Nach dem Commers. Hauswirthin (zum Studiosus, der noch um vier Nachmittags im Bette liegt): „Was soll ich Ihnen denn jetzt bringen: 's Frühstück, 's Mittagessen oder 's Nachtmahl?!"

— Empfindlich. „Heute stell' ich im Kränzchen meine Institutsfreundin vor: „Fräulein Irene v. Vogelwind, eine alte Freundin von mir" — und jetzt ist die beleidigt ... Zu merkwürdig!"

— Ihr Ideal. „Warum heirathest Du eigentlich nicht, Jenny?" „Ich finde keinen Mann, der mir paßt, denn er muß hübsch, reich und dumm sein!" „Eigenthümliche Anforderungen, die Du stellst!" „Ist er nicht reich und hübsch, dann nehme ich ihn nicht, und ist er nicht dumm, so nimmt er mich nicht!"

— Angeboren. Mutter (zu ihrer Tochter): „Ich bitte Dich, dem Assessor die Hand zu reichen; er ist leicht zu regieren, da er einem alten Pantoffel - Heldengeschlechte entstammt."

Scherzfrage.

Frage: Was ist der Unterschied zwischen Nordafrika und Südafrika?

Antwort: In Nordafrika werden die Kameele von Menschen geführt, in Südafrika die Menschen von Kameelen.

Ganz einfach.



„Wenn Du Dich nicht getraust, Edgar, unserer Köchin, der impertinenten Person, zu kündigen, dann schreibe ich ganz einfach meinem Onkel in Chicago, daß er auf einige Wochen zu uns herüber kommen soll — der hat sie gleich aus dem Haus!"

Verlockend.



Parvenu (bei der Werbung, der Dame seine ringgeschmückte Hand hinstreckend): „Fräulein, ich biete Ihnen Herz und Hand! Sehen Sie sich die Hand einmal an!"

Bequem.



Kellnerin: „Der Hauptmann schickt 's Bier zurück, weil a' Flieg'n d'rin schwimmt!"

Wirth: „No, no, der hätt' sich auch nit die Finger verkühlt, wenn er s' selbst 'raus'zogen hätt'!"

Gedankensplitter.

Eher läßt sich ein Schwert schmieden, als eine Scharte auswetzen.

— Erfahrung ist die beste Lehrmeisterin, doch nicht die billigste.

Wenn alle Gönner Kenner wären, würde mancher Unterstützte das schwer empfinden.

Anderen zeigen, daß wir da sind, das ist der Kampf um's Dasein.

Wie es Leute gibt, die nur schwimmen lernen, wenn man sie in's Wasser wirft, so gibt es andere, die erst Großes leisten, wenn sie in's Unglück gerathen sind.

Ein eigener Gedanke, der dir beschert, Ist mehr als alles Gelernte werth.

Ein Unzufriedener.



„Aber Herr Prinzipal, ich bitt' Sie, mich nicht gleich so heftig anzufahren! Mir ist's nicht an der Wiege gesungen worden, daß ich später Häringe verkaufen würde!"

„Nu', woll'n Se vielleicht gleich anfangen mit Walfisch'?"

— Eine Spröde. A.: „Wie, Sie haben von Ihrer Braut noch keinen Kuß gekriegt?" — B.: „Doch, einen einzigen; aber das war in dem Wohlthätigkeitsbazar, und da habe ich $5 dafür bezahlen müssen!"

— Zu wörtlich genommen. Arzt: „So, da haben Sie das Recept! Lassen Sie das Medicament in der Apotheke machen und nehmen Sie Abends vor dem Schlafengehen einen Eßlöffel Medicin mit drei Eßlöffeln Wasser!" — Michel: „Dös geht aber schwer, Herr Doctor — mir hob'n z' Haus nur drei Eßlöffel!"

ih[...]e Anstrengung.

„[Ich b]in hier Zeuge," endigte er, sich gegen den Gerichtshof verneigend. „Ich darf nur aussagen, was mir aus eigener Wissenschaft bewußt ist. Die Geschichte der unglaublichen Intrigue mag Ihnen Sophia Wassiloff selbst erzählen. Ich werde dann noch hinzufügen, was hinzugefügt werden muß."

Direktor von Schreiber erklärte hierzu sein Einverständniß; da sich jedoch die Nothwendigkeit ergab, die Russin entweder in französischer oder in ihrer Landessprache zu vernehmen, bedurfte man eines vereidigten Dolmetschers, der denn auch während einer einstündigen, uns allen zu statten kommenden Pause herbeigeschafft wurde.

Sophia Wassiloff wurde sodann vorgerufen. Der Vorsitzende ermahnte sie, in allen Stücken nur der Wahrheit die Ehre zu geben. Die junge Frau versicherte in lebhafter Weise, sie werde nur sagen, was sie vor Gott und ihrem Gewissen verantworten könne. Sie trug überhaupt ein lebhaftes, etwas ostentatives Wesen zur Schau; von wenig vornehmen Allüren, strafte ihr Benehmen ihre elegante Toilette bei näherer Bekanntschaft Lügen. In meinen Akten hatte ich in dem schriftlichen Bericht des Doctor Kainz die Schilderung gelesen, welche seinerzeit die Wirthin der Pension Göpel von ihr entworfen. Das Porträt war vollkommen zutreffend.

Ein Gesicht, so scharf geschnitten wie eine Kamee, klein und mager, aber ausgeprägte Formen, bei alledem nicht übel von Ansehen, mit einem gutmüthigen, wenn auch etwas dreisten Lachen, hinter dem sich indessen eine von ungezügelten Leidenschaften beherrschte Seele verbirgt — so hält Sophia Wassilow nunmehr persönlich ihren Einzug in diese Geschichte. „Sie pafft wie ein Stadtsoldat," berichtete die Pensionsinhaberin von ihr — die gute Frau hatte nicht übertrieben, davon sollte ich mich an einem der nächsten Abende im Hause des Commissionsrathes überzeugen, wo die edle Dame nicht nur dem vorzüglichen „Forster" Hartwigs ohne merkbare Wirkung auf ihr Gehirn alle Ehre anthat, sondern auch beinahe eine ganze Schachtel mit stark aromatischen russischen Cigaretten wohlgefällig in Dampf auflöste. Die Zahl ihrer Jahre schätzte ich um zwei oder drei höher als Michaelas; infolge ihrer kleinen Figur und ihrer Beweglichkeit behauptete sie im allgemeinen — oder sagen wir besser aus einer gewissen Entfernung — einen Anstrich von Jugendlichkeit, dem ihre ein wenig abgelebten Züge in größerer Nähe widersprachen.

Mit leuchtenden Augen und fast lächelnder Miene stand sie vor dem Gerichtstisch. Neben ihr der Dolmetscher, der ihr die Fragen des Vorsitzenden französisch wiederholte, während er ihre in derselben Sprache gegebenen Antworten in gutem Deutsch wiedergab.

„Sie sind Frau Sophia Francini, geborene Wassiloff?"

„Ja, mein Herr."

„Der in diesem Prozeß so viel genannte Doctor Gembalsky oder Baron Wardorff ist also ihr Gatte?"

„Ja."

„Sein wahrer Name ist Francini?"

„Marco Francini."

„Seit wann sind Sie mit ihm verheirathet?"

„Seit sechs Jahren."

„Haben Sie Kinder?"

„Wir hatten ein Kind, das aber gestorben ist."

„Frau Francini, Sie sind durch die Bande der Liebe und Ehe an einen Mann gefesselt, der in unserer Verhandlung eine wichtige Rolle spielt und gegen den Sie hier aussagen sollen. Das Gesetz legt mir die Verpflichtung auf, Ihnen zu sagen, daß eine Ehefrau gegen ihren Ehemann keinerlei Aussagen zu machen nöthig hat. Wollen Sie trotzdem bei Ihrem Entschluß, Ihr Zeugniß abzugeben, beharren?"

„Wenn ich — wenn ich darf," versetzte Sophia zögernd und offenbar unangenehm berührt.

„Sie dürfen — Sie müssen nur nicht — verstehen Sie wohl. Sie wollen also?"

„Ja, mein Herr."

„Wenn ich Sie recht verstehe, ist Ihnen sogar daran gelegen, gegen Doctor Gembalsky zu zeugen? Dieses Verlangen erscheint bei einer Gattin einigermaßen sonderbar. Haben Sie besondere Beweggründe, Ihren Mann zu hassen?"

Die Augen der jungen Frau begannen zu glühen.

„Ich hasse ihn, ja, ich hasse ihn!" zischte sie mit unwillkürlich geballter Faust.

„Sie sind eifersüchtig?"

„Nun ja — ich bin es! Der Elende hat mich betrogen, mit einem Dutzend Mädchen betrogen — ich habe es ihm verziehen, denn er liebte sie nicht, er handelte aus Gewinnsucht — aber Michaela Rawinska liebt er wirklich — er ist mir untreu um ihretwillen! Ich hasse sie und ihn!"

Ich warf einen besorgten Blick auf den Banquier Hartwig. Ich sah ihn erbleichen und die Lippen aufeinanderpressen.

„Wenn man Jemand haßt," fuhr von Schreiber fort, „so nimmt man es in der Regel mit der Wahrheit nicht allzu genau. Man sagt ihm Böses nach, um ihm zu schaden. Sie stehen hier vor Gericht, Frau Francini, und müssen jedes Wort auf die Goldwage legen. Wenn Sie Frau Hartwig oder Ihren Mann gegen die Wahrheit bezichtigen, so machen Sie sich eines Meineids schuldig und werden mit Zuchthaus bestraft. Begreifen Sie, was ich Ihnen sage?"

Die junge Frau schüttelte energisch den Kopf.

„Ich weiß, ich weiß, mein Herr," rief sie ungeduldig. „Ich lüge nicht, brauche nicht zu lügen. Alles ist schlimm genug, wie es ist.

„Ich glaube Ihnen," erwiderte der Vorsitzende ernst, „und diese Herren wohl auch. Dessenungeachtet ist es unter solchen Umständen zweifelhaft, ob wir allzuviel Gewicht auf Ihre Aussagen legen dürfen, wenn Sie keine anderen Beweise beibringen als Ihr Zeugniß."

Doctor Böhring sprang auf mit einem Zug neuer Hoffnung im verstörten Gesicht.

„Ich protestire gegen die Vertheidigung dieser Dame!" rief er mit lauter Stimme. „Sie giebt selbst Haß und Eifersucht als Motiv ihres Handelns an, ihr Zeugniß ist werthlos."

Besorgt schaute ich nach Doctor Kainz hin, der hastig von seinem Stuhl aufstand und sich dem Gerichtstisch näherte.

„Sie verzeihen, Herr Direktor — Frau Francini versteht gewiß nicht recht, worum es sich handelt. Die Dame besitzt unanfechtbare Beweise —, Frau Francini, überreichen Sie dem Herrn Präsidenten die Briefe, die Sie mir seinerzeit gezeigt haben."

Sophia nickte, zog einige zusammengebundene Briefe aus ihrer Tasche und reichte dem Vorsitzenden das Päckchen hin.

„Es wird besser sein, erst die Erzählung der Dame zu hören und dann an der Hand der Briefe ihre Glaubwürdigkeit zu prüfen," erklärte der Direktor. „Frau Francini, sagen Sie uns alles, was Sie wissen."

Bereitwillig kam Frau Francini der Aufforderung des Gerichtsdirektors nach; die Worte flossen wie ein Strom von ihren Lippen. Ich übergehe die Zwischenfragen des Vorsitzenden und des Vertheidigers der Beklagten und gebe in folgendem das Zeugniß im ungestörten Zusammenhang wieder.

Marko Francini, fälschlich Gembalsky oder Baron Wardoff, war achtunddreißig Jahre alt. Er wurde von italienischen Eltern in Nowgorod geboren; mit zehn Jahren verlor er seinen Vater, seine Mutter heirathete einen Polen, und der Knabe, der einen offenen Kopf besaß, hatte bei dem Stiefvater schlechte Tage. Mit zwölf Jahren lief er davon, um sich einem wandernden Taschenspieler anzuschließen, der den intelligenten Jungen bei der Ausübungen seiner Künste gut brauchen konnte. Der Knabe kam auf diese Weise weit herum, bereiste Rußland, Deutschland, Oesterreich, Italien, Frankreich, Spanien und England. Ueberall hielt er Augen und Ohren offen, und da er auch später einige dieser Länder wiederholt und auf längere Zeit besuchte, sprach er ihre Sprache mehr oder minder geläufig, vor allem italienisch, deutsch, englisch und französisch. Später wechselte er des öfteren den Prinzipal, ja er unternahm Geschäfte auf eigene Hand, gab Vorstellungen unter hochklingenden Namen, trat auch wohl, infolge seiner Neigung, etwas Vornehmes darzustellen, hier und da unter falschem Namen und Titel auf. Mit den Erfolgen seiner Taschenspielerkunststücke nicht zufrieden, wollte er mehr sein als ein bloßer Prestidigitateur; er benutzte seine Gewandtheit und Fingerfertigkeit, um sich in London als Medium, in Paris als Magnetiseur bewundern zu lassen. Seine alle Grenze überschreitende Genußsucht führte ihn früh schon auf direkte Abwege; wo ein ehrlicher Erwerb nicht möglich war, mußten seine Kunststücke aushelfen. Er gefiel sich darin, in fashionablen Zirkeln als vornehmer Herr Zutritt zu erlangen, wobei er die gläubigen Schafe im Spiel zum Dank für ihre Vertrauensseligkeit gehörig rupfte. Bald legte er sich den Grad eines Doctors, bald den Titel eines Barons oder Grafen bei, er rühmte sich ebensowohl großen Vermögens als seltener Künste, wie des doppelten Gesichts, der Suggestionskraft, der Geisterseherei und aller möglichen anderen Eigenschaften, für die sich Gläubige fanden oder erzeugen ließen.

Sophia war, als sie ihn vor sechs Jahren kennen lernte, Kellnerin in einem Restaurant in Petersburg. Obwohl er ihr an Kenntnissen und Bildung weit überlegen war, heirathete er sie, vermuthlich, weil er einestheils des vagirenden Lebens überdrüssig war, anderntheils ein gefügiges Werkzeug für seine Pläne in ihr zu finden hoffte. Sie liebte ihn wirklich und blickte voll hohen Stolzes zu ihm empor—er schien ihr beinahe ein höheres Wesen, denn sie war in einer nichts weniger als idealen Umgebung aufgewachsen. Jedenfalls war sie ihm das, was er wünschte, sie kannte keinen anderen Einfluß als seinen Willen. Beide lebten auch ganz glücklich, bis Michaela Rawinska ihren Weg kreuzte.

Es geschah dies ungefähr drei Jahre vor Beginn des Prozesses in Nizza, wo sich der gewandte Italiener während der Hochsaison als Marquis Benotti in der aristokratischen Gesellschaft bewegte. Der „Kartenkünstler" machte vortreffliche Geschäfte, nur mit der Haltung seiner „Gemahlin" zeigte er sich nicht recht zufrieden, ihr Auftreten erschien ihm nicht nobel genug. Da führte ihm ein glücklicher Zufall Michaela Rawinska in den Weg, die als Gesellschafterin einer schwindsüchtigen Französin dorthin gekommen war. Beide unterhielten und — verstanden sich. Francini fand in Michaela eine Frau, wie er sie für seine Zwecke brauchte, bildschön, gebildet, kenntnißreich, elegant und skrupellos. Noch kannte man sich nicht vierzehn Tage, als Michaela bereits ihre ihren Neigungen und ihrem Unabhängigkeitssinn wenig angenehme Stellung aufgab und als „Gesellschafterin Sophias" in die Häuslichkeit des „Marquis Benotti" übersiedelte. Von Nizza riefen den Abenteurer seine „politischen Geschäfte" für längere Zeit nach Zürich, wo sich die Gesellschafterin in eine hochadlige Cousine verwandelte. Sophia Wassiloff hielt ihre Schilderung der gemeinsamen Lebensweise im eigenen Interesse nur kurz, sie erwähnte noch eines mehr oder minder längeren Aufenthalts in Paris, Ems, Wien und Rom. Michaela diente dem gewiegten Hochstapler als Lockvogel sowohl als auch als Schaustück, da sie für seine hypnotischen Versuche ein äußerst empfängliches Objekt abgab. Nicht nur besaß sie wirklich einen gewissen Grad von Suggestibilität, sondern sie war auch eine ausgezeichnete Komödiantin, die das, was der Natur nicht gelang, durch die Kunst zu ersetzen wußte. Seit ihrem Pariser Aufenthalt hatten sowohl Francini als auch die seinem Einfluß völlig unterworfene Michaela die dort so verbreitete Gewohnheit des Morphiumgenusses angenommen. Anfänglich hielt Sophia die schöne Landsmännin, auf deren körperliche Vorzüge sie von Anfang an mit unverhehltem Neid blickte, nur für die Gehilfin ihres Mannes; der immer zärtlicher sich gestaltende Verkehr des Pärchens überzeugte sie jedoch bald genug von dem wahren Stand der Dinge. Die Folge mögen unliebsame, theilweise äußerst erregte Scenen gewesen sein, denn Gembalsky schickte Sophia schließlich nach Petersburg zurück und setzte mit Michaela seine Reisen allein fort. Natürlich entfachte dieser Schritt den höchsten Zorn der jungen Frau, und schon damals faßte die Idee in ihr Wurzel, sich an dem treulosen Mann und der Intrigantin zu rächen.

Beide kehrten endlich nach Petersburg zurück und zogen von Neuem in die gemeinsame Wohnung ein. Es war um diese Zeit, daß Francini in dem Club Zutritt erlangte, in welchem dann Banquier Hartwig durch Kawelin eingeführt wurde. Dem imponirenden Wesen des „Baron Wardoff", wie er sich in Petersburg nannte, war es ein Leichtes, die nähere Bekanntschaft eines der Mitglieder zu machen, der den geistvollen Mann in die kleine Gesellschaft mitnahm. Er selbst wußte dann die Einführung Michaelas zu bewerkstelligen. Unter den Bewunderern, die sich sofort um die angebliche Züricher Studentin sammelten, zeichnete sich durch die biedersten Manieren der deutsche Banquier aus. Als Michaela zu Hause von ihrer neuesten Acquisition erzählte, äußerte Gembalsky lachend: „Mit dem Kerl wäre vielleicht etwas zu machen — ein Banquier muß doch reich sein." Das junge Mädchen wurde von ihm veranlaßt, den Verehrer zu ermuthigen; mit ihrem feinen psychologischen Instinkt errieth die schlaue Intrigantin auf der Stelle, wie der deutsche Idealist behandelt werden müsse. Sie war bei aller Freimüthigkeit und Sicherheit die Lauterkeit und Unantastbarkeit selbst, sie verkehrte mit den Männern wie mit ihresgleichen, ohne durch ihre weibliche Schönheit die geringsten Vortheile zu suchen. Unterdessen zog Francini durch ein Auskunftsbureau nach den Verhältnissen Hartwigs genaue Erkundigungen ein; sie fielen so glänzend aus, daß die Verbündeten einen raffinirten, ja wahrhaft teuflischen Plan ersannen, den Millionär um einen guten Theil seines Vermögens zu erleichtern. Sophia ward, wie sie offen gestand, mit in's Complott gezogen, ihr Mann hatte sich, die Eifersucht der in alle seine Geheimnisse eingeweihten Gefährtin fürchtend, mit Erfolg bemüht, sie wieder zu versöhnen, liebte sie ihn doch bis zur Schwäche, und wer liebt, ist bekanntlich nicht leicht überzeugt!

Um seinen Zweck zu erreichen, gerieth Francini auf die Idee, Michaela sollte sich als Retterin des Deutschen aufspielen. Sie selbst warnte ihn vorher zum Schein vor Wardorff und unüberlegten Aeußerungen, brachte aber an jenem Abend im Club das Gespräch selbst und wie unwillkürlich auf ein politisches Thema. Ihr Genosse stand in der Nähe, bereit, die Gelegenheit zu benutzen. Die Warnung und alle übrigen Manipulationen Michaelas mußten die Meinung in dem Fremden erwecken, der Baron habe ihn denunzirt und er stehe vor der Alternative, zu fliehen oder die Schrecken der russischen Kerker und Sibiriens über sich ergehen zu lassen. Natürlich war alles eitel Spiegelfechterei. Wardoff war es nicht eingefallen, den Deutschen anzuzeigen. Der Besuch des Polizeibeamten, eines mit Gembalsky in Verbindung stehenden Subalternbeamten der Petersburger Polizei, bei Kawelin, sollte die Wahrscheinlichkeit der Sache und den Ernst der Situation vermehren, denn daß Kawelin den Geschäftsfreund sofort von dem Vorfall in Kenntniß setzen würde, erschien selbstverständlich. Denselben Zweck verfolgte das Billet und die mysteriöse Art der Einführung in die Hafenschenke, eines verrufenen Lokals, dessen Inhaber ein Spießgeselle Francinis war. Der angebliche Bruder Michaelas war der Bruder Sophias, der vermeintliche Polizeilieutenant Ignatieff ein entlassener Subalternbeamter. Für den Fall, daß der großartig angelegte Plan sich nicht als durchführbar herausstellte, wollte man auf diese Weise wenigstens etwas aus dem Millionär herausschlagen. Doch vertraute Gembalsky auch in anderer Hinsicht der erprobten Geschicklichkeit seines Werkzeugs, das während einer so langen Reise, auf welcher vor der Welt der Schein eines so nahen verwandtschaftlichen Verhältnisses aufrecht erhalten werden mußte, schon Gelegenheit finden würde, die letzten Bedenken des liebenden Wittwers zu überwinden. Ja, es erschien dem Abenteurer sogar sicherer, wenn der Banquier den entscheidenden Schritt fern von Rußland und Petersburg unternähme, da er dann nicht mehr in der Lage war, nach dem Gegenstand seiner Anbetung Erkundigungen einzuziehen.

So reiste Michaela, während ihr Begleiter alle Beängstigungen eines Flüchtlings empfand, in aller Seelenruhe, selbst des gefälschten Passes hätte man nicht bedurft, er diente lediglich dazu, den Betrug zu vervollständigen und dem Betrogenen für alle Fälle eine entsprechende Summe abzunehmen. Indeß sich aber die Züricher Studentin den Anschein gab, als füge sie sich, indem sie sich zu Vertraulichkeiten gegen Hartwig entschloß, nur dem Zwang der Umstände, reizte sie zugleich seine Liebe auf's äußerste und erreichte nicht nur ihr Ziel vollständig, sondern führte auch durch ihre Sicherheit und Gewandtheit ihre nicht leichte Aufgabe auf die Dauer durch, ja sie gefiel sich ausnehmend in der Rolle der reichen Commissionsräthin. Gab sie sich doch zum erstenmal für etwas, was sie wirklich war, es war Wahrheit, kein bloßer Schein; sie feierte sogar allenthalben Triumphe in der Gesellschaft.

Leider gönnte ihr die ewige Geldverlegenheit ihres Mitverschworenen keine lange Ruhe. Der edle Ritter wollte auch die Ernte der so herrlich aufgegangenen Saat genießen. Schon nach einigen Wochen folgte er ihr nach Berlin, und da die Summen, die sie von ihrem Gatten erhielt, dem Wüstling nicht genügten, so verleitete er sie dazu, ihren Mann in der geschilderten Weise zu bestehlen. Um für den Fall der Entdeckung gesichert zu sein, erheuchelte Michaela in der Abendgesellschaft den hypnotischen Zustand; zur Materie des Hypnotismus sollte sie, falls ihr Gatte auf ihre Spur kam, ihre Zuflucht nehmen. Die Frau Commissionsräthin bezeigte wenig Lust, ihre Stellung, an der sie Geschmack fand, so voreilig zu gefährden, sie erschöpfte sich bei Gelegenheit ihrer Zusammenkünfte mit Francini-Gembalsky in der Norddeutschen Weißbierhalle in Vorstellungen und Vorwürfen, doch er brauchte Geld und wieder Geld, und sie war ja nur ein Spielball in seiner Hand. In der Regel händigte sie ihm die gestohlenen Summen in der Norddeutschen Weißbierhalle ein; am Abend der Entdeckung aber wollte ihr Complice mit dem Morgenschnellzug nach Hamburg fahren und bestand daher darauf, das Geld an Ort und Stelle persönlich in Empfang zu nehmen.

Ursprünglich lag es nur in dem Plan der beiden, aus dem Banquier so viel herauszupressen, als sich möglicherweise herauspressen ließ. Eine dauernde Trennung entsprach in keiner Weise ihren gegenseitigen Wünschen und Absichten. Im Falle einer Entdeckung rechnete man auf eine bedeutende Abstandssumme. Wie aber das Resultat alle Erwartungen übertraf, steigerten sich die Ansprüche des Betrügers und seiner Helfershelferin. Michaela, calculirte er nun, war die rechtmäßige Gattin des Millionärs, als Ehemann würde er nicht säumen, ihre Zukunft in seinem Testament sicherzustellen. Der dritte Theil seines Vermögens mußte gerechterweise ihr zufallen. Sobald diese Sicherung erfolgt war, rechneten die Intriganten darauf, der Commissionsrath werde ihnen den kleinen Gefallen erweisen, baldigst eine bessere Welt mit seiner Gegenwart zu beglücken. „Der Mann ist alt genug," sagte cynisch Gembalsky, „er hat sein Leben genossen. Man kann ihm ja zu den Freuden des Himmels verhelfen, wenn er nicht so viel Verstand besitzt, von selbst abzuschieben." Anfangs weigerte sich Frau Hartwig, ihre Hand zu einem solchen Verbrechen zu bieten, doch ihr böser Dämon wußte alle ihre Bedenken, die ohnehin mehr in der Furcht vor der Entdeckung als in moralischen Grundsätzen wurzelten, zu beseitigen. „Morphium hast du ja immer zur Hand, und so ein kleiner Irrthum ist entschuldbar und leicht."

Die Entlarvung erfolgte dank der blinden Habsucht Francinis weit eher, als Michaela gefürchtet. Nun galt es zu handeln. Wenn es ihr gelang, ihren Gatten, dessen trauernde Liebe noch immer nicht an die Verderbtheit des Herzens seiner Gemahlin glauben mochte, mit sich nach Rußland zu locken, so war die Ausführung des Schurkenstreichs in der Ferne mit Leichtigkeit zu bewirken. Wer kannte dort den deutschen Kaufmann, wer hatte ein Interesse daran, ihm zu helfen? Niemand, während er hier von Freunden und Wächtern umgeben war. Vielleicht konnte man ihn auch, wenn er so ausschließlich dem Einfluß Michaelas preisgegeben, dazu bewegen, seine Frau zur Universalerbin zu ernennen und seine Kinder mit dem Pflichttheil abzufinden. So viel bestätigte Sophia Wassiloff ohne weiteres, daß Banquier Hartwig Deutschland nicht wiedergesehen hätte. Ihr eigenes Erscheinen in Berlin und die darauffolgende Krankheit Hartwigs durchkreuzten die edeln Absichten des schurkischen Paares.

Hier unterbrach Doctor Böhring die Sprecherin mit einer sehr berechtigten Frage:

„Woher," inquirirte er sie, „wissen Sie denn alle diese Einzelheiten, da Sie doch in Rußland und nicht hier waren, während das alles geschah?"

Sophia Francini war jedoch ihrer Sache sicher.

„Woher? Aus dem Munde meines Mannes, mit dem ich mich, wie ich gleich erzählen werde, scheinbar wieder aussöhnte und der sich nachher des Vorfalls als eines Meisterstreichs gegen mich rühmte. Weil ich beabsichtigte, indeß ich mich fromm stellte, ihn zu verderben, reizte ich ihn durch allerlei Zwischenfragen und Einwürfe, mir alles zu enthüllen. Wenn ich aber noch Zweifel gehegt, so wurden sie durch Michaelas Briefe beseitigt, wie Sie dann sehen werden."

„Erzählen Sie weiter," drängte der Vorsitzende, denn jeder von uns harrte beinahe athemlos der Enthüllung eines Verbrechens, wie es nichtswürdiger kaum je an Gerichtsstelle verhandelt worden war. Flammende Entrüstung erfüllte unsere Herzen, nur der arme Hartwig saß bleich und gebeugt, er erkannte den tiefen Abgrund, an dem er gestanden. Obwohl auf Schlimmeres gefaßt, übertraf die Wahrheit seine gräßlichsten Befürchtungen. Von Anfang an hatte man ein schales Possenspiel mit ihm getrieben, sein Leben war schon verwirkt, als er noch überglücklich in den Armen des schönen Weibes schwelgte. Ich bangte um ihn, denn noch wußte ich ihn nicht wieder im vollen Besitz seiner früheren Rüstigkeit, aber zu meiner Freude hielt er sich tapfer; die Verachtung half ihm den Schmerz überwinden.

Sophia fuhr fort:

„Was mich bewog, nach Berlin zu reisen, wünschen Sie zu wissen: ganz einfach die fortdauernde Abwesenheit meines Mannes. Angeblich, um ihr bei der Durchführung des gemeinsamen Planes Hilfe zu leisten, folgte er ihr nach Deutschland. Ich blieb in Petersburg und erhielt kaum genug Geld von dem Verschwender, anständig zu leben. Brief auf Brief schrieb ich an ihn, er möge entweder zurückkommen oder mich zu sich bescheiden oder mir wenigstens eine größere Summe zur Verfügung stellen. Nichts von alledem geschah. Ich wußte wohl, weshalb er in Berlin blieb, er konnte sich von Michaela nicht trennen. „Nun wohl," dachte ich, „so will ich ihnen ihr Spiel versalzen. Sie lebt als vornehme Dame herrlich und in Freuden, ich weiß kaum, wie eine armselige Existenz zu fristen." Im stillen hegte ich auch den Wunsch, durch mein Eingreifen zwischen beiden Zwist zu entfachen und die Nebenbuhlerin wo möglich zu beseitigen. So borgte ich mir eine kleine Summe und reiste heimlich nach Berlin, wo ich in einer Pension abstieg und sofort an Herrn Hartwig schrieb. Leider zeigte der Herr mein Schreiben seiner Frau, welche natürlich nichts Eiligeres zu thun hatte, als meinen Mann von meiner Ankunft und Adresse zu benachrichtigen."

„Warum," fragte ich Zeugin, „hatten Sie Herrn Hartwig erst auf drei Uhr Nachmittags bestellt? Welche Erkundigungen wollten Sie am Vormittag einziehen?"

„Ich beabsichtigte, mich über die Lebensweise meines Gatten zu unterrichten. Damals hegte ich überhaupt nicht die Absicht, ihn mit zu denunziren, ich gedachte Michaela als die allein Schuldige hinzustellen. Mein Unternehmen scheiterte, ich wurde auf Betreiben meines Mannes verhaftet und auf den Schub gebracht."

„Können Sie uns sagen, durch welche Angaben es Francini gelungen ist, Ihre Sistirung zu bewerkstelligen?" fragte der Vorsitzende.

„Jawohl. Er hat sich ja später seiner Macht und seiner List gegen mich gerühmt. Er hatte dem russischen Gesandten vorgespiegelt, ich sei Mitwisserin wichtiger politischer Geheimnisse, und es liege dringender Verdacht vor, ich werde dieselben ausplaudern oder verkaufen."

„Was geschah bei Ihrer Ankunft in Rußland mit Ihnen?"

„Ich durfte meine Wohnung in Petersburg wieder beziehen, wurde aber unter scharfe Polizeiaufsicht gestellt."

„Hat dann Ihr Mann auch von dem mißlungenen Mordversuch und seinen Folgen gesprochen?"

„Nicht viel, ich errieth aber das Fehlende aus ein paar Zeilen der Banquiersfrau an Marko. Nachdem mein Verrath, wie sie es nannten, nur durch einen glücklichen Zufall verhindert worden, fühlten sich die Verbündeten nicht mehr sicher. In wenig Tagen konnte alles heraus, Michaelas Vergangenheit enthüllt sein, denn daß der betrogene Ehemann nunmehr alle Hebel in Bewegung setzen würde, der Sache auf den Grund zu kommen, ließ sich denken. Noch mehr fürchtete man seinen Freund, Herrn Doctor Kainz. Wenn noch etwas aus dem Schiffbruch gerettet werden sollte, mußte auf der Stelle ein Entschluß gefaßt werden. Die Krankheit des Herrn Hartwig zeigte von selbst den einzuschlagenden Weg. Wenn der Unglückliche starb, so blieb Michaela die Erbin des dritten Theils seines Vermögens, einer vollen Million! Eine Verwechslung der Medikamente war ja leicht möglich, und daß sie sich als Morphinistin vor aller Welt bloßstellte, was machte das einer Person aus, die an das Auftreten vor einem großen Publikum so gewöhnt war?

„Alles Folgende, meine Herren, ist Ihnen besser bekannt als mir. Der Mordversuch mißglückte, Michaela leugnete standhaft jede Schuld. Sie mußte es thun, wollte sie nicht alles verloren geben. Anfangs waren beide geneigt, sich mit einer halbwegs erheblichen Abstandssumme zu begnügen. Die Weigerung, auf die Scheidungsvorschläge des Herrn Hartwig einzugehen, war nur ein schlaues Manöver, um eine größere Entschädigung herauszupressen. Als jedoch die Sympathien sich mehr und mehr der angeblich verrathenen Frau zuwandten, als der Staatsanwalt die Untersuchung gegen sie einstellte, da beschlossen die Verbündeten, es auf den Prozeß ankommen zu lassen. Blieb ihnen der Sieg, so würde, calculirte mein Mann, Herr Hartwig lieber einen beträchtlichen Theil seines Vermögens opfern, als der ihm aufgezwungenen Frau ihre gesetzlichen Rechte wieder einräumen. Wer weiß, ob sich diese Annahme nicht bestätigt hätte, wenn der Prozeß von Michaela gewonnen worden wäre. Und beinahe, so hörte ich, wäre dies der Fall gewesen."

Die junge Frau schwieg, nicht sowohl aus Ermüdung als um ihre Gedanken zu sammeln. Der Vorsitzende beeilte sich, ihr wieder ein Stichwort zu geben.

„Ist Ihnen bekannt, ob Ihr Mann während des Prozesses in Berlin war?"

„Nein."

„Oder in London?"

„Nein, doch ist beides wohl möglich."

„Eine Zeugin will ihn denselben Tag, an welchem sein Brief aus London eintraf, hier im Gerichtssaal bemerkt haben."

„Wohl möglich, den Brief kann ja Jemand anders in seinem Auftrag abgesandt haben."

„Wann haben Sie ihn zuletzt gesehen?"

„Vor vierzehn Tagen."

„In Petersburg?"

„Ja."

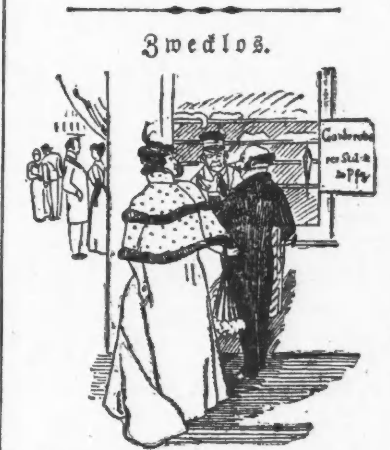
„Sie sind uns noch die näheren Umstände der Rettung des Herrn Doctor Kainz schuldig. Fühlen Sie sich frisch genug, uns hierüber noch Auskunft zu ertheilen?"

Die Dame bejahte eifrig. „Ich bin nicht im geringsten angegriffen, mein Herr." Der Vorsitzende ließ ihr nichtsdestoweniger einen Stuhl bringen, auf dem sie Platz nahm, worauf sie von Neuem begann:

„Zwischen meinem Mann und Michaela war es ausgemacht, daß sie ihn als Zeuge vorzuschlagen habe. Ebenso ausgemacht war es, daß er der Vorladung unter keinen Umständen Folge leisten dürfe und könne. Daher verließ er Berlin und kam nach Petersburg. Ich empfing ihn, wie man sich denken kann, trotzig und verächtlich. Er sparte keine Ueberredung, mich zu beruhigen, denn er fürchtete mich. Treuherzig legte er mir eine förmliche Beichte ab, er verbarg mir nichts, so daß ich jetzt in der glücklichen Lage bin, mancherlei zu bekunden, was ich sonst nicht erfahren hätte. Der Elende! Er hatte auch nicht nöthig, mir etwas zu verbergen, denn seine Absicht ging darauf aus, mich zu beseitigen. Meine Reise nach Berlin hatte ihm gezeigt, wessen ich fähig war. Eines Tages brachte er mir im Kaffee Gift bei oder, vielmehr er wollte es thun — sein zärtliches Wesen flößte mir aber schon seit einigen Tagen Verdacht ein, ich war auf meiner Hut, klagte, als ich kaum an dem Gebräu genippt und dessen abscheulichen Geschmack verspürt, über plötzliches Unwohlsein und trank den Kaffee nicht. Nachher sah ich, daß er das Getränk sorgfältig weggoß. Jetzt war es vorbei mit dem letzten Rest meiner Neigung für ihn. Der Schurke sollte mir büßen! Ich wußte, wo er sein Taschenbuch verbarg, obgleich ich mich stellte, als hätte ich keine Ahnung davon. In der nächsten Nacht nahm ich es ihm fort und entfloh damit. Schon der nächste Morgen sah mich in der Privatwohnung des Polizeipräsidenten, dem ich an der Hand der mir durch das Buch und seinen Inhalt gelieferten Beweise die ganze Nichtswürdigkeit des Elenden offenbarte."

(Schluß folgt.)

Zwecklos.



„Sarah, Du wirst ablegen müssen Deinen Kragen in der Garderobe!"
„Was thu' ich damit in der Garderob', wo ihn niz sehen können de Lait?"

Der galante Obsthändler.



„Jessas! Jetzt schauen S' wie es regnet, und ich hab' keinen Schirm mit!"
„No bit schön gnä Fräulein —



wenn Sie gestatten, werde ich Sie nach Hause begleiten."

Vor dem Musik-Automaten.



„Warum werfen Sie denn 20 Pfennig' hinein? Es kostet doch blos 10!"
„Damit er halt recht schön spielt!"

— Nach dem Commers. Hauswirthin (zum Studiosus, der noch um vier Nachmittags im Bette liegt): „Was soll ich Ihnen denn jetzt bringen: 's Frühstück, 's Mittagessen oder 's Nachtmahl?!"

— Empfindlich. „Heute stell' ich im Kränzchen meine Institutsfreundin vor: „Fräulein Irene v. Vogelwind, eine alte Freundin von mir" — und jetzt ist die beleidigt ... Zu merkwürdig!"

— Ihr Ideal. „Warum heirathest Du eigentlich nicht, Jenny?" „Ich finde keinen Mann, der mir paßt, denn er muß hübsch, reich und dumm sein!" „Eigenthümliche Anforderungen, die Du stellst!" „Ist er nicht reich und hübsch, dann nehme ich ihn nicht, und ist er nicht dumm, so nimmt er mich nicht!"

— Angeboren. Mutter (zu ihrer Tochter): „Ich bitte Dich, dem Assessor die Hand zu reichen; er ist leicht zu regieren, da er einem alten Pantoffel - Heldengeschlechte entstammt."

Scherzfrage.

Frage: Was ist der Unterschied zwischen Nordafrika und Südafrika?
Antwort: In Nordafrika werden die Kameele von Menschen geführt, in Südafrika die Menschen von Kameelen.

Ganz einfach.

„Wenn Du Dich nicht getraust, Edgar, unserer Köchin, der impertinenten Person, zu kündigen, dann schreibe ich ganz einfach meinem Onkel in Chicago, daß er auf einige Wochen zu uns herüber kommen soll — der hat sie gleich aus dem Haus!"

Verlockend.

Parvenu (bei der Werbung, der Dame seine ringgeschmückte Hand hinstreckend): „Fräulein, ich biete Ihnen Herz und Hand! Sehen Sie sich die Hand einmal an!"

Bequem.

Kellnerin: „Der Hauptmann schickt 's Bier zurück, weil a' Flieg'n d'rin schwimmt!"
Wirth: „No, no, der hätt' sich auch nit die Finger verkühlt, wenn er s' selbst 'raus'zogen hätt'!"

Gedankensplitter.

Eher läßt sich ein Schwert schmieden, als eine Scharte auswetzen.

— Erfahrung ist die beste Lehrmeisterin, doch nicht die billigste.

Wenn alle Gönner Kenner wären, würde mancher Unterstützte das schwer empfinden.

Anderen zeigen, daß wir da sind, das ist der Kampf um's Dasein.

Wie es Leute gibt, die nur schwimmen lernen, wenn man sie in's Wasser wirft, so gibt es andere, die erst Großes leisten, wenn sie in's Unglück gerathen sind.

Ein eigener Gedanke, der dir beschert,
Ist mehr als alles Gelernte werth.

Ein Unzufriedener.



„Aber Herr Prinzipal, ich bitt' Sie, mich nicht gleich so heftig anzufahren! Mir ist's nicht an der Wiege gesungen worden, daß ich später Häringe verkaufen würde!"
„Nu', woll'n Se vielleicht gleich anfangen mit Walfisch'?"

— Eine Spröde. A.: „Wie, Sie haben von Ihrer Braut noch keinen Kuß gekriegt?" — B.: „Doch, einen einzigen; aber das war in dem Wohlthätigkeitsbazar, und da habe ich $5 dafür bezahlen müssen!"

— Zu wörtlich genommen. Arzt: „So, da haben Sie das Recept! Lassen Sie das Medicament in der Apotheke machen und nehmen Sie Abends vor dem Schlafengehen einen Eßlöffel Medicin mit vier Eßlöffeln Wasser!" — Michel: „Dös geht aber schwer, Herr Doctor — mir hob'n z' Haus nur drei Eßlöffel!"

(Für die „Sonntagpost.")

Kunterbuntes aus der Großstadt.

Nur Muth muß man haben. — Frl. Goggins Vortrag vor der katholischen Frauenliga. — Ein Seitenstück zu Gerhart Hauptmanns „Fuhrmann Henschel". — Eine Liebestragödie mit drei Leichen. — Unselige That einer Mutter.

Fräulein Katharina Goggin, die streitbare Präsidentin desVerbands der Klassenlehrerinnen (Grade Teachers' Federation) an den öffentlichen Schulen Chicagos hat kürzlich vor der Nationalen Katholischen Frauenliga einen Vortrag gehalten über die Vorzüge des Unverheirathetseins. Bei dieser Gelegenheit hat sie in launiger Weise die Gründe aufgezählt, aus denen sie selber, obgleich bereits in reiferem Alter stehend, noch ledigen Standes ist. Diese Gründe, neun an der Zahl, lauteten wie folgt:

„Weil Er keine Waise sein möchte."

„Weil Er eine Vorliebe für Häkelarbeiten haben möchte."

„Weil Er es lieben möchte, Kosenamen zu gebrauchen."

„Weil Er genaue Abrechnung über alle Haushalts-Ausgaben verlangen möchte."

„Weil man täglich mit derselben Person zu Tische sitzen müßte."

„Weil Er sein Haar in der Mitte scheiteln möchte."

„Weil in der Ehe täglich Briefe geschrieben werden müssen, wenn Er oder Sie 'mal verreist."

„Weil alle guten Männer schon vergeben zu sein scheinen."

„Weil Er sich nicht gemeldet hat."

Der neunte und wichtigste von Miß Goggins Gründen ist seit der Bekanntgebung desselben in Wegfall gekommen. „Er" hat sich gemeldet, und zwar haufenweise. Jede Post brachte in der vergangenen Woche der Dame einen ganzen Stoß von Heirathsanträgen, unter denen viele glänzend genannt zu werden verdienen. Aber Miß Goggin ist noch immer frei und ledig wie zuvor. Sie traut den brieflichen Anträgen nicht ganz und muthmaßt, daß viele davon nur Scherze sind, die sich ihre lieben Kolleginnen mit ihr erlaubten. Außerdem hält sie von der Post als Heirathsvermittlerin nicht viel. Unbesehen will sie keinen Mann erhören, und wenn er von seinen vermeintlichen guten Eigenschaften eine noch so günstige Schilderung entwirft. Sie wartet also geduldig, daß der, der es mit ihr wagen will, ihr seine Absichten persönlich kundgebe. Da nun, wie aus der modernen Kriegsgeschichte aus zahlreichen Beispielen zu entnehmen, der Muth und selbst die Tollkühnheit noch keineswegs aus der Männerwelt verschwunden sind, so wird muthmaßlich auch diese Bedingung erfüllt werden, und über kurz oder lang wird Miß Goggins' Name aus der Liste der „Noch zu Habenden" gestrichen werden müssen — und das wird sie dann lediglich ihrer Vortragskunst zu verdanken haben.

* * *

Vor einigen Monaten wurden an vorliegender Stelle Chicagoer Geschehnisse aufgezählt, die eine überraschende Aehnlichkeit mit Stoffen aufwiesen, die Shakespeare zu Dramen verarbeitet hat. Es ist ja auch nichts weniger als neu, daß dieWahrheit oft wundersamer klingt als Dichtung, und Dramenstoffe gibt es im wirklichen Leben deshalb täglich in Hülle und Fülle.

Gerhart Hauptmann, der Hauptmann der jüngsten deutschen Dichterschaar, hat zu seinem Drama „Fuhrmann Henschel" eine Erinnerung aus seiner Kindheit als Stoff verwendet. Wollte jetzt ein Chicagoer Literat ein Drama unter dem Titel „Fuhrmann Tomasek" schreiben, es würde sich wie eine Nachahmung des Hauptmann'schen Stückes lesen und doch keine sein. In dem FalleTomasek hat sich eben, mit einigen Aenderungen, welche aber sehr geeignet sind, die dramatische Wirkung zu erhöhen, der Fall Henschel wiederholt.

Fuhrmann Henschel hatte seiner ersten Frau, ehe dieselbe starb, das feste Versprechen geben müssen, falls er sich wieder verheirathen sollte, unter keinen Umständen die im Hause befindliche Magd zur Gattin zu wählen, für deren Rohheit und Herzensschlechtigkeit die Sterbende viele Beweise erhalten hatte, während Henschel, den das Weib mit Verstellungskünsten umgarnte, davon nichts gewahr geworden war. Ein halbes Jahr nach dem Tode seiner ersten Frau bricht Henschel das Wort, welches er derselben gegeben, indem er dieMagd heirathet. Diese betrügt ihn mit anderen Männern und macht ihm seinHaus auch anderweitig zur Hölle, sodaß der bethörte Mann schließlich in Verzweiflung geräth und sich aufhängt. Das ist in kurzen Worten die „Handlung" des Hauptmann'schen Dramas. Wesentlich verwickelter liegen die Sachen im Falle unseres Chicagoer „Fuhrmann Tomasek".

* * *

Im böhmischen Viertel, an der Throop, nahe 18. Str., wohnte seit vielen Jahren die Familie Tomasek, die zur Zeit des Beginnes der Erzählung, im Jahre 1897, aus dem Fuhrmann John Tomasek, seiner Frau Marinka, den vier, im Alter von 13 bis 23 Jahren stehenden Söhnen des Paares und Tomaseks 80jährigem Vater bestand. Nun begab es sich, daß Frau Tomasek von einer schweren Krankheit befallen wurde, die ihre Ueberführung nach dem Hospital nöthig machte, wo die Frau Monde lang verbleiben mußte. In ihrerAbwesenheit vertrauteTomasek die Führung seines Haushaltes einer drallen Wittib, NamensEmma Kittner an. Im Verkehr mit dieser Person erwachte in Tomasek, obschon derselbe bereits die Mitte der Fünfziger erreicht hatte, noch einmal ein lebhaftes Liebesfeuer, das die Kittner wirksam zu schüren wußte. Das Ergebniß war: Tomasek bewog seine Gattin, in die Scheidung ihrer Ehe zu willigen, und nahm die Kittner zur Frau. Seine Söhne verließen infolge dessen sein Haus und zogen zur Mutter. So hatte denn Tomasek seinen Willen, aber froh sollte er dessen nicht werden. Der Kittner war es mehr um den Besitz des wohlhabenden Fuhrmannes zu thun gewesen, als darum den schon stark bejahrten Mann zu besitzen. Dieser und noch mehr sein greiser Vater hatten deshalb unter dem Regimente der neuen Hausherrin zumeist trübe Tage, und das Andauern von solchen ist — trotz Goethe — um nichts leichter zu ertragen, als eine Reihe von schönen. Es war deshalb begreiflich, daß Tomasek sich nach seinen früheren häuslichen Verhältnissen zurücksehnte. Aber der Rücktausch war nicht so leicht zu bewerkstelligen. Zwar gelang esTomasek, dieVerzeihung seiner ersten Frau zu erlangen und die Zusicherung, daß sie wieder zu ihm zurückkehren wolle, aber vorher müßte natürlich die Kittner das Feld geräumt haben. Diese hatte sich zwar von Tomasek schon bei der Eheschließung für alle Fälle durch dieUebertragung eines Tomasek gehörenden Landgutes bei Mount Carmel auf ihren Namen sicher stellen lassen, alsEntschädigung für ihre Verzichtleistung auf ihre erworbenen Rechte verlangte sie aber noch weitere Vermögensopfer. Ihre Ansprüche scheinen so weit gegangen zu sein, daß Tomasek befürchten mußte, er würde auf seine alten Tage Mangel leiden, falls er dieselben erfülle. Eben so schrecklich wie dieseAussicht war ihm die andere, von seiner zweiten Frau nicht wieder los zu kommen. Bei den Verhandlungen, die er mit der Frau über die Bedingungen der Trennung führte, scheint dieselbe sich ihm von ihrer unliebenswürdigsten Seite gezeigt zu haben. Sein Groll gegen sie, der allein er natürlich die Schuld an den Folgen seiner eigenen Thorheit beimaß, wuchs mehr und mehr. Einen zum Heile führenden Ausweg aus der Sackgasse, in die er gerathen, konnte Tomasek nicht entdecken. Er hat deshalb, um dem Schrecken ohne Ende zu entgehen, ein Ende mit Schrecken gemacht. Am 10. April, dem zweiten Jahrestage seiner Hochzeit, nahm der unglückliche Mann von seinem greisen Vater und von seinem jüngsten Sohn, der ihn zu besuchen gekommen war, einen herzbeweglichen Abschied. Dann ging er hin, überraschte seine anschlägige Hauserin, indem er ihr eine Kugel in den Kopf schoß und knallte dann sich selbst zunichte. — Ueber der Gruppe des in sprachlosem Schmerz erstarrten alten Jan Tomasek, der wehklagenden Frau Marinka und ihren entsetzten Söhnen fällt der Vorhang.

* * *

Lieferte die Südwestseite in vergangener Woche ein Ehestandsdrama, so spielte sich auf derNordwestseite, und zwar in den deutschen Kreisen derselben, eine Liebestragödie ab, die drei Menschenleben gekostet hat. Der Buchbinder Reinhold Tonn, ein vierunddreißigjähriger, verheiratheter Mann, war in heißer Liebe zu seiner blutjungen Schwägerin Ida Keller entbrannt. Weil ihn das Mädchen nicht erhören wollte, und weil ihm derAusbrüche seiner unseligen Leidenschaft wegen von seiner Gattin und von den Schwiegereltern heftige Vorwürfe gemacht wurden, hat der tolle Mensch die Maid erschossen und dann sich selbst getödtet. War das schon schlimm genug, so sollte die Schreckensthat auch noch ein Nachspiel von rührender Traurigkeit erhalten. — Ida Keller hatte einen Schulfreund Namens Paul Wegner. Dieser junge Bursche hatte früh seine Mutter durch den Tod verloren. Sein Vater verheirathete sich zum zweiten Male, starb dann aber bald, und die Stiefmutter ging nach Ablauf der üblichen Trauerzeit eine neue Ehe ein. Die Stiefeltern gewährten dem Knaben zwar ein Heim unter ihrem Dach, daß Paul sich aber trotzdem verwaist fühlte, ist erklärlich. Nun hing er mit aller Liebe, deren er fähig war, an Ida Keller. Ob er dieselbe dem Mädchen je gestanden hat, weiß man nicht, und das thut auch nichts zur Sache. Es genügt, daß Paul mit dem Tode Idas Alles verloren hatte, was ihm das Leben lebenswerth gemacht. Trostlos, wie innerlich zerbrochen, stand der arme Junge an der Leiche der Gemordeten. Aus dem Trauerhause begab er sich in die kahle Dachkammer, in der er über einem Stalle auf dem Grundstücke seiner Stiefeltern wohnte. Dort hat er einige erklärende Worte auf ein Stück Papier gekritzelt, dann sich erhängt.

* * *

Um hinter den anderen Stadttheilen nicht zurückzubleiben, stellte auch die Nordseite ihre „Sensation". Eine Frau und Mutter, in jenem Alter stehend, das für den weiblichen Organismus so gefährlich ist, war in Trübsinn verfallen, weil sie sich außer stande fühlte, der eigenen Launenhaftigkeit zu gebieten. Obschon Andere Geduld mit ihr hatten, hatte sie doch keine mit sich selbst. Sie beschloß, sich den Tod zu geben, und weil sie ihre Kinder — einen Knaben von acht und ein Mädchen von fünf Jahren — nicht mutterlos zurücklassen wollte, hat sie dieselben mitnehmen wollen in das „kalte Reich der Schatten". — Die Ausführung ihres Planes ist der Unglücklichen nur theilweise gelungen. Die Kinder zwar sind an dem Gas erstickt, das die Frau in ihrem Schlafzimmer andrehte, sie selber aber wird — furchtbares Schicksal — sie selber wird weiter leben. —ss.

Pago Pago (Samoa.)

Wie ein Salzkammergutsee liegt die schöne Bucht von Pago Pago plötzlich vor uns. Ernst und still spiegeln sich die hohen Felsen in der unbewegten Wasserfläche, deren leuchtendes Grün sich sehr gut neben der Farbenpracht eines Alpensees sehen lassen könnte. Kein Laut ist zu hören, kein Lüftchen regt sich, alles liegt da wie in tiefem Schlaf befangen. Das Bild hat etwas Großartiges und Ergreifendes, wenn sich nicht zugleich ein Gefühl der Enttäuschung in die Bewunderung einschliche: ist das der berühmte Südseehafen, in dem die Flotten der ganzen Welt Platz finden sollen? In der That ist die Bucht nur ein ganz kleines seeartiges Becken, das in der hohen Umwallung noch enger und bedrückter erscheint. In seinen äußeren Umrissen hat es etwa die Gestalt eines Schaftstiefels, dessen Spitze nach Westen gekehrt ist, während sich der Schaft nach dem offenen Meere zu öffnet. In der größten Ausdehnung mißt die Wasserfläche nicht mehr als 4 Km., und in der Breite nirgends mehr als eine Seemeile. Was von diesen Linien eingeschlossen ist, kann aber durchaus nicht alles als Hafen angesehen werden. Die Koralle hat ihren Weg auch in diesen versteckten Winkel gefunden, und die ganze Küste ist mit einem stattlichen Riff gesäumt, das die schiffbare Wasserfläche bis auf etwa 600 Meter Breite einschnürt, sodaß für die „Flotten der ganzen Welt", von deren Unterbringung amerikanische Lobpreisungen reden, es doch etwas eng werden würde. Dazu kommt, daß draußen vor der Einfahrt sich eine sehr lästige Bank von 5 Km. Länge breit macht, die für Schiffe mit mehr als 3 Meter Tiefgang nicht passirbar ist. Der Südostpassat steht mit vollerKraft in den Eingang der Bucht hinein, sodaß ein Segelschiff vorm Wind bequem einlaufen kann. Anders sieht es mit dem Herauskommen aus. Nur ein Meister in der Handhabung der Segel kann mit einer gut gedrillten Besatzung bei Tage wieder heraus. Da mitten in der Einfahrt zwei Klippen liegen, hat er zum Manöveriren nur einen peinlich beschränkten Spielraum, und wenn er beim über Stag gehen gegen den einstehenden Wind den günstigen Augenblick zum Wenden verpaßt, wird er unfehlbar Schiffbruch leiden. Die meisten Segler ziehen es deshalb vor, sich mit Geduld zu wappnen und in Demuth darauf zu warten, bis es der Landbrise, von der das Segelhandbuch erzählt, gefällt, sich wirklich einzustellen, und dem Schiff ohne weitere Kunststücke auszulaufen gestattet. Diese von den Bergen kommende Luftströmung ist aber recht launisch und läßt zuweilen viele Wochen lang auf sich warten; und wenn sie kommt, bläst sie ganz schüchtern des Morgens in der Frühe, lange ehe die Hähne krähen, und auch dann nur auf ein paar Stunden. Für Schiffe unter Dampf fallen natürlich diese Mängel der Bucht wenig ins Gewicht. Kriegsschiffe werden sich mit Leichtigkeit des vollkommenen Schutzes bedienen können, den der Binnenhafen ihnen vor jedem Winde und jeder nur möglichen Strömung bietet. Die scharfe Biegung des Beckens, das im rechten Winkel plötzlich nach Westen abschwenkt, macht jedes draußen herrschende Wetter unschädlich. Und drinnen läßt es sich dann gut sein. Guter Ankergrund findet sich in dem Fußtheil des großen Stiefels fast überall zu 30 bis 45 Meter Tiefe, und wenn die Amerikaner auf der kleinen Klippe Goat Island, die ziemlich naseweis ins Fahrwasser hinausschaut, ein Leuchtfeuer errichten und an der geschütztesten Stelle des Hafens die große Landebrücke fertig haben, die die Nachtheile des Riffes überwinden soll, dann wird Pago Pago seinen Beruf als Flottenstation vorzüglich erfüllen und seinem Namen, der beste Hafen der Südsee zu sein, besser entsprechen, als das vorläufig noch der Fall ist.

Von Leuchtfeuer and Anlegebrücke, von Kohlenschuppen und Stadenanlagen war nun noch nichts zu bemerken, als der Cormoran gleich nach Sonnenaufgang in die Bucht eingelaufen war und an der schmalsten Stelle in etwa 30 Meter Wassertiefe vor Anker ging. Geraume Zeit war von irgendwelchem Leben überhaupt nichts zu bemerken. Dann aber schossen mit einemMale aus allen Ecken und Enden die Kanus der Eingeborenen hervor, um den seltenen Gast zu begrüßen. Die Auslegerboote der Tutuilaer waren bedeutend kleiner als die von Sawaii und Upolu und schienen nur von Mädchen und Frauen gepaddelt zu werden, die sich allerdings in ihrem kleinen schwanken Fahrzeug recht zu Hause fühlten. Alsbald war unser Schiff von zahlreichen Kanus belagert, und die Wachthabenden am Fallreep hatten Mühe, die ungestümen Geister abzuhalten. Für eine richtige Samoanerin will aber das Verbot der Treppe wenig besagen. Mit ihrem Bündel von Matten oder Papierzeug, mit ihren Fächern und Obstkörben klettert so eine Wasserfee wie eine Katze an der Jakobsleiter empor, die von den Backspieren für die Matrosen herunterhangen, oder sie erklimmt auch mit ihren nackten Füßen die steile Bordwand und steckt dann an ganz unerwarteter Stelle freundlich lächelnd ihr braunes Gesicht über die Reeling. Viele von den zum Kauf angebotenen Sachen waren sehr schön gearbeitet; ich erstand ein Paar prächtig geschnitzter Keulen und einen alten Avabecher, aus einer besonders schön geformten Kokosnuß gefertigt, in dessen Höhlung der Pfeffersaft eine schöne grünlich schillernde Patina erzeugt hatte, wie sie von den Eingeborenen geschätzt wird als Zeichen hohen Alters. Das Siapo, das aus Maulbeerbast gefertigte Papierzeug, schien nicht ganz unverfälscht zu sein; mir kamen die Muster zu drell und zu unsamoanisch vor. Vorsicht ist beim Einkauf solcher Dinge immer und da besonders geboten, wo früher europäische Händler gehaust haben. Zur Zeit, als die amerikanischen Dampfer der Spreckel'schen Linie an der Küste von Tutuila noch Post und Passagiere aufzunehmen pflegten, fand sich fast stets unter den Reisenden einer, dem an der Erwerbung samoanischer Merkwürdigkeiten gelegen war, bis schließlich, unter der Nachhilfe des Oberstewards und des Dampferbarbiers, der auch gern ein Geschäft außerhalb seiner Haarschneidestube macht, ein förmlicher Handel mit Matten, Papierzeug und Waffen eingeleitet wurde, dessen Spuren man noch heute in San Francisco verfolgen kann. Dort werden von den Händlern, die in Californien ihre Rüstkammern besonders mit dem prächtigen Kirchenrath spanischer Klöster zu füllen lieben, die von amerikanischen Sammlern ganz planmäßig in Mexiko oder Guatemala geplündert werden, auch „Alterthümer aussterbender Südseevölker" preisgeboten, und der reichgewordene Goldgräber aus demKlondike kann sich dann seine Halle schmücken mit samoanischem Siapo, das Stück für 20 Mk., für das ein schlauerGeschäftsmann auf dem Dampfer den armen Eingeborenen einen Dollar für das ganze Dutzend gezahlt hat. Boshafte Seelen meinen sogar, man könne auf Tutuila überhaupt nichts echt Samoanisches mehr kaufen, alles würde in Birmingham gemacht, wie das ja mit zahllosen ethnographischen Artikeln geschieht.

Nach dem Frühstück, das nach der schrecklichen Nacht auf See von den zu neuem Leben erwachten Boardgästen mit besonderem Vergnügen genossen wurde, kam der erste Besuch amtlichen Charakters an Bord. Der junge Ingenieur, den das amerikanische Marineamt zur Beaufsichtigung der Werftanlagen nach Pago Pago geschickt hatte, fuhr längsseit, um dem deutschen Kommandanten seine Aufwartung zu machen. Er berichtete über den Stand der Arbeiten am Lande, die doch viel langsamer von statten gingen, als ihm lieb war. Die Arbeiterfrage hate sich recht unglücklich gestaltet, da sich der Bauunternehmer nicht recht mit dem eingeborenenHäuptling zu stellen gewußt und damit die Aussicht auf samoanische Arbeitsleistung verscherzt hatte. Die wenigen weißen Arbeiter waren längst nicht ausreichend, außerdem häufig durch Krankheit verhindert. Es mußte an Ersatz aus Neuseeland gedacht werden, uns das war ein sehr zeitraubendes und kostspieliges Auskunftsmittel. Eine Einladung zur Besichtigung der Vorarbeiten beantwortete der Kapitän sofort mit einer Einladung zum zweiten Frühstück, und darnach ging alles an Land, um die entstehende stählerne Anlegebrücke und die Kohlenschuppen zu sehen. Nun, alles lag noch soweit in den Windeln, daß eigentlich gar nichts zu sehen war außer den Maschinentheilen und Rammpfählen, die am Strande in wilder Unordnung umherlagen, den häufigen Regengüssen und der brennenden Sonne preisgegeben. Die Ingenieure und Mechaniker hatten sich in einigen Hütten der Eingeborenen des Dorfes Fagatoga einquartiert, und dort hausten sie, so gut es gehen wollte. Betten, Koffer, Stühle, Zeichentisch, alles auf dem engen Raume einer samoanischen Hütte zusammengedrängt, die zwar nett und einladend aussehen kann, wenn der Kiesboden mit hübschen Matten bedeckt ist und die glänzende Avaschale in der Mitte prangt, vollgepfropft mit fremdem Hausrath aber doch nur ein sehr mangelhafter Nothbehelf für einen Weißen ist. Ueber allzu großen Reiz ihres Lebens in dieser prächtigen Umgebung konnten dieHerren überhaupt nicht klagen. Von Morgens früh bis Abends zur Dunkelheit waren sie ununterbrochen thätig in der heißen Sonne, dann fand die gemeinsame Hauptmahlzeit in einer schlichten kleinen zeltartigen Hütte statt, und die Nachtruhe im offenen samoanischen Rundbau wurde gestört durch Fliegen und Mosquitos. Und doch war die kleine Schaar bewunderswerth in ihrer ungebrochenen Arbeitskraft und unzerstörbaren Gemüthsruhe. Sie waren sich der Gefahren ihres kleinen Verbannungsortes wohl bewußt: Mangel an Abwechslung, an Umgang, an Bewegung. Die einschließenden Berge sind so steil und so dicht mit jungfräulichem Urwald überdeckt, daß sich ein Besteigen nur mit ungeheurer Mühe unternehmen ließe. Nur an der äußersten Westecke, wo die Insel zu einer Enge von kaum 2 Km. zusammengeschnürt ist, führt ein Pfad über die Berge zur Nordküste; wer aber einmal die Wanderung über die aufgeweichten steinigen Wege gemacht und die schwüle Treibhausluft überlebt hat, wird freiwillig nicht zum zweiten Mal über die Bergwand zu schauen begehren und sich mit seinem Gefängniß zufrieden geben. Das Schlimmste ist der Mangel an regelmäßiger Verbindung mit der Außenwelt. Briefe von der Regierung und den Angehörigen zu Hause liegen solange auf dem Postamt in Apia, bis ein amerikanisches Kriegsschiff die Reise nach Pago Pago antritt oder sich ein freiwilliger Briefbote zur Weiterbeförderung erbietet. Außer den französischen Missionaren und den Mormonen, die an der gegenüberlingenden Küste eine kleine Niederlassung haben, kein Umgang mit Weißen, und die Eingeborenen nicht sehr freundlich. Es fehlt eigentlich Alles in Pago Pago, was dasLeben hier lebenswerth machen könnte, wenn es eben nicht die Arbeit wäre. Es lag etwas von der heldenhaften Entsagung des echten Kulturpioniers in der muthigen Entschlossenheit, mit der diese jungen Leute, keiner über dreißig Jahre alt, hier aushielten in ihrem Exil, etwas von der zähen kindlich starken Hoffnungsfreudigkeit Kipling'scher Gestalten, deren Rettung vor Schwermuth oder Tropenkoller auf einsamer Station nur in harter steter Arbeit liegt. Mit aufrichtigen Wünschen tranken wir alle auf die glückliche Vollendung des unter so ungewöhnlich widrigen Umständen begonnenen Werkes, als wir in dem kleinen Zelt der Werftbauer das freundlich gebotene Mittagessen mit den amerikanischen Ingenieuren nahmen. Die Kohlenschuppen sollen 6000 Tonnen fassen können, und da die Brücke mit einer Länge von 80 Meter und einer T-förmigen Front von 100 Meter ganz aus Stahl errichtet werden soll, so wird man wohl nicht vor Ablauf eines Jahres auf Vollendung der Arbeiten rechnen können.

Auffällig ist, daß die Tutuliaer von der günstigen Lage der Bucht von Pago Pago so geringen Gebrauch gemacht haben. Für ihre leichten Kanus mag ja schließlich jeder Anlegeplatz gleich gut sein. Eine größere Siedlung hat die Bucht in ihrer ganzen Ausdehnung nicht aufzuweisen. Das Dörfchen Fagatoga, in dem sich die Amerikaner angesiedelt haben, besteht nur aus wenigen Häusern, und die kleinen Ortschaften Lualua und Lepua sind nur bemerkenswerth wegen der Niederlassungen der Missionäre. Ein Rundgang um die ganze Bucht zeigte, daß nur ein ganz schmaler, steiniger Fußpfad ringsum führt, der kaum für einen Menschen ausreicht, sodaß also selbst der Verkehr von Ort zu Ort nicht sehr bequem ist. Pago Pago selbst, am inneren Ende der Bucht gelegen, ist der Hauptort und der Sitz des Häuptlings Mauga, der als rauher Kriegsmann gefürchtet ist. Unter der Begleitung des in der Nähe wohnenden Mormonen-Missionars, der den Dolmetscher spielte, wurde dem gewaltigen Recken ein längerer Besuch abgestattet. Mauga ist ein stattlicher Mann von etwa 1.90 Meter Höhe und der bei Samoanern üblichen riesigen Entwicklung der Muskulatur. Ein buschiger Bart umrahmt sein etwas derb geschnittenes Gesicht, und unter dichten Augenbrauen sieht ein Paar lauernder unruhiger Augen hervor. Von der offenen Freundlichkeit, die auf Sawaii und Upolu die Häuptlinge schon äußerlich als die Erlesenen des Volkes kennzeichnet, war bei diesem hohen Herrn nichts zu spüren, der sich stolz sogar „Tui Tutuila", Herr von ganz Tutuila, nennt, wozu ihm allerdings die großen Sprecher von Aana und Atua jedes Recht bestreiten. Vielmehr gilt er denen nur als ein Höriger des Tui Atua, dessen Herrschaft von Aleipata angeblich auch nach Tutuila herübergreift. Als Rangabzeichen trug der Herr der Insel ein Paar gewaltiger Seemannsschuhe an seinen Füßen, plump und schwer, wie die Bergschuhe eines Alpenwanderers. Er hatte diese martervollen Werkzeuge höherer Kultur sich ohne Strümpfe auf die bloßen Füße gezogen, und vermochte nur mit Mühe darin zu gehen, seine Eitelkeit wie so mancher Andere mit Schmerz und Unbehagen büßend. Wir wußten, daß Mauga mehr als ein Menschenleben auf dem Gewissen hatte, und wurden während des ganzen Besuchs den Eindruck nicht los, hier einen unsicheren Gesellen vor uns zu haben, der ein typischer Vertreter seines Stammes zu sein schien. Wirklich scheint die Verachtung, die auf den westlichen Inseln den Tutuilaern entgegengebracht wird, nicht nur in vorübergehender Verstimmung ihre Ursache zu haben, sondern in Rassenverschiedenheit begründet zu sein. Bei späteren Besuchen auf Tutuila ist mir das noch wahrscheinlicher geworden, und das ungünstige Urtheil, das die ersten Entdecker, die nur Tutuila kannten, über die Samoaner gefällt haben, ist deshalb vielleicht ganz auf Rechnung eines nicht vollblütigen samoanischen Stammes zu setzen.

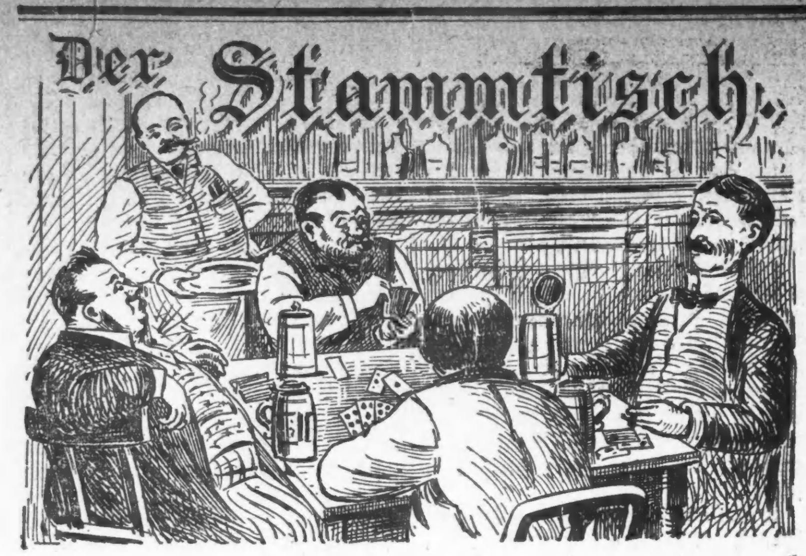
Don Carlos will kein Spanier sein.

Ein römischerKorrespondent schreibt: In diesen Tagen wurde vor dem Tribunal in Lucca der bekannte Erbschaftsprozeß verhandelt, welchen die mit dem römischen Maler geflohene Prinzessin Elvira gegen ihren Vater, Don Carlos, angestrengt hat. Als Zeugen waren alle Söhne des Herzogs von Madrid, Donna Bianca, Gemahlin Erzherzog Leopold Salvators, deren Oheim, Prinz Robert von Bourbon, Herzog von Parma und Andere geladen. — Als man die Frage verhandelte, ob die Angelegenheit nach spanischem oder österreichischem Zivilrecht entschieden werden sollte, protestirte der spanische Thronprätendent gegen die Anwendung des spanischen Rechtes, welches ihn geschädigt hätte, da er und seine Familie nicht Spanier, sondern Oesterreicher seien. Die Carlisten werden mit dieser Aeußerung ihres „Capo" wenig zufrieden sein. Die Verkündigung des Urtheils erfolgt in der nächsten Woche.

— Standesgemäß. — „Nun, lieber Isidor, soll ich heute Abend Forellen serviren lassen?" — „Laß serviren Goldfische".

Zu spät.

Ein erschütternder Vorgang bildet das Gespräch in den Berliner Anwaltskreisen. Einer der angesehensten Berliner Rechtsanwälte, ein Mann, dessen strenge Rechtlichkeit, dessen vornehme Gesinnung und juristisches Können in jenen Kreisen hoch geschätzt und gewürdigt wurde, hat in einem Anfalle von geistiger Umnachtung Hand an sich gelegt. Der Verstorbene hatte eine Frauensperson zu vertheidigen, die wegen Diebstahls angeklagt war. Als er von einem Besuche im Untersuchungsgefängniß nach Hause kam, fühlte er in seinem Ueberzieher eine Gegenstand, der sich bei näherer Besichtigung als ein Armband erwies. Dieses Corpus delicti muß ihm bei dem fraglichen Besuche von der Betreffenden heimlich zugesteckt worden sein. Er machte der Gefängnißverwaltung von der Sache sofort Mittheilung und gab bei dieser Behörde das Armband ab. Nach einiger Zeit las er in den betreffenden Akten folgenden Vermerk: „Der Anwalt X . . . scheint sich der Begünstigung schuldig gemacht zu haben." Dieser Vorgang ließ ihm nun keine Ruhe mehr. Er glaubte sich fälschlich beschuldigt, besprach sich mit bedeutenden Kollegen und dem Staatsanwalt, erstattete der Anwaltskammer Anzeige gegen sich selbst, obwohl er nicht einmal in dieser Sache vernommen wurde, da jeder Verdacht gegen ihn von vornherein ausgeschlossen war. Jeder Tag, welcher die Verhandlung gegen die Angeklagte näher brachte, machte ihn nervöser, aufgeregter, und seine Wahnvorstellung wuchs stündlich. In der Hauptverhandlung wurden die Angeklagte freigesprochen, weil sie den Beweis führen konnte, daß das fragliche Armband ihr von einer Freundin geliehen worden war. Als man dem Anwalt von diesem Ergebniß Mittheilung machen wollte, war er eben freiwillig aus dem Leben geschieden.



(Von Albert Weiße.)

Lehmann: Nee, nee, uff n janzen Cent. Da beeßt die Maus keenen Faden nich' ab.

Kulicke: Of kuhrs. Sollen wir etwa mit unserem Täbel einen Bäck-Sieht tähken?

Quabbe: Ich bin allerdings finanziell augenblicklich nicht in der besten Lage, aber für Onkel Paul und das brave Boeren-Volk ist mir kein Opfer zu hoch.

Grieshuber: Gut denn! Wir spielen das Point einen Cent. Der ganze Gewinnst wird an die Zentral-Sammelstelle abgeliefert. — Dann haben wir unsere Schuldigkeit gethan, aber offen gesagt, ich bin kein Freund von dieser Art Wohlthätigkeit. Es ist kein schönes Zeichen, daß man den Menschen erst auf die Hühneraugen ihrer Leidenschaften treten muß, bevor sie ihr Herz, oder was bei Vielen dasselbe ist, ihren Geldbeutel öffnen.

Leh.: Der Zweck heiligt die Mittel.— Scheen is et allerdings nich, wenn uff'n Wohlthätigkeits-Bazar so'n oller Enjros-Händler in jereicherte Fische bloß von wejen seene Jeschäftskenntnisse einen allerliebsten Backfisch in die Backen kneest — aber scheen, sehr scheene is et, det er for diesen „Jeschäftskniff" 100 Dollar berappijen duht und am Allerscheensten, det dafor so manch' armer Jlaubensjenosse aus die bitterste Noth jeholfen wird. —

Gr.: Neugierig bin ich aber doch, wie viel wir wohl hier in ganz Chicago in dieser Woche zusammenklopfen werden!

Kul.: In Philadelphia haben sie einen Extra-Messenger-Boy geheiert, wo die Kollektschen in Pretoria deliwern soll. —

Leh.: Wenn die ihre Messenjerjungens von det selbijte Kaliber sind, wie unsere Hermesjünger, denn wird er wohl erst als Jubeljreis bei det fünfzigjährigte Erinnerungsfest an die Vertreibung der Briten dort anjelanjen.—

Qu.: Hoffentlich gelangen die Briten überhaupt niemals nach Pretoria. In den Kämpfen der letzten Wochen um Bloemfontein herum haben die Boeren ja glücklicher Weise ganz bedeutende Erfolge aufzuweisen gehabt! —

Gr.: Aber schließlich werden sie leider ja doch von der Uebermacht erdrückt werden, denn die Hilfsquellen der Engländer sind unerschöpflich.

Kul.: Bevor aber dschänschen sie ihre Täktiks zu einem Gärilla-Warfähr, und können den Britischers noch eine Häll voll Trubel machen.

Leh.: Det stimmt. Wat so 'nen richtijer Jorilla is, det is wie'n Moskiter ohne Jesang. Er sticht dir und futsch is er. — Kaum bist du wieder een Bisken injedruselt, is er ooch wieder da. — Er sticht Dir wieder—Dodtmachen kannst du ihm nich', weil du ihm nich kriejst. Dir dodtmachen kann er auch nich, weil er nich' stark jenug is, aber er peinigt dir, det du an Leib und Leben verzagst. Jenau so sind die Jorillas. Ueberall und nirjends. Heute meldet der Jeneral Otis, det er den letzten Philippino an den letzten Jedärm von'n letzten Rebellen uffjehanjen hat, und amnächsten Tage brinjt uns der Kabeljunge die erfreiliche Kunde, dat 5 Meilen von Manila die Insurjenten eenen Trupp von unsere Heros ieberfallen und niederjemetzelt haben.

Gr.: Na, das muß wohl auch der Grund sein, daß Otis die Geschichte dicke bekommen hat. Er hat um seine schleunige Abberufung gebeten.

Kul.: Da bist du aber bädlie mißtähken. Er ist in der Hurrie, nach Washington zu retornen, biekohs er will den Rähß von den Heros um die Presidentschaftnominäschen dschoinen.

Gr.: Ludlow von Cuba kommt auch!

Qu.: Eine große Zeit fürwahr! Washington wird der Sammelplatz unserer Heroen sein, wie einst das Lager der achäischen Helden von Troja.—

Leh.: Aber jlooben Sie, verehrtester Heldenverehrer, man ja nich, dat Eener von diese Heros in dem hohlen Bauch von een mit Lobhudelei uffjeblasenet hölzernet See-Pferd uff den Presidentenstuhl uffe jeschmujjelt werden kann, nee, det wohnt nich. — So'n mit die lanje Hand vorbereitete Schiebung wird rejelmäßig durch een dark horse zu Essij jemacht.

Gr.: Ueber den Dewey muß sich der McKinley doch auch ärgern. — Dewey hat sich doch erst aus McKinley seine Expansions-Raupen als Nationalheld entpuppen können, und jetzt will er ihn vom Präsidentenstuhle stoßen.

Lehm.: Ja, der hat an den Seehelden Dewey eine richtije Seeschlanje an seenen Busen jennehrt. —

Kul.: Auch in anderen Riehspekt hat er plentie Trubel und muß mänie Rebjuhks suffern. For Instanz haben ihn die Turners nicht nach Philadelphia inweited.

Gr.: Das ist eine große Dummheit von den Turnern. Von dem könnten sie gerade lernen, was ein Mensch sich biegen und drücken, wenden und drehen kann.

Lehm.: Doch die Maurer wollen ihm an't Fell! Von wejen die Jemeenheeten, wo die Rejierung im Staat Washington jejen die Jrubenarbeiter bejangen hat. — Det Erste, wat se duhn woll'n, se woll'n ihm von de Mitjliederliste streichen. —

Gr.: Das ist auch schade; vielleicht wäre er auch seinen Handwerksgenossen mit einer guten Kelle vorangegangen; wie es jetzt die schwer reichen Plumber-Bosse mit ihren Arbeitern machen wollen. Die wollen jetzt wieder einmal selbst der Welt zeigen, wie die Bleiröhren gelegt werden müssen, damit sie bei dem geringsten Froste bersten. —

Kl.: Der President hat ja gar keinen Träd als Mähsen oder Brickleger gelernt, wie kann er denn zu der Juhnien belangen.?

Gr.: Vielleicht ist er ein großer Maurer am Skattisch?

Lehm.: Nee, die fromme Jesellschaft in Washington kennt bloß det Nationalspiel der amerikanischen Harmlosen, det Pokerspiel.

Qu.: Der Präsident ist deshalb Ehrenmitglied der Maurer Union, weil er im letzten Herbste den Eckstein vom Governments-Gebäude gelegt hat.

Gr.: Eigentlich war ja der ganze Klimbim im letzten Herbste zu Ehren Deweys angestiftet. Aber der kam nicht. Vielleicht hatte er schon damals seine Anschläge auf die Präsidentschafts-Kandidatur gemacht und wollte mit McKinley nicht zusammen angejubelt werden.

Qu.: Aber desto größer wird der Jubel jetzt sein. Er kommt Ende dieses Monats bestimmt. Am 2. Mai wird die Drainage-Behörde dem Admiral ihren großen Graben zeigen. Bei dieser Gelegenheit soll auf besagtem Gewässer eine Art Flottenrevue inszenirt werden, für die man gegenwärtig mit Eifer nach geeigneten Fahrzeugen sucht.

Lehm.: Det wird aber Dewey spanisch vorkommen!

Qu.: Aber, wie so denn?

Lehm.: Na, er wird jlooben, die hölzernen Kasten der Spanier, wo er vor Manila zusammenjeschossen hat, sind von den Dodten wieder uffjestanden!

Qu.: Machen Sie sich immerhin lustig: so viel steht fest, aus den Planken der zusammengeschossenen spanischen Kriegsschiffe zimmert ihm eine dankbare Nation eine sichere Platform, auf der er, wie einst in heißer Schlacht auf der Kommando-Brücke der Olympia, einen herrlichen Sieg erringen wird.

Gr.: Na, warm genug werden sie es ihm schon machen. Wissen Sie, von welcher Partei er sich wird aufstellen lassen?

Qu.: Das ist ja vollständig nebensächlich! — Ein Dewey, gewählt von dieser Partei oder jener, wird immer der Patriot sein, dessen einziges Ziel der Ruhm und die Vergrößerung des Vaterlandes ist!

Gr.: Also mit anderen Worten: McKinley oder Dewey — ganz egal, wir steuern im Fahrwasser des Imperialismus.

Lehmann: Ick jloobe, den Imprialismus hat er von die Hohen-Zollern abjekuckt.

Det waren ooch bloß in die scheenen Zeiten det Raubritterthums jewöhnliche Strauchdiebe; aber sie wurden beriehmt wejen die „Hohen Zöller," die sie die reisende Kaufleite abjagten. Von 'n McKinley war ooch nich ville die Rede, bis mit seinem Tarif die Völker geschunden wurden. Nachher sind sie „von Jottes Inaden" Fürsten und Keenije jeworden; denn haben sie keene Juden mehr todtjeschlagen, denn haben sie janze Länder jestohlen, wat se in die moderne Jaunersprache „annektiren" nennen. Unser „Hoher Zoller" von der „Bestimmung Inaden" versticht sich hinter dieser und will jetzt ein Inselken nach det andere stehlen — det nennen se „Expansion." —

Kul.: Unser Mähr hat jetzt enoff von der Expenschen. In seiner Opinien sollten erst die Striehts gepäwht werden, bevor se die Rohds, wo das Kättel in die Kontrie rumläuft, mäkadamäsen.

Griesh.: Na, mit dem neuen Stadtrath wird er seinen schönsten Trubel haben. —

Leh.: Det stimmt. Erst schwören sie det Blaue von't Firnament, det se Nischt um 'n Parteijeist jeben wollen, und kaum sind se drinn in die jute Stube, denn caucassen se sich zu 'ne republikanische Majorität zusammen.

Griesh.: Aber eine Ausnahme gibt es doch. Einer hat doch sein Wort gehalten!

Kul.: Bloß Einer — änniehau ist das Bädenoff (Badenoch).

Alle: Au! Au Au!

Charlie (der Wirth): Na, von Eurer Spielerei werden die Boeren auch nicht fett werden, denn ich habe die beste Absicht, das Gas auszublasen, wenn Ihr nicht bald loslegt!

Gr.: Du solltest eigentlich auch was zum Fonds beitragen.

Charlie (der Wirth): Das will ich auch! — Jeder Cent, den Ihr heute Abend bei mir verzehrt, geht in die Kasse!

Alle: Bravo! — Bravissimo!

Leh.: Deine Hand, edler Jambrinus!

Gr.: Gasthaus! Bring die Karten!

Für die Küche.

— Suppe von jungen Erbsen. Die Erbsen läßt man, ohne sie zu waschen, in einem Stück zergangener Butter eine Weile schwitzen, sowie auch später, je nach der Portion der Suppe, 1—2 Löffel Mehl darin anziehen, doch muß solches weiß bleiben. Dann gießt man die nöthige Quantität Bouillon oder kochendes Wasser und etwas Fleischextrakt hinein, und wenn die Erbsen gar sind, Salz und gehackte Petersilie. Man koche Fleisch- oder Grießklöße darin, oder gebe in Butter geröstetes Weißbrod dazu.

— Fleischkuchen. Sechs hart gekochte Eier werden durchgeschnitten. Sechs Hälften lege man in eine gut ausgestrichene Form, streue etwas gehackte Petersilie darauf, lege einige Scheiben Kalbsbraten oder gekochten Schinken hinein und dann wieder Eier darauf. Zwischen jede Lage streue man Petersilie, Salz und Pfeffer. Ist die Form voll genug, gieße man Wasser hinein, bis die Masse bedeckt ist, lege 2 Unzen Butterstückchen darauf, binde die Form mit Papier und backe alles eine gute Stunde. Dann presse man den Kuchen fest, lasse ihn kalt werden und stürze ihn auf eine Schüssel.

— Viktoria-Pudding. 2 Stangen „Agar-Agar", in Ermangelung 2 Unzen Gelatine, 2½ Unzen Bisquitchen, ¼ Pfund halb gutgereinigte Sultanrosinen, halb Korinthen, oder statt derselben eingemachte, in Stückchen geschnittene Pfirsiche, Schale einer und Saft von 2 Zitronen, ½ Flasche Weißwein, ¼ Pfund Zucker, 10 Eidotter und 2 ganze Eier. „Agar-Agar" wird mit Wein, Gelatine mit Wasser aufgelöst. Der Wein wird mit gestoßenem Zucker, Eiern und Zitronen unter stetem Schlagen mit dem Schaumbesen aufgekocht, vom Feuer genommen und das aufgelöste Bindungsmittel nebst dem Eiweißschaum gut durchgerührt. Dann füllt man in die mit feinem Oel ausgestrichene Porzellanform die Hälfte der Crême, legt die Bisquitchen, in Maraschino getunkt, darüber hin, streut die Rosinen und Korinthen oder Pfirsiche darauf, bedeckt solches mit der Crême, stellt es zum Erstarren auf Eis oder an einen kalten Ort und gibt die Speise umgestürzt ohne Sauze zur Tafel.

— Soyers Frikadellen. ½ Pfund Brodkrumen wird in 1 Pint kaltem Wasser eingeweicht; dasselbe Gewicht von gebratenem oder gekochtem Fleisch, mit ein wenig Fett daran, wird feingehackt, und das Brot wird in einem sauberen Tuche fest ausgedrückt. In einer Kochpfanne stellt man alsdann 2 Unzen Butter mit einem Eßlöffel voll gehackten Zwiebeln auf das Feuer, läßt dies 2 Minuten braten, rührt es um und gibt das Brot dazu, läßt dies bei tüchtigem Rühren ziemlich trocken braten, worauf das Fleisch hinzu kommt. Man gibt dann noch 1 Theelöffel Salz, ½ Theelöffel Pfeffer, ein wenig geriebene Muskatnuß und Zitronenschale daran, läßt es recht heiß werden, und rührt 2 Eier dazu, eins nach dem andern, worauf man die Mischung zum Kaltwerden auf eine Schüssel thut. Nun nimmt man ein Stück davon, gibt ihm die Form eines kleinen Eies, drückt es etwas flach, wälzt es in geschlagenem Ei und dann in Brotkrumen, recht vorsichtig, damit es die Form behält, und verfährt so mit dem Rest. Dann erhitzt man ¼ Pfund Schmalz in einer Bratpfanne und die Frikadellen werden schön braun gebraten. Man servirt sie sehr heiß, mit einer Einfassung von Kartoffelbrei, auch beliebig mit einer pikanten Sauze. Obige Speise läßt sich mit irgend einer Sorte von Fleisch, Wild, Fisch und selbst von Gemüsen herstellen; harte Eier, Kartoffeln können in kleinem Quantum zugegeben werden, und man kann auch die Frikadellen wie Fettgebackenes mit mehr Fett zurichten; dann müßte man etwa 2 Pfund Schmalz gebrauchen. Auch Austern und Hummern in dieser Weise zubereitet, sind vorzüglich.

— Maiwein. Möglichst junger und frischer Waldmeister (in den Monaten April und Mai) vor der Blüthe wird sorgfältig ausgesucht, wobei die unteren Blätter und die unteren Theile der Stengel entfernt werden. Wenn man ihn nicht selbst gepflückt hat, wird er unmittelbar vor dem Gebrauch rasch in Wasser abgespült, dann, falls Kräuter in reichlicher Menge vorhanden sind, in ein Porzellan-Sieb gelegt und Zucker darüber gestreut. Soviel Flaschen Mosel- oder Rheinwein, als man Maitrank zu haben wünscht, werden nun durch das Porzellan-Sieb in eine Bowle gegossen, da von dem lieblich aromatischen Dufte des Waldmeisters der Wein hierdurch hinreichend Würze erhält. Das Getränk muß nach Geschmack mit Zucker nachgesüßt werden. Hat man nur wenig Waldmeister zur Verfügung, dann werden einige Bündel desselben mit den Spitzen der Kräuter an einem Faden in den Wein gehängt, doch muß dies mit Vorsicht geschehen, da sonst der Maiwein zu stark danach schmecken würde. Man kann, wenn es geliebt wird, der Länge nach in kleine Stücke zertheilte Apfelsinen ohne Kerne in die Bowle geben. Einige Tage hält sich der Maiwein in Flaschen gefüllt, wobei jedoch sorgfältig darauf zu achten ist, daß auch nicht das kleinste Stück Waldmeister mit in die Flasche kommt. Auch kann man Waldmeister mit einer Flasche Wein übergießen und in ihr 10—15 Minuten ausziehen lassen. Diesen Maitrankextrakt füllt man in Fläschchen und gibt von ihm nach Geschmack an die obige mit Zucker angesetzte Bowle. — In derselben Weise wie von Waldmeister bereitet man im Juli, August und September eine Bowle von Reseda, zu der man 15 frisch abgeschnittene Blüthenähren auf eine Flasche Wein mit ¼ Pfund Zucker rechnet und etwas länger in dem Wein ziehen läßt als den Waldmeister. — Wie Reseda wird auch die Marschall-Niel-Rose zur schönsten Bowle verwandt. Man läßt dazu 3 zerblätterte Rosen in einem Glas Wein ausziehen und seiht dies dann der fertigen Weinbowle zu.

Nach Paris.

Skizze von A. Gaber.

„Oh, nehmen Sie mich doch mit nach Paris!"

Sie beißt sich auf die Lippen. Fatal, daß ihr das entschlüpfen mußte! Das schickt sich noch wieder einmal so gar nicht!

Und er denkt: „Mitnehmen? Wie gern, wie herzlich gern, Du reizender Käfer, Du! Wenn Du nicht Else Grunert, das reiche Goldfischchen, die Tochter meines Chefs, kurz — meine zukünftige Frau wärest, sofort. Aber so?"

Sie stehen in einer stillen, jetzt menschenleeren Querstraße. Niemand beobachtet sie. Else hat sich soeben davon überzeugt. Das fehlte auch noch, daß sie Jemand bei dem Rendezvous überraschte. Himmel, das gäb' was! Und wenn's auch nur reiner Zufall war, der sie zusammengeführt — wer glaubt's?

„Adieu, Herr Weber. Wann geht's fort? Schon morgen Abend? Nun, da sind Sie wohl heute Abend nochmals bei uns? — Also — auf Wiedersehen!"

Ein kurzer, herzlicher Händedruck. Ehrerbietiges Lüften des spiegelblanken Zylinders seinerseits — sie neigt nochmals erröthend das feine Köpfchen mit den großen, dunklen Veilchenaugen.

Nun steht sie an der Ecke der Friedrichstraße, mitten im Getriebe des Mittagsverkehrs.

„Käthe!"

„Else — Du?"

Mit prüfendem Blick mustern sich die Mädchen halb neugierig, halb staunend. Als Kinder haben sie einst zusammen gespielt. Seitdem sind Jahre vergangen.

„Na, Else, wie geht's? Du bist wohl verlobt?"

„Ich? — Nein."

„So? Wer war denn der Herr, mit dem Du eben sprachst? Einen Bruder hattest Du doch nicht. —" Elses Stirn faltet sich. Wie peinlich — man lebt in Berlin doch gerade wie in der kleinen Stadt! „Das — war Herr Weber, ein Ingenieur, der erste technische Leiter in Papas Maschinenfabrik. Er geht morgen nach Paris, wir stellen dort aus." „So." In Käthes graue Augen tritt ein seltsames Licht; die feinen Nasenflügel beben leise, die Lippen zittern.

„Also nicht Dein Verlobter?"

„Nein."

„Aber — Dein ‚Zukünftiger' doch wohl!"

„Vielleicht! Und Du? Bist Du verheirathet?"

Käthe lacht spöttisch. „Fällt mir nicht ein! So dumm! Ich — bin in Stellung."

„Lehrerin?"

„Nein — Geschäftsdame, Kassirerin."

„Ach so!" Else blickt prüfend an der Freundin herauf und herab. Die schwarze, gesucht schlichte Toilette von tadellosem Sitz macht einen durchaus distinguirten Eindruck. Das leise Rauschen bei jedem Schritt der knapp chaussirten Füße — sie kennt es. Seidenfutter! Ganz wie sie selbst es liebt. Und doch empfindet sie, daß Käthe nicht ihren Kreisen angehört, sondern einer andern Sphäre — sie weiß es selbst nicht zu erklären, woher ihr das Gefühl kommt.

„Willst Du mich einmal besuchen?" fragte sie abschiednehmend.

„Gern. Vorläufig geht es aber nicht. Ich verreise morgen — nach Paris."

„Du auch?" O Gott, wieder so eine vorschnelle Bemerkung. Ist sie denn heute ihrer selbst nicht mächtig?

„Ja, ich auch." Käthe lächelt etwas moquant. „Und deshalb — auf Wiedersehen — später. Fährst Du nicht auch hin?"

„O ja, im Sommer jedenfalls. Mit — — Papa. Adieu!"

Käthe blickt ihr sinnend nach. Wer hätte gedacht, daß die kleine Else so niedlich werden würde? — Und den fröhlichen Hans wird sie heirathen! Natürlich, sie hat ja das Geld dazu. Bis dahin aber — — — Sie lacht leise vor sich hin. Dann sieht sie nach der Uhr. In einer halben Stunde muß sie wieder im Geschäft sein. Langsam geht sie weiter.

Else ist etwas verspätet nach Hause gekommen. Die vielerlei Besorgungen in der Stadt halten auf. Nun sitzt sie den Eltern bei der Mittagstafel gegenüber.

„Herr Weber ist heute Abend bei uns. Richte Dich danach, bitte. Er geht morgen nach Paris, um die Aufstellung der Maschinen zu überwachen." So sagt der Vater in kühlem, geschäftlichem Tone, und sie antwortet mit einem kurzen „Ja". — Ob er — Herr Weber — sich heute Abend erklären wird? Ihr Auge begegnet dem der Mutter — sie liest darin dieselbe Frage. Erregt erhebt sie sich, um den Eltern den Mokka zu kredenzen, wie es bei ihnen tägliche Gewohnheit ist.

Und der Abend kommt und geht vorüber, wie jeder andere. Das zitternde Mädchenherz hat umsonst geklopft. Und doch—bedarf es noch der Worte, wo ein einziger Blick genügt, die Frage auszusprechen und Antwort darauf zu geben? Hans Weber versteht sich auf Frauenwesen und Frauengunst. Hier ist er seiner Sache gewiß, das fühlt er. Abgesehen davon, daß ihn der Alte als ausnehmend tüchtige Kraft schätzt und zu halten sucht, schon um des Geschäftes willen, auch die Mutter ist auf seiner Seite. Und gar das Mädel! Die brennt ja lichterloh! Warum also die goldene Freiheit vorzeitig opfern, während man sie auf der Pariser Reise noch einmal so schön genießen kann? Wenn er zurück kommt, dann, ja dann mag's sein!

Er empfiehlt sich gegen zehn Uhr und läßt sich, eine Nachtdroschke benutzend, nochmals dem brausenden Lebensstrom zuführen, der ihn heute so mächtig lockt, mehr als sonst. Nun kommt ja noch der Abschiedsschoppen mit den Freunden dran!

In seinem „Stammlokal", einer in Mode gekommenen Bar, wird er bereits erwartet. Erwartet von einer ganzen Schaar junger, übermüthiger Gesellen und auch, heute ganz besonders, von Fräulein Käthchen. — Er wirft einen raschen Blick nach dem Buffet hinüber. Der baumlange Leutnant, der ihm sonst hier stets den Weg verschanzte, ist heute nicht da. Also Bahn frei. Das muß er ausnützen. Und wie niedlich sieht Käthe heut wieder aus!

„Auf Ihr Spezielles, Fräulein — zum letzten Male. Morgen fahre ich nach Paris!"

„Oh! Nehmen Sie mich doch mit."

Wie das klingt. So ganz, ganz anders als vor einigen Stunden aus Elses Munde. Oder scheint es ihm nur so, ist ihm der Wein schon zu Kopfe gestiegen?

"Well. Fräulein Käthchen, machen wir. Sie kommen mit. Morgen Abend elf Uhr Bahnhof Friedrichstraße, Wartesaal II. Klasse. Nicht viel Garderobe, aber — na, Sie wissen schon!"

„Weiß schon! Lauter Pariser Neuheiten, hoch chic."

„Nicht Pariser, Käthe, verstehst Du denn nicht, daß wir jetzt mit unserem Deutschthum imponiren müssen? Glaub mir, hat etwas chic und pli, so ist es "made in Germany!""

„Haha," lacht der kleine Sutten da belustigt, „drum sucht er sich auch ein „Mädel in Germany" und nimmt sie mit auf die Reise, denn die Pariserinnen —"

„Pst! bitte sehr! Keine faulen Witze!"

So geht es weiter. Und Käthe triumphirt. Erreicht! Sie macht sich keine Gedanken weiter darüber. Wie wird der blonde Leutnant, der Fredy, rasen, wenn er das hört! Warum war er auch heut nicht da! — Sie wollte eben mal nach Paris mitgenommen sein!

Und am folgenden Abend treffen sich die Beiden, wie verabredet, zur gemeinsamen Fahrt. —

Else verbringt die Nacht schlaflos. In ihren Ohren klingt das Lied, das sie vorhin gesungen:

„Nie darf weiter sich in's Land —
Lieb von Liebe wagen, als sich blühend
in der Hand läßt die Rose tragen!"

Und sie hört das Stampfen und Fauchen des dahinbrausenden D-Zuges, sie sieht die Wagen vorbeifliegen, und in einem Koupé II. Klasse sitzt Hans Weber. Allein? Ach, wenn sie das wüßte?!

Wollte nicht Käthe auch nach Paris, heute aber? Welch' seltsamer Zufall! Oder ist hier kein Zufall im Spiele, sondern ... Ach, wer kann ihr die Wahrheit sagen?

Und doch — die Beiden kennen sich ja gar nicht!

Nicht? Woher weiß sie das?

Wenn doch erst die nächsten vier Wochen vorbei wären?

Sie sind vorüber. Müde und abgespannt von der langen Fahrt, lehnt Hans Weber in den Polstern des Wagens und blickt auf das dahinfluthende Leben der Friedrichstadt, das gerade jetzt, in der späten Nachmittagsstunde, so rege ist. Es ist doch schön, das liebe Berlin!

Drüben auf dem Bürgersteige geht der lange Leutnant, der Fredy. An seinem Arme aber führte er ein liebliches, zartes Mädchen in duftiger Frühlingstoilette — Else Grunert!

Die Blicke der beiden jungen Mädchen begegneten sich.

Alfred von Weddern grüßte mit der Linken zum Freunde hinüber. Er trägt keinen Handschuh; ein Verlobungsring funkelt hell im Abendsonnenschein. Hans Weber greift sich an die Stirn.

Thor, der ich gewesen, dreifacher Thor!

Die flotte Käthe aber hat es vorgezogen, während des Ausstellungssemesters in Paris zu bleiben.

Louise Mühlbach an den Costenoble im Steckkissen.

Einen humorvollen Brief von Louise Mühlbach, der einst vielfach gelesenen Romanschriftstellerin, finden wir in der Denkschrift, die die Verlags-Buchhandlung von Hermann Costenoble in Jena zu ihrem 50jährigen Jubelfeste soeben herausgegeben hat. Die Costenobles, aus einer Hugenotten-Familie stammend, haben sich nach mehreren Umsiedlungen in Deutschland dauernd in Jena festgesetzt und Hermann Costenoble begründete in verhältnißmäßig jungen Jahren die weit und breit bekannte Verlagshandlung. Karl Gutzkow und Friedr. Gerstäcker haben der Jenaer Buchhandlung fast ihre sämmtlichen Werke anvertraut, Max Duncker, der Historiker, Balduin Möllhausen, Adolf Bastian, Richard Andree und viele andere Autoren von Bedeutung sind bei Costenoble in Jena erschienen. — Als im März 1867 dem jungen Ehepaare der erste Sohn geboren wurde, war unter seinen Taufpathen auch die damals schon einigermaßen im Abstieg ihrer Bedeutung befindliche Louise Mühlbach. Sie schrieb folgende nicht üble selbst-ironische Epistel:

„Mein lieber junger Herr! Sie sind nun bald ein erwachsener junger Herr, der aus dem Steckkissen sich herausgestrampelt hat, und es macht, wie ein zweiter Herkules, nämlich: Frauenkleider anlegt. Erlauben Sie mir, junger Herr, daß ich das Vergnügen habe, Ihnen für diese Maskerade des Lebens das erste Kleid zu senden. Denn da Sie Ihren Eltern und Freunden nun einmal das Vergnügen gemacht haben, in das Leben einzutreten, so müssen Sie bedenken, daß wir nicht in einer glücklichen Welt leben, von welcher Goethe sagt: „Und keine Kleider, keine Falten umhüllen den heiligen Leib" — sondern in einer Welt, in welcher man sehr viel Kleider und Falten trägt, und in der man zuletzt — je mehr man Erfahrungen macht — desto zugeknöpfter wird! Diese Zeit liegt Ihnen aber noch fern, junger Herr, und es wird noch lange, lange dauern, bis Sie mit zugeknöpfter Miene neben Costenoble Senior, Firma Costenoble & Sohn, am Pulte sitzen und sagen: „Papa, ich bin nicht dafür, daß wir noch ferner von der steinalten und veralteten Mühlbach Bücher verlegen! Sie ist so sehr altmodisch! Passons là-dessus! Doch, junger Herr, ich wünsche Sie in Firma Costenoble & Sohn am Pulte arbeiten zu sehen, und ich wünsche Ihnen, daß Sie ein tüchtiger, renommirter Verlagsbuchhändler, ein glücklicher Mensch und ein braver Mann wie Ihr Vater werden, und den Namen Ehre machen. Dann bleiben Sie Ihren Eltern und Freunden fleckenlos. — Aber, junger Herr, wenn Sie erst am Arbeitspult in Ihrer Firma sitzen, gedenken Sie Ihrer alten Freundin L. Mühlbach.

„Was kann sie dafür, daß sie dann siebenzig Jahre zum Mindesten alt ist? Berlin, den 15. März 1867."

Europäische Rundschau.

Provinz Brandenburg.

Berlin. Sein 60jähriges Dienstjubiläum beging der tapfere Führer der Blücherhusaren im Feldzuge 1870—71, General der Cavallerie z. D. Freiherr Ludwig v. Salmuth. — Der alte „Reichsglöckner" Joachim Gehlsen befindet sich im Moabiter Untersuchungsgefängnisse momentan in einer recht üblen Lage. Er ist fast gänzlich erblindet. Das rechte Auge ist schon seit langen Jahren gänzlich todt, auf dem linken Auge hat sich eine Abart des grauen Staares (Schichtstaar) gebildet. — Von Drillingen entbunden wurde die in der Alten Jakobstraße 1 wohnende Gattin des Kaufmanns Kohl. Die Drillinge sind sämmtlich Knaben und befinden sich sammt der Mutter verhältnißmäßig wohl. Das Kohl'sche Ehepaar ist seit acht Jahren verheirathet, hatte jedoch bisher den Kindersegen vergeblich erhofft, der sich nun so unerwartet reich einstellte. — Nach einem häuslichen Streit hat sich der 48 Jahre alte Privatbeamte Paul Mathies, Lychenerstr. 11, erhängt. — Durch einen Sturz schwer verunglückt ist der Maybachufer 17 wohnhafte Kaufmann Otto Cunno. Derselbe war im Waarenhaus von Jandorf thätig fiel durch einen Fehltritt so unglücklich von der Leiter, daß er sich eine schwere Gehirnerschütterung zuzog. — Aus Gram über den Tod seiner Frau hat sich der 50 Jahre alte Holzbildhauer Gustav Spranger aus der Danzigerstr. 9 erhängt.—Der hier stationirte Bremser den Stationen Neu-Strelitz und Neu-Brandenburg von einem Güterzuge ab und fiel so unglücklich, daß ihm die Räder des Zuges über Kopf, Hals und Beine gingen. Der Tod trat sofort ein.

Charlottenburg. Eine große Feuersbrunst hat die Kühlstein'sche Wagenbauanstalt zum Theil zerstört.

Frankfurt. Nach kurzem Krankenlager verschied im 82. Lebensjahre der Rentner Julius Eichenberg. Seit 1870 gehörte er der Stadtverordnetenversammlung an.

Grünau. Ein Opfer des letzten Schneesturmes ist der 56 Jahre alte Arbeiter Wolf von dem Gute Klingenberg geworden. Wolf wurde auf dem Felde vom Schnee eingeweht und ist dann erfroren.

Provinz Ostpreußen.

Allenstein. An den Folgen eines Unfalles ist der Tischlermeister Josef Lorkowski verschieden. Er war besonders durch seine für eine Anzahl katholischer Kirchen hergestellten, im gothischen Stil gehaltenen Altäre und andere Holzarbeiten bekannt.

Barten. Der Arbeiter Glang aus dem nahen Meistersfelde war in Standau mit dem Fällen eines Baumes beschäftigt; der fallende Baum traf ihn so unglücklich, daß der Tod auf der Stelle eintrat. Glang stand im Alter von 46 Jahren; er hinterläßt eine Wittwe nebst zwei unerzogenen Kindern.

Bischofsburg. Kreisbaumeister Karl Rathke, der 25 Jahre in dieser Eigentschaft thätig war, ist einem Herzschlage erlegen.

Dumbeln. Zwei Kinder im Alter von 4 und 2 Jahren der Familie Schulz sind in Abwesenheit der Eltern verbrannt. Die Kinder hatten mit Zündhölzchen gespielt, wobei die Kleider Feuer fingen.

Provinz Westpreußen.

Danzig. Rangirer Brunke gerieth auf dem Bahnhof Olivaer Thor beim Rangiren zwischen die Puffer zweier zu verkuppelnden Fahrzeuge; es wurde ihm hierbei der rechte Arm zerquetscht.

Dt. Eylau. Von einem jähen Tode wurde der Hoboist und Sergeant vom Feld-Artillerie-Regiment No. 35, Kühmstedt, ereilt. Bei einer Hochzeitsfeierlichkeit in Zielonka traf ihn mitten in aller Fröhlichkeit ein Herzschlag.

Dirschau. Die Köchin des Gutsbesitzers Enß-Abbau Dirschau, Emilie Wuttkowski, wurde in Haft genommen, da sie dringend verdächtig erscheint, ihr neugeborenes Kind gleich nach der Geburt getödtet zu haben.

Schlochau. Der 19jährige Schuhmachergeselle Rost wurde nahe dem Wege auf einer Wiese in Buschwinkel (Abbau Schlochau) als Leiche aufgefunden. Er war bei der großen Kälte im Schneesturm erfroren.

Schönsee. Bei einer Polterabendfeier warf der siebenjährige Sohn des Arbeiters Lewandowski dem Brautpaare eine alte Pfanne gegen die Thür. Die hierüber erregte Mutter der Braut verfolgte den Jungen und traf an Stelle des ausweichenden Attentäters dessen fünfjährige Schwester mit der Pfanne so unglücklich an den Kopf, daß wenig Hoffnung besteht, das Kind am Leben zu erhalten.

Provinz Pommern.

Stettin. Seiner Verletzung erlegen ist im Krankenhause der Schreiber Peter Klein, der sich auf dem Flur eines Hauses am Kohlmarkt in selbstmörderischer Absicht mit einem Revolver in die rechte Schläfe schoß.

Bublitz. Eine der angesehensten Persönlichkeiten von Bublitz, der Buchbindermeister, Glasermeister, Buchhändler und Photograph Fr. Kolterjahn ist der Influenza mit nachfolgender Lungenentzündung im 71. Lebensjahre erlegen. Lange Jahre Stadtverordneter, zuletzt Rathsherr, hat der überaus thätige und fleißige Geschäftsmann in seinen vielen Ehrenämtern der Stadt Bublitz seine Kräfte gewidmet.

Denzig. Wegen Kindsmords erfolgte die Verhaftung der Wirthschafterin Martha Weise; dieselbe hatte ihr neugeborenes Kind in den glühenden Ofen geworfen.

Greifswald. Prof. Dr. Heinrich Limpricht, der Director des chemischen Instituts unserer Universität, feierte sein 50jähriges Doktorjubiläum.

Grimmen. Der Nachlaß des suspendirten durchgebrannten Landraths Osterroth ist im Wege der Zwangsversteigerung verkauft worden.

Koeslin. Der frühere Stadtrath Rentier Karl Bahr beging sein 50jähriges Bürgerjubiläum. Demnächst begeht er mit seiner treuen Lebensgefährtin das Fest der goldenen Hochzeit.

Nörenburg. Die Wittwe Hartmann wurde in ihrer Wohnung an Kohlendunst erstickt aufgefunden. Die Ofenklappe war zu früh geschlossen worden.

Neustettin. Verhaftet wurde der in der Cösliner Straße wohnende Schuhmacher Mellenthin, der sich an seiner noch nicht 10 Jahren alten Tochter vergangen hat.

Pasewalk. Auf eine 25jährige Dienstzeit kann der Zahlmeister Radtke im hiesigen Kürassier-Regiment zurückblicken.

Prov. Schleswig-Holstein.

Altona. Kurz vor der Vollendung seines 99. Lebensjahres starb der bekannte Schiffsbauer Peter Brandt auf Neuhof.

Apenrade. An den Folgen eines Schlaganfalles starb der Senator Paul Davidson in seinem 67. Lebensjahre.

Börm. Durch Erhängen machte der 20jährige Sohn des Landmannes Block seinem Leben ein Ende.

Eckernförde. Dem seit mehreren Jahren an der hiesigen Baugewerkschule angestellten Oberlehrer Ramm ist vom Minister des Handels und Gewerbes der Professortitel verliehen worden.

Elmshorn. In der Fabrik von M. S. Junge hierselbst gerieth der Arbeiter Kaikis mit dem Arm in die Maschine, wobei die Knochen blos gelegt und gebrochen wurden.

Neumünster. Eine in Stadt und Umgebung bekannte Persönlichkeit, der frühere Gastwirth Mordhorst zu Brookenlande, fiel plötzlich vor seinem Hause hin und war, als man hinzukam, bereits eine Leiche; ein Herzschlag hatte ihn getroffen.

Schlüp. Feuer zerstörte das von dem Maler Hinck bewohnte Anwesen.

Scherrebek. Hier starb dieser Tage der in weiten Kreisen bekannte Bauunternehmer Husen, ein Freiheitskämpfer von 1848—51.

Süderbrarup. Bäckermeister Nissen, der seit einiger Zeit ein Liebesverhältniß mit der jugendlichen Tochter des Bierverlegers Erichsen unterhielt, hat sich vor der Thür zur Wohnung seiner Braut erschossen.

Provinz Schlesien.

Breslau. Von den beiden Burschen, welche unter dem Verdachte, am 19. Januar d. J. den Privatwächter Wilhelm Püschel an der Ohlauer Chaussee ermordet zu haben, verhaftet wurden, hat sich der Schlosser Paul Schlate in seiner Zelle erhängt.

Bolkenhain. Unser früherer Mitbürger, der jetzige Rentier Spohrmann in Breslau, früher Inhaber der hiesigen bekannten Weinhandlung, beging seinen 99. Geburtstag.

Liegnitz. Porzellanhändler Ernst Seidel, Ring 58 wohnhaft, feierte mit seiner Gattin das Fest der goldenen Hochzeit. — Sein fünfzigjähriges Jubiläum als Arzt beging unser alter Mitbürger Glogner. Der Jubilar ist 78 Jahre alt.

Lüben. Wegen Mißhandlung von Untergebenen ist der Sergeant Seidel vom hiesigen Dragoner-Regiment kriegsgerichtlich zu 9 Monaten Festung verurtheilt und durch einen Vicewachtmeister zur Verbüßung seiner Strafe nach Neisse überführt worden.

Striegau. Weberstraße 13, in der Wohnung der Molkereiarbeiter Springer'schen Eheleute, brach Feuer aus, wobei ein dreivierteljähriges Pflegekind der Genannten durch Ersticken seinen Tod fand, während ein eigenes Kind der Eheleute von fast gleichem Alter schwere Brandwunden erlitt.

Provinz Posen.

Bromberg. In Transvaal ist ein junger Bromberger, der Elektriker Adolf Pomplum, gestorben. Er ging 1897 nach Transvaal und war Ingenieur in einer Goldwäscherei. Pomplum untersuchte mit seinen Gehilfen die Beleuchtungsanlage, kam dabei unglücklicherweise mit dem Kopfe einem elektrischen Leitungsdraht zu nahe und war sofort todt.

Gnesen. Landgerichtsrath Molle ist in der Irrenanstalt Dztekanka gestorben. Der Verstorbene war eine Reihe von Jahren als Richter am hiesigen Landgericht thätig, bis er im Herbst 1897 von einer unheilbaren Geisteskrankheit befallen wurde.

Inowraclaw. Rechnungsrath Lüdtke feierte sein 50jähriges Dienstjubiläum.

Kosten. Gestorben ist der 76 Jahre alte Rentier Anton Laurentowski, der lange Jahre hindurch verschiedene städtische Ehrenämter verwaltete.

Provinz Sachsen.

Erfurt. In einem hiesigen Hotel wurde der Techniker Wilhelm Ludwig aus Schmiedefeld verhaftet. Ludwig soll sich hier mehreren Maurermeistern gegenüber Betrügereien schuldig gemacht haben.

Frömmstadt. Das Augenlicht gänzlich verloren hat der 20jährige Landwirth Karl Gering, welcher in der Neujahrsnacht gelegentlich eines harmlosen Scherzes von einem aus dem Fenster sehenden Frauenzimmer mittels Schwefelsäure übergossen wurde. Alle Kunst der Aerzte konnte das Augenlicht nicht erhalten.

Genthin. Der 21jährige Sohn der Jenrich'schen Familie im nahen Dorfe Wust stürzte bei einer Radtour so unglücklich von seiner Maschine, daß er sich einen Schädelbruch zuzog, der seinen Tod zur Folge hatte.

Halle a. S. Stadtschulrath Dr. Krähe, seit 1884 Mitglied des Magistrats und Leiter des städtischen Schulwesens, ist gestorben.

Kelbra. Einen schnellen Tod fand der Fleischermeister Dienemann. Bei dem Ausarbeiten von Fleischstücken glitt ihm das scharfe Messer ab und fuhr ihm in ein Bein, dort die Schlagader durchtrennend. Obgleich sofort ärztliche Hülfe zur Stelle war, trat infolge des großen Blutverlustes der Tod ein.

Provinz Hannover.

Hannover. Der 50-jährige Arbeiter Thomas Baur, Mathildenstr. 4 in Linden, hat sich mit einem Rasirmesser den Hals abgeschnitten. Ein schweres Magenleiden ist die Ursache zu dieser That. Der Selbstmörder hinterläßt eine Familie. — Selbstmord verübte in seiner Wohnung der Handelsmann Franz Gaunert, der für ein Magdeburger Geschäft reiste. Er soll die That wegen verschmähter Liebe begangen haben.

Papenburg. Während des Gottesdienstes in der St. Antoniuskirche stürzte der Gastwirth Timmermann von hier infolge eines Schlaganfalles plötzlich nieder. Er starb bald darauf in der Sakristei, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben.

Zeven. In der Königlichen Oberförsterei brach Nachts ein Brand aus, der rasch um sich griff und in wenigen Stunden das ganze Gebäude, einen schönen Fachwerkbau, in Asche legte.

Provinz Westfalen.

Dortmund. Ausgewiesen sind von hier die galizischen Kaufleute Joel Senft und Ksiel Gegal, sowie Schreier und Friedhaber sammt ihren Gehilfen, zusammen 15 Personen. Zur Abwicklung ihrer laufenden Geschäfte sind ihnen noch 3 Monate Frist zugestanden. Sie überschwemmten die Gegend durch ihre Kolporteure mit allerlei billigen Ramschwaaren.

Eckesey. Den Tod in den Fluthen der Volme fand der 5-jährige Sohn des Fabrikarbeiters Jaschinsky. Das Kind hatte am Wasser gespielt und war dabei hineingestürzt.

Halle. Rektor Kortum, der vor einigen Tagen durch einen Sturz verunglückte, ist seinen Leiden erlegen. Er starb infolge Herzlähmung.

Lugde. Landbriefträger Stumpe beging sein 40-jähriges Dienstjubiläum.

Lüdinghausen. Aus der hochangeschwollenen Stever zog man den Hausirer August Annte aus Oberraden als Leiche heraus. Seinen Korb mit Verkaufsartikeln hatte der Ertrunkene noch im Arm.

Rheinprovinz.

Köln. Die Kölner Strafkammer verurtheilte den berüchtigten Einbrecher Pierre Brisakier aus Paris zu 5 Jahren Zuchthaus. Brisakier reiste mit zwei Complicen und bestahl hauptsächlich die zwischen Köln und Frankfurt verkehrenden D-Züge. Die Complicen stiegen auf den Zwischenstationen aus und brachten den Raub in Sicherheit.

Aachen. Der Stadtverordnete Justizrath Wachendorf ist gestorben,

Bonn. Professor Dr. Karl v. Mosengeil ist im Alter von 60 Jahren gestorben.

Deutz. Der Silospeicher der Dampfmühle von Leysieffer und Lietzmann ist ein Raub der Flammen geworden; 20,000 Sack Weizen verbrannten.

Düsseldorf. In der hiesigen Infanteriekaserne erschoß sich der frühere Einjährige, jetzige Zahlmeister-Aspirant Nimbs. Er war die Fastnachtstage mit drei Tagen Mittelarrest bestraft worden; das war der Grund der unseligen That.

München-Gladbach. Der Tagelöhner August Mentsches, welcher im December seinen eigenen Vater erstochen hatte, wurde vom Schwurgerichte zu zehn Jahren Zuchthaus und fünfjährigem Ehrenverlust verurtheilt.

Provinz Hessen-Nassau.

Kassel. Ein Sohn des Landessecretärs Nassau hierselbst ist in den Reihen der Boeren gefallen.

Dalherda. Das 4-jährige Söhnchen des Holzarbeiters Wilhelm Barth stieß sich ein Brotmesser in den Unterleib, so daß die Gedärme heraustraten. Das Kind wurde dem Landeskrankenhaus in Fulda überwiesen; die dort vorgenommene Operation nahm einen günstigen Verlauf.

Frankfurt. Im benachbarten Kleinkrotzenburg zerstückelte die ledige Cigarrenarbeiterin Abt ihr neugeborenes Kind und vergrub es. Die Thäterin wurde verhaftet.

Hanau. Auf traurige Weise kam das 7-jährige Söhnchen des in der Herrngasse wohnenden Eisenbahn-Telegraphisten Dern um's Leben. Das Kind spielte mit seinem kleinen Schwesterchen in dem an den Stadtgraben grenzenden Garten, als das Mädchen plötzlich den Eltern mittheilte, ihr Brüderchen sei in's Wasser gefallen. Man eilte sofort zur Unglücksstelle, aber erst nach längerem Suchen fand man das Kind als Leiche am Rechen der Kanalthor-Mühle.

Mitteld. Staaten.

Altenburg. Der Weinhändler Louis Löhe, der sich des betrügerischen Bankerotts schuldig gemacht hatte und dann flüchtig geworden war, ist in der Schweiz angehalten und verhaftet worden.

Braunschweig. An den Folgen der Influenza (Lungenentzündung) ist der herzogl. Musikdirector Glindemann verschieden.

Caselwitz. Das Bauerngut des Besitzers Schaub ist durch Feuer vollständig zerstört worden.

Dessau. Auf der Kaiserstraße wurde der taubstumme Schneidermeister Elze von einem Straßenbahnwagen überfahren und derart verletzt, daß das rechte Bein amputirt werden mußte. — Das Opfer einer Messerstecherei ist der Arbeiter Stein geworden. Mit lebensgefährlichen Verletzungen mußte er nach dem Krankenhause gebracht werden. Der Messerheld wurde in der Person des Arbeiters Rogge ermittelt und verhaftet.

Dietharz. Die Stockfabrik von Karl Kaysner und Comp. ist niedergebrannt; das Maschinenhaus sowie eine Scheune mit Sägewerk ist, da die Feuerwehren von Dietharz und Tambach sehr rasch und kräftig eingriffen, gerettet worden. Das Feuer ist Nachts aufgegangen und griff so rasch um sich, daß der Besitzer und seine Familie nur mit Mühe das Leben retten konnten.

Schmölln. Der frühere Sparkassen-Kassirer Baumann, 1863 zu Dresden geboren, der im December v. J. seines Amtes entsetzt wurde, da verschiedene Vorkommnisse in der Geschäftsführung und sein Lebenswandel den Behörden das Vertrauen zu ihm nahmen, hat sich, wie sich jetzt herausstellt, verschiedener betrügerischer Handlungen schuldig gemacht, durch die unsere Sparkasse um ca. 11,000 Mark geschädigt worden ist. Baumann ist flüchtig; er wird steckbrieflich verfolgt.

Sachsen.

Dresden. Nach schwerer Krankheit starb der Wirkl. Geh. Rath königl. Kämmerer, Oberceremonienmeister und funktionirender Oberkammerherr Gustav v. Metzsch-Riechenbach. — Ein Proceß gegen den Gärtnerei-Besitzer und vormaligen Gemeinde-Vorstand Ernst Eduard Deberitz aus Röderau, der wegen Verbrechens im Amte, schwerer Urkundenfälschung und Unterschlagung angeklagt war, endete mit der Verurtheilung des Angeklagten zu 1½ Jahren Gefängniß.

Adorf. Tödtlich verunglückt ist der Hotelkutscher Bauer dadurch, daß er von der auf die Seite schlagenden Wagendeichsel am Kopfe getroffen und an eine Wand geschleudert wurde.

Blauenthal. Der 18 Jahre alte Sohn des Straßenwärters Häckers aus Sosa ertrank hier in einem Teich beim Schlittschuhlaufen.

Burkersdorf. Die Restauration und Bäckerei von Leistner ist vollständig niedergebrannt.

Chemnitz. Im Schloßteiche wurde die 30 Jahre alte Frau Klara Helene Petzold todt aufgefunden.

Reichenbach i. V. Aus Furcht vor Strafe sprang der 8 Jahre alte Knabe Rosenbaum in den Oberreichenbacher Gemeindeteich und fand darin den Tod. Seine Kleider hatte das unglückliche Kind vorher am Ufer abgelegt.

Riesa. Beim Rangiren auf dem Bahnhof wurde der 19 Jahre alte Wagenrücker Oswald Richard Vogel aus Boberson tödtlich überfahren.

Roßwein. Von einem niedergehenden Steinblock ist in einem Steinbruch des Königl. Forstreviers der Waldarbeiter Friedrich August Feldmann aus Schmalbach erschlagen worden.

Scheibenberg. Das von 6 Familien bewohnte Haus des Bäckermeisters Meyer ging theilweise in Flammen auf.

Hessen-Darmstadt.

Darmstadt. Der Präsident des Oberlandesgerichts, Herr Friedrich Conradi, ein geborener Alzeyer, feierte sein 50-jähriges Dienstjubiläum.

Alzey. Nach längerem Leiden verstarb Geh. Regierungsrath Karl Wolf, Kreisrath i. P., im Alter von 77 Jahren.

Babenhausen. Unweit der Stadt zog man den seit einiger Zeit vermißt gewesenen 31 Jahre alten Müllergesellen Jacob Kurz aus Stockach als Leiche aus der Gersprenz.

Bensheim. Beim Rangiren fand der 53 Jahre alte Bahnwärter Josef Groß den Tod.

Ober-Schmitten. Nachts sprang die geistesgestörte Katharine Mandel aus dem Fenster ihrer Wohnung in unangekleidetem Zustande und ertränkte sich in der unmittelbar an ihrer Behausung vorbeifließenden hochangeschwollenen Nidda.

Reimerod. Bei der Bürgermeisterwahl wurde der seitherige Bürgermeister Rahn einstimmig wiedergewählt.

Bayern.

München. Der vormalige bürgerliche Magistratsrath Franz Xaver Riezler, Bildhauer und Kunstanstaltsbesitzer, ist gestorben. Er war im December 1838 geboren und gehörte vom 20. Mai 1886 bis Ende 1887 dem Magistratscollegium an. — Der 53-jährige Hausbesitzer Thomas Lippmann hat sich vergiftet. Financielle Schwierigkeiten und ein längeres Leiden scheinen den Mann, der den Feldzug von 1870—71 mitgemacht hatte, zu dem unseligen Schritte veranlaßt zu haben.

Ansbach. Nachts hat sich die Frau des hiesigen Weinwirthes Wedel in geistiger Umnachtung von dem obersten Boden des Hauses auf das Pflaster herabgestürzt und war sofort todt.

Bad Tölz. Der in alpinen Kreisen sehr bekannte Kaminkehrermeister Paul Gmeiner ist im 68. Lebensjahre verstorben.

Bamberg. Ein Soldat des 5. Infanterie-Regiments Namens Bayerl lehnte an der Verschlußblende eines im Fahren begriffenen Motorwagens; als eine Kurve umfahren wurde, öffnete sich die Blende und der Soldat stürzte rücklings auf das Straßenpflaster. Er erlitt lebensgefährliche Verletzungen.

Bayreuth. Der Landtagsabgeordnete Dr. Casselmann, früher Reichstagsabgeordneter für Bayreuth-Munsiedel-Berneck, hat die einstimmig erfolgte Wahl zum Bürgermeister von Bayreuth angenommen. Das Landtagsmandat wird er beibehalten.

Gemünden. Gefunden wurde in der Sinn in der Nähe der Kesselmühle bei Mittelsinn die Leiche der seit mehreren Tagen vermißten Frau Margaretha Ulrich, die infolge geistiger Störung in den Tod ging.

Grafenau. Hier ist der Häusler Mieß von Bärnstein verunglückt. Beim Rohrlegen in der Papierfabrik Elsenthal versagte eine Winde und das etwa 40 Centner schwere Rohr fiel dem Mieß auf die Hand, wodurch diese total zerquetscht wurde. Mieß ist verheirathet und Vater von 8 Kindern.

Hauzenberg. Dem beim Gastwirth Pilsl mit Futterschneiden beschäftigten Taglöhner Alois Zillner begegnete das Unglück, daß er mit der rechten Hand in die Maschine gerieth. Bis von dem mitarbeitenden Arbeitgeber die Maschine abgestellt werden konnte, war die Hand in 17 Stücke zerschnitten.

Straubing. Der Maurer Schuster gerieth mit seinem ledigen Schlafgänger, dem Maurer Xaver Kraus wegen der Frau des Schusters in ein Handgemenge und versetzte dem Kraus drei Stiche, zwei in den Oberschenkel und einen in den rechten Vorderarm. Letzterer durchschnitt die Schlagader. Der Thäter wurde verhaftet.

Würzburg. Rentamtsofficiant Holzinger von Hammelburg wurde wegen Unterschlagungen an den Rentämtern Hammelburg und Werneck vom Schwurgericht zu 1½ Jahren Gefängniß verurtheilt. Seine Frau hat sich aus Gram kürzlich in der Saale ertränkt.

Württemberg.

Stuttgart. Professor A. Müller-Palm, als Schriftsteller in weiten Kreisen bekannt, beging zugleich mit seinem 60. Geburtstag sein 25-jähriges Jubiläum als Chefredacteur des „Neuen Tagblatts". — Bei bester Gesundheit trat Frau Friederike Heller, die älteste Einwohnerin Stuttgarts, in ihr 100. Lebensjahr ein. — Die Influenza herrscht hier gegenwärtig in außerordentlichem Maße. In einer Woche wurden allein bei der Ortskrankenkasse über 500 neue Erkrankungen angezeigt. Auch auffallend zahlreiche Fälle von plötzlichen Geistesstörungen sind in jüngster Zeit hier vorgekommen.

Berlichingen. Beim Bahnbau ereignete sich ein schwerer Unglücksfall. Der etwa 18-jährige Arbeiter Maier von hier wurde von einer herabstürzenden Erdmasse derart getroffen, daß er sofort eine Leiche war. Vor einigen Jahren ertrank ein 12-jähriger Sohn derselben Familie.

Biberach. Der Rektor der hiesigen Realanstalt, Max Rapp, ist im Alter von 49 Jahren gestorben. Er war ein eifriger Förderer der gewerblichen Fortbildungsschule und des Gewerbevereins.

Dettingen. Bis auf den Grund niedergebrannt ist das Anwesen des Bäckers Hartmann.

Ditzingen. Schultheiß Stähle dahier beging sein 25-jähriges Amtsjubiläum, welcher Tag seitens der Gemeinde festlich begangen wurde.

Forchtenberg. Bei der Stadtschultheißenwahl wurde Verwaltungscandidat Bartolomä, Stuttgart, welcher früher in Forchtenberg Stadtschultheißenamtsassistent war, gewählt. Stadtschultheißenamtsassistent Wirth erhielt nur zwei Stimmen weniger.

Wurmberg. Binnen ganz kurzer Zeit hat es neulich Nachts hier zum vierten Male gebrannt, und zwar ging das von Georg Jourdan und Wittwe Söhnle bewohnte Doppelwohnhaus in Flammen auf. Der Knabe Jacob Eilenhardt ist als der muthmaßliche Urheber der letzten Brände verhaftet und nach Maulbronn eingeliefert worden.

Warthausen. Eine Felswand stürzte Nachts auf das Haus des Bauführers Kolisch, das größtentheils zertrümmert wurde. Die Bewohner lagen in tiefem Schlaf, glücklicherweise wurde Niemand erheblich verletzt, doch konnten die Bewohner nur nach angestrengter Arbeit befreit werden.

Baden.

Karlsruhe. Der 32 Jahre alte Kunstmaler Julius Pfannkuch aus Glasgow hat sich erschossen. — Das 15jährige Töchterchen des Rechnungsraths Jäger, das mit seinen beiden älteren Schwestern über das Schienengeleise der Pferdebahn springen wollte, wurde von den Pferden erfaßt und von dem Wagen überfahren, sodaß der Tod auf dem Wege zum Krankenhaus eintrat.

Bietigheim. Eine Anzahl Burschen machte sich das seltsame Vergnügen, im Oberwald im Freien bei einem Faß Bier den Faschingsmontag Nachts zu beenden; daß das Feuer nicht dabei fehlen durfte, ist selbstverständlich, und so kam es, daß der Schleifer J. Ganz, während seine Freunde schliefen, in seinem Rausch dem Feuer zu nahe kam und sich so erhebliche Brandwunden zuzog, daß er schwer darniederliegt.

Bräunlingen. Hofbauer Josef Eisele vom Waldhausershof gerieth hier im „Adler" mit seinem Bruder Franz, Gauchachmüller in Dittishausen, in Streit. Hierbei schlug Franz dem Josef mit dem dicken Ende des Peitschenstockes derart in's Gesicht, daß das Nasenbein brach und ein Auge auslief.

Bretten. Taglöhner Christian Schall wurde unter dem Verdacht der Blutschande, begangen an seiner 15jährigen Tochter in's hiesige Amtsgefängniß eingeliefert.

Donaueschingen. Der 44 Jahre alte Farrenwärter Conrad Sulzmann wurde von einem wildgewordenen Farren an die Futterkrippe gedrückt, wodurch Sulzmann so schwere Verletzungen erlitt, daß der Tod in einer Viertelstunde eintrat.

Reichenbach. Der verheirathete 41 Jahre alte Zimmermann Andreas Suhm war im Zinken Schwärzenbach am Abreißen eines alten Gebäudes beschäftigt und fiel plötzlich auf die Scheuertenne herab. Er blieb bewußtlos liegen und starb am anderen Morgen.

Rastatt. Nachts brannte die alte Mühle an der Straße nach der Niederbühl ab. Dieselbe war Eigenthum von der Fabrik Grammelspacher. Im 2. Stock wohnte Werkmeister Schwab mit einer zahlreichen Familie, welche kaum ihr Leben retten konnte.

Rheinpfalz.

Gobramstein. Der etwa 73 Jahre alte Peter Keßler 1. hat sich in seinem Zimmer erhängt.

Haschbach. Völlig niedergebrannt ist das Anwesen des Ackerers Natter. — Der Sohn der Wittwe Litzmann hier wurde im Melaphier-Steinbruche der Wittwe Braun (Speyer) von einer herabfallenden Felsmasse total verschüttet, sodaß der Unglückliche schwer verletzt worden ist.

Hirschthal. Ein Schneidergeselle aus Lembach im Elsaß gerieth mit zwei hiesigen Burschen Namens Johann Jakob Hirsch und Adam Serbine in Streit und feuerte auf seine Gegner drei Revolverschüsse ab. Zwei Schüsse gingen fehl, der dritte traf den Hirsch in die Brust. Der Thäter entkam. Die Verletzung Hirsch's ist schwer.

Kaiserslautern. Erhängt hat sich der Schreiner Heinrich Kraus, 36 Jahre alt. Kraus, ein gesunder, kräftiger, aber absolut lüderlicher Mensch, hatte sich schon öfter das Leben zu nehmen versucht, schon per Strick und Revolver.

Elsaß-Lothringen.

Metz. Im Vororte Queuleu wurde die Gattin des Majors und Bataillonscommandeurs Junk vom Infanterie-Regiment No. 130, als sie sich eben zum Frühstück hinsetzen wollte, vom Herzschlag getroffen und blieb auf der Stelle todt. — Der Realschullehrer Simon Herrmann, der erste Metzer Lehrer, der nach dem französischen Kriege in deutsche Dienste trat, ist im Alter von 69 Jahren gestorben.

Straßburg. Der hervorragende Mathematiker Elwin Benno Christoffel ist im Alter von 70 Jahren gestorben. Er gehörte bis zum Jahre 1894 dem Lehrkörper der Kaiser-Wilhelm-Universität an.

Diedenhofen. Im hiesigen Hospital starb der Buchhalter G. Schmidt aus Metz, der in Gros-Hettingen von einem Zuge überfahren worden war.

Mecklenburg.

Schwerin. Im Alter von 89 Jahren ist Pastor emer. Wilhelm Bierstedt an Altersschwäche gestorben. Seit 1877 lebte er im Ruhestande.

Lübz. Wegen Verdachtes der Brandstiftung wurde der Büdener Schröder-Benzin, dessen Gebäude abgebrannt sind, in Haft genommen und in das hiesige Amtsgerichts-Gebäude eingeliefert.

Lübtheen. Der 73 Jahre alte Zimmermann Lau wurde beim Fällen eines Baumes von diesem so unglücklich getroffen, daß alsbald der Tod eintrat.

Neukloster. Einen schweren Unfall erlitt der Bäcker Kirschenstein dadurch, daß der Holzstapel, bei welchem er und sein Meister beschäftigt waren, auf ihn fiel. Sehr schwer verletzt wurde er unter dem Holz hervorgeholt.

Oldenburg.

Oldenburg. Der Landgerichtsdirector beim Landgerichte Lübeck Julius Wemer ist dort an einer Magenerkrankung verstorben. Wemer, früher Amtsrichter in Ahrensböck, war darauf lange Jahre als Rath am Oldenburger Landgericht angestellt.

Groß-Parin. Hier starb die Wittwe Stiegemann in dem seltenen Alter von 92 Jahren. Die Verstorbene war bis an ihr Ende geistig frisch; sie ist nie krank gewesen.

Jever. Aus dem hiesigen Gefängniß entsprungen ist der Dienstknecht Wessels, welcher in Sittenstede aus Eifersucht auf seine Braut zwei Revolverschüsse abfeuerte und sich dieserhalb in Untersuchungshaft befand. Vorher hat er dem Gefängnißwärter Wilkens mittels eines Zinkeimers einen Schlag auf den Kopf versetzt, damit Wilkens ihn nicht verfolgen konnte. Wilkens, der schwer verletzt ist, mußte in das Sophienstift geschafft werden.

Freie Städte.

Hamburg. Dr. med. Simon Eduard Brauer, Stabsarzt a. D. des vormaligen Hamburgischen Bundes-Contingents, ist im Alter von 72 Jahren nach kurzen Leiden verschieden. — Georg Heinrich Wehber, Seniorchef der Groß-Weinfirma G. H. Wehber & Co. an der Catharinenstraße, ist im 68. Lebensjahre verschieden. — In Nervi (Italien), wo er zur Kur weilte, starb infolge Herzschlags Sanitätsrath Dr. Arnold Schetelig. — Von einem Abfuhrwagen ist der Arbeiter Puschmann in der Borgeschstraße überfahren und sofort getödtet worden. — Der 12 Jahre alte Schulknabe Johs. Bellman stürzte bei der Fischhalle in die Elbe und ertrank vor den Augen seiner Eltern. Rettungsversuche erwiesen sich als vergeblich. — Erschossen hat sich der in der Thalstraße, St. Pauli, wohnhaft gewesene Reisende Wilhelm Heine. — Der an der Greifswalderstraße wohnende Malermeister Zwiebel gerieth mit seiner Frau in Streit und verließ dann das Haus mit der Drohung, daß er sich das Leben nehmen werde. Einige Stunden später fand man ihn beim Ohlsdorfer Friedhof erschossen vor.

Bremen. Bernhard Schier, eine besonders in Musikkreisen allgemein bekannte und beliebte Persönlichkeit, ist an Herzlähmung verschieden. Der Verstorbene, der 68 Jahre alt geworden ist, war ein geborener Bremer. — Das dem Landmann und Wirth A. Kropp gehörige Anwesen zur „Munte", bestehend aus Wohnhaus, Stall und Scheune, ist total niedergebrannt.

Schweiz.

Aegerten. Der 17jährige Sohn des hiesigen Wirthes v. Dach wollte Stroh vom Söller hinunterwerfen. Plötzlich gab der Laden unter seinen Füßen nach und der Jüngling stürzte auf den Cementboden hinunter. Der herbeigerufene Arzt konstatirte einen Schädelbruch.

Bern. Gestorben ist im Alter von 62 Jahren Professor Dr. v. Zeerleder, der lange Jahre an der juristischen Fakultät den Lehrstuhl für deutsches Privatrecht, Handelsrecht etc. inne hatte. — Im Ententeich ertrank das 3jährige Kind des Oberstlieutenant Gugger. Es wollte den Enten Maiskörner zuwerfen und fiel dabei in's Wasser.

Delley. Hier hat eine Feuersbrunst das Bauernhaus sammt Scheune und Stallung des Constant Bessaz von Chabrey eingeäschert. Das gesammte Mobiliar blieb in den Flammen.

Freiburg. Der 20 Jahre alte Emil Papaux war in der Nähe von Zenauva, wo der Käser war, mit einem Schlitten in den Wald gegangen, um Holz zu holen. Leute, welche des Weges gingen, fanden ihn neben seinem mit Holz beladenen Holzschlitten, den Kopf im Schnee eingepreßt, liegen. Muthmaßlicherweise war er es nicht gewohnt, den Holzschlitten zu handhaben, wurde mit Wucht in den Schnee geschleudert, so daß er sich nicht sogleich wieder erheben konnte und erstickte.

Entfelden. Auf der Nationalbahn unterhalb der Station Entfelden wurde ein Adolf Gloor, Taglöhner von Gränichen, todt gefunden. Er war offenbar vom Zuge getödtet worden, scheint aber den Tod gesucht zu haben.

Frenkendorf. Nach kurzer Krankheit (Influenza und Lungenentzündung) starb Johannes Bohni-Weiß im 80. Lebensjahre. Sie hatten sich 1845 verehelicht.

Ulster. An seinem 85. Geburtstage starb alt-Feilenfabrikant Honegger, einer der letzten überlebenden Veteranen des denkwürdigen Ustertages vom 22. November 1830.

Woltalingen. Hier fiel das einzige 2½ Jahre alte Kind des Vorstehers Hrn. Arnold Schmid, in den Dorfbach und ertrank.

Oesterreich-Ungarn.

Wien. Hier starb der österreichische Dichter August Silberstein im Alter von 74 Jahren, in den 50er Jahren sehr populär als Erzähler von Dorfgeschichten und Dichter volksthümlicher Lieder, die noch von vielen deutschen Gesangvereinen gesungen werden. Wegen Theilnahme an der Wiener Revolution saß er zwei Jahre als Gefangener auf dem Spielberg. — Im hohen Alter von 87 Jahren ist der k. u. k. Kämmerer und Ehrenritter des Malteser-Ritterordens Zdenko Graf Sternberg in seinem Palais, III., Uagargasse No. 43, gestorben. — Im Hause XVI., Thaliastraße No. 122, versuchte der ehemalige Kaufmann Friedrich Rößler es, seinen früheren Compagnon, den Fleischhauer Ludwig Fellner, zu ermorden und verletzte ihn durch sieben Dolchstiche lebensgefährlich. Rößler hatte an Fellner eine Forderung von 800 Gulden, und da er sein Geld nicht bekam, verübte er das Mordattentat. — In einem Hotel in Fünfhaus hat sich ein blutiges Liebesdrama abgespielt. Die Greißlersgattin Anna Weiß hat den Feuerwehrkutscher Franz Eberl durch einen Schuß schwer verwundet und dann sich selbst getödtet.

Fünfkirchen. Vor acht Tagen verschwand hier der seit 30 Jahren angestellte Steuereinnehmer Geza Bereghy nach Unterschlagung von 12,000 Kronen. Jetzt wurde er in einem benachbarten Walde erhängt aufgefunden.

Floridsdorf. In der hiesigen Jutespinnerei erlitten zwei elternlose Geschwister, der 18jähr. Anton Geider und seine Schwester, die 19jähr. Caroline Geider, zu gleicher Zeit lebensgefährliche Verletzungen.

Gablenz a. N. In dem benachbarten Industrieorte Grünwald erstach der 27jährige Weber Johann Sacher aus Rochlitz seine Geliebte Marie Kneifel; Eifersucht war die Ursache.

Gmunden. Von einem Zuge überfahren und getödtet wurde der 24 Jahre alte Joseph Wanderbauer.

Göding. Hier ist die Dampfmühle der Brüder Lechner total niedergebrannt. Der Schaden ist um so bedeutender, als auch die sämmtlichen Vorräthe eingeäschert wurden.

Holleschau. In dem nahen Kralowitz hat sich der Gendarmeriepostenführer Albin Wessely mit seinem Dienstgewehr erschossen.

Kirchschlag. Zwischen Kirchschlag und Pfaffenschlag wurde der 22jährige Schuhmacherssohn Max Jegau ermordet aufgefunden.

Kaiser-Ebersdorf. Mehrere Soldaten attakirten in angeheitertem Zustande auf der Straße mehrere Personen. Ein Arbeiter Namens Fuchs wurde durch einen Säbelhieb am Kopfe schwer verletzt, die Schlosser Brabetz und Horwath leicht verwundet.

Mayerling. Der Holzhändler Herr Franz Käswurm wurde auf seinem Wagen verbrannt aufgefunden. Käswurm ist wahrscheinlich auf dem Wagen eingeschlafen und hat in Folge dessen nicht bemerkt, daß das Gefährte durch die Wagenlaterne in Brand gerieth.

Perchtoldsdorf. Hier wurde die gewesene Wirthschafterin Elisabeth Weltschey verhaftet, welche beschuldigt ist, das dem Nachlasse ihres verstorbenen Dienstgebers Anton Gollner Werthe im Betrage von ungefähr 10,000 Kronen entwendet zu haben.

Salzburg. Der Hauptmann des 59. Infanterie-Regimentes Friedrich Ondraczek hat einen Selbstmord begangen.

Luxemburg.

Esch a. d. Alz. Verunglückt ist auf Grube Gleicht der 55jährige Braß. Derselbe erlitt schwere innere Verletzungen, sowie einen doppelten Schenkelbruch.

Mersch. Hier tritt die heimtückische Influenza sehr böse auf. 200 junge Leute liegen krank darnieder und mehrere sind ihr schon zum Opfer gefallen. Gestorben ist der Schulmeister Clemens Johann im Alter von 49 Jahren nach nur zweitägigem Krankenlager, einige Stunden nachher der Apotheker Herr Mayerisch Leopold im Alter von 62 Jahren.

Wiltz. Dieser Tage verschied in Folge eines Herzschlages unser Bürgermeister und Notar, Herr Mertens im Alter von 51 Jahren.

Die Mode.

Die Einfachheit der neuen Frühjahrsmäntel, -Capes, -Jäckchen u. dergl. ist zum großen Theile nur eine scheinbare, denn sie wird vielfach durch einen Reichthum von Steppereien, Stickereien, Verschnürungen und dergleichen aufgehoben.

Ganz reizend sind für junge Damen Idenjäckchen aus hellgrauem, hellbeige- und cremefarbenem Tuch. Die Jäckchen haben oft einen pastellfarbenen Umlegekragen und ein diesem entsprechendes Seidenfutter in Rosa, Hellblau, Lila u. s. w. Stickereien, Steppereien oder Verschnürungen bedecken meist die Revers und die Nähte. Vielfach verwendet man für Verschnürungen eine neue Bordüre aus Hohllitze, die sogenannte Pfeifenbordüre, die kleinen, ineinandersteckenden Pfeifchen gleicht, sowie auch eine schmale, zierliche Seidenfranse mit picotbesetztem Schnurabschluß. Sie erscheinen in dem ganzen Farbenreichthum der Mode und die mit ihr hergestellten Verschnürungen wirken außerordentlich dekorativ. Neben den abstechenden hellen Jäckchen bleibt aber auch das prakti-



sche schwarze und das zum Kleiderrock passende farbige Jäckchen in Mode. Die Röcke sind oft mit den Jäckchen übereinstimmend verziert; ein abstechender Bausch, eine Bluse, Weste u. s. w. vervollständigt das Kostüm. In den Formen sind die Jäckchen nur sehr kurz; vielfach haben sie gar keinen Schoß oder dieser ist vorn etwas länger als hinten. Die Aermel erscheinen häufig am Handgelenk kelchartig erweitert.

Die Capes sind wieder etwas weiter geworden; sie zeigen denselben Schmuck wie die Jäckchen. Namentlich die sogenannten „englischen Capes" haben oft figurenreiche, in dichten Linien ausgeführte Stepperei-Ornamente, in denen der Stoff zwischen den Linien häufig noch gleichmäßig durchschnitten ist, wodurch die Garnitur reliefartig wirkt. Die Umlegekragen an diesen Capes sind meist mit pastellfarbenem Sammet bedeckt und mit einem Stoffstreifen umrandet. Wenn nun auch der Umlegekragen besonders beliebt erscheint, so ist doch der hohe, geschweifte Kragen durchaus nicht unmodern. Im Gegentheil, er hat jetzt noch einen breiten, zuweilen geraden oder wellenförmigen Ansatztheil, der an die Zeit der Incroyables aus dem Jahre 1795, oder an die deutsche Herrenmode von 1800 erinnert.



Es wäre vermessen, von einer bestimmten, modernen Rockform reden zu wollen. Man trägt glatte Röcke vielfach hinten mit einer Tollfalte gearbeitet, Röcke mit flachen, spitzen und Doppelfalten, mit saumartig eingesteppten Falten, Röcke mit Tunikas, Serpentineansätzen, keilförmigen Einsätzen u. dergl. mehr, so daß man ausreichend Gelegenheit hat, die Phantasie der Mode zu bewundern und dem eigenen Geschmack und der Individualität folgen zu können.

Die Kleidsamkeit und graziöse Wirkung der plissirten Seidengaze veranlaßt die Mode, wie der hübsche Umhang, Figur 1, zeigt, zu immer neuen Ausführungen mit diesem Material. Der mit schwarzem Taffetfutter versehene Umhang besteht aus einer runden Passe von plissirter, in Köpfchen gezogener schwarzer Gaze, die auf einer Unterlage von Taffet ruht. An die Passe schließen sich drei plissirte, mit Kräuschen verzierte Gazevolants an. Die Verbindung deckt eine breite Gazescharpe, die plissirt und in bestimmten Zwischenräumen in Köpfchen gekräust ist. Die Echarpe ist fünfmal mit einem Ornament aus schwarzem Sammet und gelblicher Guipüre-Applikation geschmückt. Vorn schließt sie an den langen Enden mit breiten, mit Kräuschen besetzten Frisuren ab. Oberhalb derselben sind zweimal Sammetornamente mit Spitzenapplication angebracht. Den Halsausschnitt begrenzen schwarze und weiße Gazekrausen, deren Ansatz ein vorn mit Rosetten abschließendes Bandeau deckt. Das Toquehütchen aus elfenbeinfarbenem Seidengeflecht ist mit schwarzen Straußfederköpfen garnirt.

In wirkungsvoller Weise ist die eingesteppte Säumchenverzierung, die sich jetzt häufig an den Kleiderröcken findet auch an dem kleidsamen Frühjahrsumhang aus bräunlichem leichten Tuch, Figur 2, angebracht. Der eng die



Schultern umschließende, glatte obere Theil ist von einer breiten genetzten Seidenfranse in gleicher Farbe umgeben; die Franse deckt den Ansatz des unteren in Säumchen gesteppten Theils, die nach unten volantartig ausspringen. Die kleinen Atlasknöpfe vorn am Schluß, ebenso wie die aus Passementerie bestehende Agraffe mit langen in Senkelhülsen endenden Schnüren sind in gleichem Farbenton gehalten, während für das Seidenfutter eine resedafarbene Schattirung gewählt ist. Die jugendliche Form des hellen Strohhutes ist mit dunklen Straußfedern und altrosa Sammetrosetten sowie an der Krempe mit Blüthen garnirt.

Bolerojäckchen bilden nach wie vor einen recht beliebten Schmuck für jugendliche Toiletten und auch das hübsche Kleid aus rothem Covertcoat, Figur 3, ist mit einem solchen ausgestattet. Das Jäckchen hat vorn runde, untergesetzte Theile aus Sammet, die oben eckige Patten bilden und mit einem



Stoffstreifen begrenzt sind. Die Patten sind mit kleinen Kugelknöpfen verziert. Die Conturen des unten in der hinteren Mitte spitz ausgeschnittenen Jäckchens sind wie die des hohen Stehkragens mit Sammetpaspel begrenzt.

Ebenso verziert ist der hinten in zwei Tollfalten geordnete Rock, der vorn oben mit einer eckigen, mit Knöpfen verzierten Patte schließt. Unten ist der mit rothem Alpakafutter versehene Rock viermal mit schmalen rothen Sammetröllchen garnirt. Ein schmaler Stoffgürtel verbindet den Rock mit der glatten, seitlich unsichtbar unter dem Bolerojäckchen geschlossenen Taille. Die engen, am Handgelenk geschlitzten Aermel haben hier ein paar saumartig untergesetzte Theile.

Sehr flott wirkt das Hütchen aus schwarzem feinem Strohgeflecht, das links seitlich unter der aufgeschlagenen, tolligen Krempe mit vollen rothen Bandrosetten verziert ist. Außen ist es mit einer schönen Phantasiefeder geschmückt, die durch ein paar im Hut befindlichen Schlitze gesteckt sind.

Wird das Kleid in einem anderen Farbenton wie mode, blau oder dergl. gearbeitet, ist der Hut selbstverständlich hierzu passend zu wählen.

Die schlichte Eleganz des leichten blauen Tuchkleides, Figur 4, wird

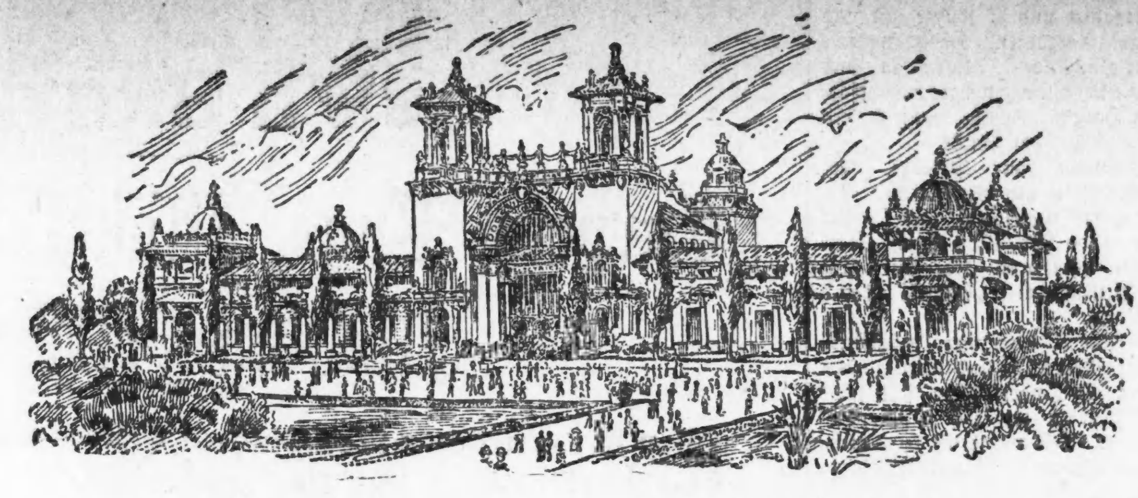


durch die Garnitur aus gelbweißem Atlas noch verstärkt. Der für schlanke Gestalten sehr kleidsame glatte Rock ist seitlich am Schluß mit einem weißen Atlaspaspel begrenzt und mit Brandebourgs aus weißer Seidenschnur, sowie mit Passementerieknebeln geschlossen. Die hinten kurze, glatte Taille ist vorn jäckchenartig mit gerundeten Patten gearbeitet. Breite mit Atlas überdeckte, hinten kragenartig zusammentretende Aufschläge, deren gefällige Linienführung der modernen Geschmacksrichtung entspricht, begrenzen den spitzen aus Sammet und Gaze gewählten Einsatz nebst Stehkragen, den kleine Atlasknöpfchen zieren. Die leichten Blüthenarabesken auf den Atlasaufschlägen sind mit dunkelblauer Seide, Pailleten und Perlen ausgeführt. Den Schluß der kleidsamen Taille vermitteln Brandebourgs. An den glatten mit untergesetzten welligen Manschettentheilen versehenen Aermeln sind am Handgelenk schmale gelbliche Paspel angebracht.

Recht geschmackvoll wirkt an dem Hut aus feinem Strohgeflecht die Garnitur aus gleichfarbiger Gaze und abschattirten Straußfedern.

Braune, gemusterte Alpaka ist zu dem leicht schleppenden, sehr aparten Prinzeßkleid, Figur 5, verwendet, dessen dreifacher Reverskragen und Latz aus modefarbener Bengaline besteht. Den über Schnur in Säumchen genähten Latz schmücken kleine Stahlknöpfe, während größere Stahlknöpfe und Schnurschlingen das vorn übereinandertretende Kleid zusammenhalten, dessen Vorder- und Seitenbahnen in unten breite, an den Hüften spitz auslaufende Falten genäht sind. Der Rückentheil dagegen ist oben bis etwas unter den Taillenabschluß in eine breite, doppelte Tollfalte gesteppt. Die Aermel zeigen nur oben einige leichte Falten.

Das Electricitätsgebäude auf der Ausstellung in Buffalo.



Das vorstehende Bild stellt das Electricitätsgebäude der im Jahre 1901 projektirten Pan-Amerikanischen Ausstellung in Buffalo dar. Der Bau ist etwa 500 Fuß lang und 150 Fuß weit und umfaßt daher 75,000 Quadrat Fuß Raum. Die Facade ist äußerst geschmackvoll und wird nicht verfehlen, das Interesse aller Besucher der Ausstellung zu erwecken. Natürlich wird für feenhafte Beleuchtung derselben gesorgt werden. Der Entwurf ist das Werk der Herren Green und Wicks in Buffalo.

Zur großen Armee.

Die Sache der um ihre Unabhängigkeit kämpfenden Boeren hat einen schweren Schlag erlitten. General Petrus Jacobus Joubert ist in Pretoria einem Nierenleiden erlegen. Der Verstorbene, welcher von einer alten Hugenottenfamilie stammte, wurde im Jahre 1832 in der Capcolonie geboren, aber schon als siebenjähriger Knabe nach dem Oranje-Freistaat gebracht. Wiewohl er in seiner frühen Jugend wenig Schulunterricht hatte, eignete er sich in späteren Jahren doch tüchtige Kenntnisse in der Geschichte und fremden Sprachen an.

Nach der Einnahme Natal's durch die Briten zog die Familie nach dem Transvaal, Joubert wurde dort Bürger und war als tüchtiger Anführer in den Kämpfen gegen die Eingeborenen bekannt. Die Eingeborenen fürchteten ihn schließlich so, daß sie sich schon ergaben, wenn sie blos hörten, er stehe an der Spitze. In diesen Kämpfen wurde Joubert mit Paul Krüger be-



General Joubert.

kannt und befreundet. 1896 wurde er Vice-Präsident des Transvaal, 1881 schlug er Sir Georg Colley bei Majuba Hill zurück und während Krüger's Abwesenheit, 1883—1884, in Europa führte er die Präsidentschaft. Das Hauptverdienst Joubert's um die Republik bestand in einer systematischen Organisirung ihrer Streitkräfte. Er theilte die Republik in 17 Militär-Departements, sorgte für die Bewaffnung der Bürger mit den neuesten Gewehren und Anschaffung großer Munitionsvorräthe, so daß die Boeren sofort losschlagen konnten. An den großen Siegen, welche die Boeren in Natal über die Engländer erfochten, hatte Joubert zwar keinen directen Antheil, da seine Unter-Generäle dort befehligten, allein die Kriegstüchtigkeit der Boeren ist zum größten Theil sein Werk und darum gebührt ihm auch der Lorbeer.

Verschnappt.



„Meine Freundin Olga sagte mir, Du hättest mich nur wegen meines Vermögens geheirathet — ist das wahr?"

„Unsinn! Die Olga sagt das nur aus Aerger, weil sie sich auch so verheirathet hat!"

Studentenmensuren.

Die beiden Paukanten stehen mit scharf geschliffenen Schlägern zum Kampf bereit. Hinter jedem steht der Sekundant mit gezücktem Schläger auf seinem Posten. Einige Schritte abseits von der Gruppe, aber zwischen die Kämpfenden gleichmäßig durchblickend, steht der Unparteiische, hinter diesem im weiten Kreis beobachtend die Commilitonen der Kämpfenden: die Corona. Und nun ertönt das Commando des einen Sekundanten: „Auf die Mensur! Bindet die Klingen!" — Die Sekundanten legen ihre Schläger in Parade auf die Schläger der Paukanten, und der Sekundant des Gegners antwortet: „Gebunden sind!" — Ein neues Commando des ersten Sekundanten: „Los!" — Die Sekundanten geben die Klingen der Kämpfer frei, und der Kampf beginnt.

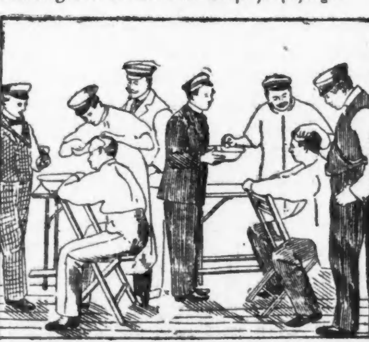
Der rechte Arm der Paukanten, der den Schläger führt, ist durch einen dunklen, gepolsterten, bis zur Schulter reichenden Fechthandschuh und zahlreiche Seidenbinden geschützt, unverwundbar und selbst ein Mittel zur



Säbelmensur.

Parade. Den Hals umschlingt eine dicke, solide Halsbinde aus Leder, die Augen sind durch festgeschnallte Paukbrillen verwahrt, Brust und Unterleib durch ein ledernes, gepolstertes Schurzfell gegen den Hieb gedeckt. Der einzige dem Angriff bloßgestellte Theil des Körpers ist der Kopf. Die Sekundanten haben dafür zu sorgen, daß die Kämpfenden ihre Stellung nicht verlassen, nicht zu nahe aneinander gerathen und daß der Kampf unterbrochen wird, sobald ein Paukant verwundet ist. In manchen Universitätsstädten ist es noch Gebrauch, in jedem solchen Fall zu constatiren, daß „ein Blutiger gesessen" hat.

Die Bedingungen der normalen Mensur lauten bei den allgemein üblichen, den sogenannten „Bestimmungsmensuren" auf 15 Minuten, bei Kontrahagen auf 30 Minuten oder „bis zur Abfuhr". Die Schlägerkämpfe werden in norddeutschen Universitäten mit Glockenschlägern, in süddeutschen mit Korbschlägern in „verhängter" Auslage gefochten, so daß der bandagirte Arm das Gesicht schützt.



Mensur ex.

Ernstere Streitigkeiten werden mit dem Säbel ausgefochten. Diese Mensuren werden nur selten in der verhängten Auslage mit dem alsdann sehr stark bandagirten rechten Arm geschlagen, sondern zumeist in der Glacee-Auslage gefochten, d. h. der Fechterarm ist entblößt, und nur an den Gelenken des Knöchels, des Ellbogens und der Schulter sind die großen Schlagadern mit ledernen Schutzbinden geschützt. Der Kopf ist ganz ohne Schutz, ebenso der Oberkörper, und nur der Hals trägt die schützende Binde.

Ist die „Mensur ex", so treten die Paukärzte mit Nadeln und Verbandzeug in Funktion, um „zu nähen", die Risse in Haut und Fleisch wieder zusammenzuflicken. Die häufigsten Mensuren sind die der Verbindungsstudenten, und da diese in der Regel auf „Bestimmung" (der beiden Fechtwarte) stattfinden, sind sie nicht allzu gefährlich. Nur wenige Minuten nach beendeter Paukerei sitzt häufig genug die ganze Gesellschaft, einschließlich der Verwundeten, in der Kneipe beisammen, um den tapferen Kämpfern die „Blume" zuzutrinken.

— Auf dem Dampfer. Der kleine Karl: „Papa, hat man etwas verloren, wenn man weiß, wo es liegt?" Papa: „Nein!" Der kleine Karl: „Nun, dann habe ich meine silberne Taschenuhr auch nicht verloren, denn ich weiß, sie liegt da drinn im Wasser!"

Ungleiche Menschen.

In Deutschland tritt gegenwärtig eine aus vier Personen bestehende Truppe auf, die die größten Gegensätze in sich vereinigt, was die körperliche Länge anbelangt.

Oskar Balling ist aller Wahrscheinlichkeit nach „der größte Deutsche" der Gegenwart, sicherlich aber einer der „größten" Zeitgenossen, wenn er auch noch in dem jugendlichen Alter von 23 Jahren steht. Geborener Bayer, hat er 1897 und 1898 beim Infanterie-Leibregiment zu München gestanden. Heute weist er zwar schon eine Höhe von 2,18 Meter auf, doch scheint er damit keineswegs seinen Culminationspunkt erreicht zu haben, wenigstens hat er in den letzten Jahren stets um je 2 Cmtr. zugenommen. Balling's Gewicht beziffert sich auf 148 Kilogr.



Riesen und Zwerge.

Fräulein Hee-Sen verkörpert in sich zu gleicher Zeit Ost und West; sie ist nämlich das Kind eines chinesischen Vaters und einer deutschen Mutter und wurde 1880 zu Tonkin geboren. Bei schlanker, schöner Gestalt wiegt sie doch schon 100 Kilogr. Zwar würde sie ihren Landsmann Chang-Yu-Sing, der 2,36 Mtr. maß, noch nicht überragen, da sie erst 1,96 Mtr. aufzuweisen vermag, indeß verspricht die regelmäßige Zunahme von je 6 Cmtr. während der letzten Jahre diese Differenz mehr und mehr schwinden zu lassen.

Der Norweger Ole Olsen ist das älteste Mitglied der Truppe, zählt er doch bereits 40 Lebensjahre. Mit seinem ernsten Gesicht, dem wohlgepflegten Bart und vor allem mit der 96 Cmtr. nicht überschreitenden Größe muthet er in seinem ganzen Wesen wie eine sympathische Gestalt aus der nordischen Märchenwelt an.

Wie der Riese der Gesellschaft, so ist auch deren zierlichstes Mitglied von deutscher Herkunft. Willy Wendt, gegenwärtig 16 Jahre alt, ist ein Anhaltiner und in Köthen aufgewachsen; obwohl Eltern und Geschwister eine völlig normale körperliche Entwickelung aufweisen, ist Willy bei 88 Cmtr. Höhe stehen geblieben.

Auf Vorposten.

Von der größten Wichtigkeit im Felde ist der Vorpostendienst, dessen Aufgabe darin besteht, die Hauptmacht eines Heeres rechtzeitig von dem Anrücken des Feindes in Kenntniß zu setzen und dadurch Ueberrumpelungen vorzubeugen. In der Boeren-Armee liegt diese wichtige Aufgabe den soge-



Ein Doppelposten.

nannten Brandwachen ob, deren Stärke durch die jeweiligen Verhältnisse bedingt wird. Unsere Abbildung zeigt zwei Boerenkrieger auf Brandwache, welche zum Schutze gegen die Unbilden des Wetters sich ein primitives Zelt aus einer rohen Ochsenhaut construirt haben.

— Welche Frage! A.: „Unser jüngstes Kind spricht fortwährend!" — B.: „Ist es ein Junge oder ein Mädchen?" — A.: „Ich sage Ihnen doch, es spricht fortwährend!"

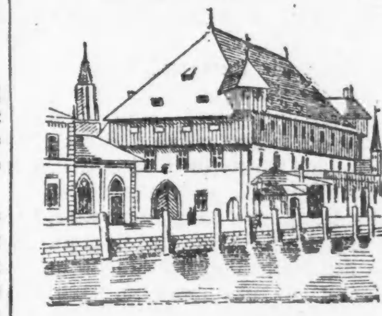
— Beim Heirathsvermittler. „Ist die Dame auch musikalisch?" — „Natürlich; deshalb will sie ja der Alte gerade verheirathen!"

— Boshaft. — „Gehen Sie mit aufs Eis?" — „Danke! Tanzen Sie nur allein!"

Konstanz.

Keine der deutschen Städte hat eine so eigenartige Lage wie Konstanz. Auf drei Seiten von schweizerischem Gebiet umschlossen, durch den Rheinstrom vom Mutterland abgetrennt und mit diesem äußerlich nur durch die stolze Rheinbrücke zusammenhängend, bildet es ein vorgeschobenes deutsches Vorwerk an der äußersten Grenze des Reiches. Die rings um die Stadt gruppirten Schweizerorte sind die Vorstädte von Konstanz, und mit dem einen, mit Kreuzlingen, ist es so eng verwachsen, daß ohne die Grenzpfähle schwer zu sagen wäre, wo Deutschland aufhört und die Schweiz beginnt.

Inmitten mächtiger Wasserreviere erfreut sich die Stadt am See und Rhein einer hydrographisch so fein gegliederten Umgebung wie keine zweite deutsche Binnenstadt und verdankt dem See und den nahen Alpen eine Gleichmäßigkeit und Ausgeglichenheit der Temperatur, als wäre sie am Ocean selben gelegen. Dabei ist Konstanz ein wahres Schatzkästlein alter Kunst



Kaufhaus.

und geschichtlicher Erinnerungen, wo noch so vieles die gemüthliche Sprache längst vergangener Zeiten redet. Mittelalterliche Thürme und Thore, malerische Architektur- und Straßenbilder wechseln ab mit Kirchen und Kapellen und alten Patrizierhäusern, die ihre eigene Geschichte haben und von bürgerlichem Behagen, alter Wehrhaftigkeit und Frömmigkeit erzählen.

Wie stimmungsvoll reckt nicht gleich am Landungsplatz der Bodenseedampfer das massive Kaufhaus sein altersgraues Haupt in die Höhe! Einsam ragt es empor und hat nichts gemein mit der prosaischen Gegenwart. Es träumt weit zurück in die Zeiten des großen Concils, da der neugewählte Papst Martin V. auf weißem Zelter, vom Kaiser und vom Herzog Ludwig von Heidelberg zu Fuß geführt, thronend über der weltlichen Macht, im



Obere Markt.

Triumphzug vom „Conciliumssaal" aus die Gassen der Stadt durchzog. Heute ist die weite Halle für große Festversammlungen und Ausstellungen eingerichtet und übt mit den schönen historischen Fresken, die Bilder aus dem Culturleben und der Geschichte des alten und neuen Konstanz vorführen, auf Einheimische und Fremde ungeschwächte Anziehungskraft aus.

Mitten in der Stadt ist ein gar malerischer Platz, der Obere Markt, flankirt von historisch denkwürdigen Häusern, zum Theil mit hübschen Renaissancegiebeln.

Schon in den ältesten Zeiten war der „Obermarkt" die Malstätte, öffentliche Gerichtsstätte, und der Sammelplatz von Obrigkeit und Bürgerschaft bei „Geschellen und Gelöffen." — Nur wenige Schritte davon fesselt jedermanns Aufmerksamkeit das Rathhaus mit der Stadtkanzlei, ein schöner Renaissancebau aus dem 16. Jahrhundert. Die zweigiebelige, maßvoll profilirte Fassade, die romanischen Bogenfenster, die schönen Renaissanceornamente und das prächtige schmiedeei-



Rathhaus.

serne Portalgitter würden auch ohne den reichen neueren, von Ferdinand Wagner aus Augsburg herrührenden Freskenschmuck immer eine interessante Sehenswürdigkeit bleiben. Die unteren Fresken stellen vier Hauptbegebnisse der Geschichte von Konstanz dar, den Lombardischen Friedensschluß durch Barbarossa, den Einzug Kaiser Friedrichs II. 1212, die Belehnung des Burggrafen Friedrich von Nürnberg mit der Mark Brandenburg durch Kaiser Sigismund, den Kampf der Konstanzer gegen spanische Truppen 1548. Darüber finden sich die Bildnisse berühmter Konstanzer, darunter das des edlen Patrioten J. H. von Wessenberg. Noch mehr aber fesselt der Rathhaushof, mit seinen Thürmen und Wendeltreppen und schöner Gartenzier ein Schmuckkästchen der Renaissance.

Malerische Zeugen des alten Konstanz sind noch einige Thürme und Thore; so der von Pappeln und Weiden umstandene Rheinthorthurm, der alte Wächter der Stadt am Rheinstrom; dann das als Ueberbleibsel der alten Stadtbefestigung noch wohlerhaltene Schnetzthor mit Zwinger, ein charakteristisches Bild aus dem Ende des 13. Jahrhunderts.

Ein reizender Anblick harmonischer Verschmelzung des Alten mit dem Modernen ist die alte Konstanzer Insel mit ihrem schattigen, seeumspülten Gartenpark, dessen Reize einstens schon Kaiser Maximilian I. während seiner Anwesenheit beim Reichstag 1507 so sehr zu schätzen wußte, daß er sich von der bischöflichen Pfalz, wo er wohnte, einen eigenen Gang nach der Insel bauen ließ. Die Räume des hier im Jahre 1236 errichteten Dominikanerklosters sind heute in ein modernes Hotel, das Inselhotel, umgestaltet.

Neben dem geschichtlichen Panorama der Konstanzer Vergangenheit, wie es in den Fresken des Conciliumssaales im Kaufhaus und denen im Kreuzgang des Inselhotels geboten wird, besitzt die Stadt noch eine Schöpfung eigener Art im Rosgartenmuseum, die sie der Opferwilligkeit der Bürger verdankt. Was immer für die Entwickelung der Stadt und der Bodenseegegend in natur- und culturhistorischer, sowie in geschichtlicher Beziehung von Interesse sein kann, ist hier zu einer Versamm-



Münster.

lung vereinigt, wie nur ganz wenige Städte eine solche in gleicher Reichhaltigkeit aufweisen. Der Rosgarten besitzt auch die berühmte Concilschronik des Ulrich von Richenthal.

Als Standquartier für vergnügliche Ausflüge zu Wasser und zu Land, mit Kahn oder Dampfer, ist Konstanz vermöge seiner Lage geradezu unvergleichlich. In fast unmittelbarer Nähe ist der liebliche Untersee mit der Insel Reichenau, den malerischen, burgen- und schlössergekrönten Uferhöhen, den vielen kleinen Städtchen und Sommerfrischen bis hinunter an den Rheinfall. Die Perle der vielen Ausflugsziele ist aber das Inselidyll der lieblichen „Maienowe," die allzeit zugängliche Sommerresidenz des badischen Landesfürsten, die Insel Mainau. Wer diese Stätte des Friedens kennt, mit dem schönen Schloß und den herrlichen Park- und Gartenanlagen, wo Orangen und Citronen, Palmen und Cedern im Freien üppig gedeihen, und wer von hier aus See und Alpen durch Lorbeer und Cypressen geschaut, den wird es immer wieder dorthin ziehen.

Hohe Selbstachtung.



— „Nun, werden Sie sich an dem neuen Unternehmen betheiligen?"

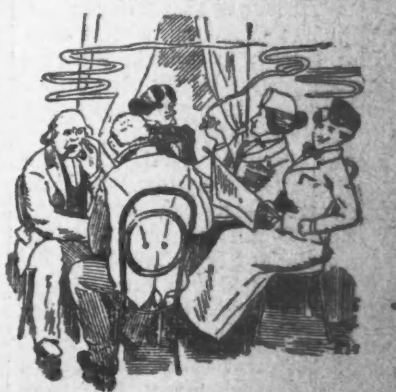
— „Nein! — Habe alles genau erwogen und mir dann gesagt: Herr Commercienrath, das ist kein Geschäft!"

Ländliches Liebes-Idyll.



„Hast Du jetzt g'seufzt, Nanni?"
„Na, d' Sau war's!"
„Ah so! — Mir war's, als ob Du's g'wes'n wärst!"

Ein schlauer Vater.



„Sagen Sie, Herr Professor, warum rauchen Sie jetzt Cigarren; Sie haben doch früher nur Cigaretten geraucht!"

„Leider bin ich dazu genöthigt — meine Bezahlung langt nicht mehr. Seitdem nämlich meine Töchter Studentinnen sind, haben sie fortwährend meine Cigaretten geraucht. Da ihnen aber jetzt meine Cigarren zu stark sind, pumpen sie die Cigaretten bei ihren Colleginnen!"

Der Fastnachtskrapfen.

(Humoreske.)

Der ehrsame ehemalige Schneidermeister und jetzige Rentier Stange hielt auf altherkömmliches. Wie es in seiner Jugend gewesen war, so blieb es. Das Handwerk hatte für ihn goldenen Boden gehabt, sein Fleiß war belohnt worden. Der Himmel hatte ihm eine kluge und brave Frau gegeben und das Glück des Paares zu einem vollkommenen gemacht, als er ihnen ein Töchterchen schenkte, das hold und lieblich heranblühte.

Als Meister Stange sich entschloß, Nadel und Bügeleisen fortzustellen, den hübschen Laden auf dem Markte aufzugeben und in das kleine wohlerworbene freundliche Häuschen vor dem Thore zu ziehen, da war Käthchen Stange eben siebenzehn Sommer alt geworden und das schönste und bravste Mädchen in der kleinen Stadt dazu. Und was die eigenartige Schönheit des jungen Mädchens so reizvoll machte, war die natürliche Anmuth und Einfachheit, die jeden entzückten, der sie sah.

Freilich, eine „höhere Tochter“ war Käthchen nicht geworden. Sie hatte die Bürgerschule besucht, gut schreiben, tüchtig rechnen gelernt. Von dem ganzen Krimskrams jedoch: Alte und neue Sprachen, Algebra und Mathematik, Chemie und Physik u. s. w. war ihr lockiges Köpfchen verschont geblieben. Aber wer sie mit ihren siebzehn Jahren vor dem Herde hantiren sah mit der ruhigen Geschicklichkeit einer erfahrenen Köchin, wer die blitzblanke Sauberkeit in Stube und Schlafgemach — ihrer fleißigen Hände Werk — mit froher Genugthuung schaute, der hätte hundert „höhere Töchter“ mit all' ihrer Geziertheit und Zierlichkeit geringer bewerthet, als diese Eine, die kein Kochbuch brauchte und keinen Stickrahmen hatte, die aber trotz ihrer siebenzehn Jahre eine echte und rechte kleine „Hausfrau“ war.

An Verehrern fehlte es dem schmucken Kinde nicht. Es gab viele, die sie, wie sie ging und stand, vom Flecke weg geheirathet hätten und es gab manche, die in dem hübschen Kapitälchen, das ihr nach dem Tode ihrer Eltern einmal zufallen mußte, ihren Hauptwerth erkannten. Aber Meister Stange und seine würdige Ehehälfte hüteten das „Kind“ wie ihre Augäpfel und wachten nicht nur über die Ausbildung ihres Gemüths, sondern auch über ihr kleines Herzchen, auf daß es nicht einmal blind und toll seine eigenen Wege gehe.

Aber als Käthchen ihr achtzehntes Jahr erreicht hatte, da mußte auch dies Kapitel mit in den „vernünftigen Erwägungen“ des würdigen Ehepaares abgehandelt werden. Natürlich war es die Mutter, die damit begann. Mütter ruhen ja nicht eher, als bis sie Schwiegermütter geworden sind. — Nur Meister Stange wollte noch nichts davon wissen: „Unser Käthchen heirathen? Nichts da! Du warst zwanzig Jahre alt, als ich um dich freite — also hat auch sie noch Zeit!“

„Hm!“ meinte Mama Stange mit einem nicht ganz billigenden Kopfschütteln. „Wir mußten auch warten, bis du Meister wurdest, Heinrich! Und wir haben's ja und wenn so ein recht netter Mensch, so ein Beamter oder Schullehrer oder — —“

„Schullehrer! Der wäre mir gerade der Rechte!“ sagte Meister Stange, seiner Frau in's Wort fallend, ganz erbost. „Wars nicht ein Schullehrer, der dir nachstellte, Alte?! Seit der Zeit kann ich den ganzen Stand nicht mehr leiden. Und mehr noch: Die Stanges sind Schneider gewesen vom Urgroßvater her, ich habe leider keinen Sohn, der das Handwerk fortführen kann, also muß es eben ein Schwiegersohn sein, der Nadel und Scheere zu führen versteht!“

Und ob seine Frau auch leise den Kopf schüttelte, der Alte hatte einmal Basta gesagt und sie schwieg. Sie war eine kluge Frau, sie konnte zur rechten Zeit schweigen.

Da war eines Tages ein schmucker junger Mann ins Haus gekommen, der mit seinen hellen Augen die beiden Alten gar fröhlich anschaute und ihnen urplötzlich um den Hals fiel. Es war Meisters Stanges Schwestersohn, der, nachdem er das Seminar absolvirt und eine Zeit hindurch Hauslehrer gewesen war, nun eine Lehrerstelle an der Bürgerschule der kleinen Stadt erhalten hatte, in der unsere Freunde lebten. Ihm konnte man das Haus doch nicht verschlossen halten, und so war er denn ein täglicher Gast in der kleinen Familie und ein Blinder hätt's mit dem Stock bald fühlen können, daß aller Vorsicht der Alten zum Trotz der kleine Liebesgott in's Haus geflattert war und Käthchens Herzchen in Flammen gesetzt hatte.

Frohe Hoffnungen im Herzen, hatte eines Tages Paul seinen Onkel „um eine kurze Unterredung“ gebeten, aber tief bedrückt war er nach derselben aus dem Zimmer gekommen, in den kleinen Garten hinaus, in welchem Käthchen pochenden Herzens das Resultat derselben erwartete. Es war kein gutes. Der Alte hatte ihm einfach gesagt: „Du bist ein guter Mensch, Paul, aber ein Lehrer und kein Schneider. Ich habe mir einmal gesagt, daß mein Kind nur einen Mann bekommt, der einen brauchbaren Rock herstellen kann. Bei mir geht alles nach dem Alten, Junge. Und nun geh und sei in der nächsten Zeit sparsam mit deinen Besuchen!“

Also berichtete Paul niedergeschlagen und Schönkäthchen weinte. Aber dann wischte sie die nassen Tropfen aus den hellen Augen und sagte:

„Hast du mich lieb, Paul?“

„Mehr als mein Leben!“

„Glaubst du, daß es schwer ist, ein Schneider zu werden?“

„Aber Käthchen — —“

„Mißversteh' mich nicht! Der Vater will mich einem Manne geben, der einen brauchbaren Rock zu stande bringt. Wenn du mich lieb hast, du bist ein geschickter und kluger Mann — —“

„Mit der Feder und dem Kopfe am Ende —“ seufzte Paul — „aber mit der Nadel und dem Metermaß“ — —

„Aber du versuchst es, mir zu Liebe, gelt?“ drängte Käthchen. „Ich könnte keinen anderen lieben als dich, und ich kenne den Vater, was er sagt, geschieht!“

Und Paul, der wohlbestallte Lehrer, versprach seufzend, er wolle in seinen Freistunden — ein Schneider zu werden versuchen.

Das war so um Johanni herum. Der Herbst kam und der Winter. Paul mied geflissentlich das Haus seines Onkels.

„Käthe sieht ganz vergrämt aus, Alter?!“ sagte die kluge Meisterin eines Abends zu ihrem Gatten. „Ich glaube, sie liebt Paul — was soll daraus werden?“

„Nichts!“ versetzte Meister Stange gelassen. „Du kennst mich. Was ich gesagt habe, dabei bleibt's. Bei mir geht alles nach dem Herkommen. Nicht anders!“

Die Meisterin seufzte und schwieg, denn sie fühlte, die Zeit zum Reden sei noch nicht gekommen.

Käthchen hatte Liebesweh, aber so ganz abgebrochen war der Verkehr zwischen ihr und Paul denn doch nicht, wie die Eltern meinten. Zuweilen, allerdings selten, traf sie eine Zeile, in welcher Paul ihr mittheilte, seine Sehnsucht lasse ihm keine Ruhe mehr, er müsse sie sehen. Dann flog sie gegen Abend ein Viertelstündchen hinaus in den Garten und hatte hinten am Zaun, auf welchem Paul rittlings saß, eine kurze und zärtliche Zwiesprache. Aber solche kurze und dazu so unbequeme Zwiegespräche sind ein schlechter Trost für Liebende, und Käthchens Bitten kamen hinzu: insgeheim, ganz insgeheim hatte Paul bei dem früheren Altgesellen seines Onkels einen Rock zuschneiden, nähen und ausputzen gelernt und eines Tages, da konnte er Käthchen um das „Maß“ bitten: „Ich gehe jetzt an das große Werk! Gelingt's, dann bist du mein!“

Fastnacht kam heran. Der Fastnachtsabend war ein Festabend im Stangeschen Hause. So hattens seine Vorfahren gehalten und so hielt auch er es. Die mit köstlichem Mus gefüllten Krapfen bildeten an diesem Abend die Hauptspeise und das Fläschchen edlen Rheinweins, aus dem der Meister Frau und Tochter ein Gläschen einschenkte, durfte ebensowenig fehlen, wie der fette Karpfen in der braunen Biersauce, der mit einer leckeren Suppe das festliche Abendbrot stimmungsvoll einleitete.

Ein Tag vor Fastnacht war Pauls Geburtstag. Käthchen hatte an diesem Tage rothgeweinte Augen und das schnitt der Mutter in's Herz. In zarter und liebevoller Weise suchte sie das Herz ihres Töchterchens zu sondiren und da bekam sie eine Beichte zu hören, die sie tief bewegte. Ja, auch sie war Paul gut und — das sah sie ein — hier mußte geholfen werden. Aber wie den in solchen Dingen ganz besonders steifnackigen Vater herum kriegen?

„Wenn Paul nur zu morgen Abend eingeladen würde!“ meinte Käthe zögernd.

„Das wird sich machen lassen,“ sagte die Mutter und ging hinein zu dem Meister, der mit einer Zeitung und seinem Kaffee beschäftigt auf dem Kanapee saß.

„Pauls Geburtstag ist heute!“

„So?!“

„Wir sind in der letzten Zeit recht wenig freundlich gegen ihn gewesen. Er ist doch immer deiner Schwester Kind!“

„Hm!“

„Wenn wir ihn morgen Abend zu unserem Fastnachtsessen einlüden—?“

„Hm!“

„Es würde doch hübsch sein von uns und ihn freuen —“

„Meinethalben! Aber das sag ich ihm noch einmal, daß meine Tochter nur einen Mann bekommt, der mit Schere und Bügeleisen umgehen kann!“

„Ja, ja,“ sagte die alte Frau ganz glücklich, den Wunsch ihres Lieblings erfüllt zu sehen.

Aber Käthchen hatte ihrer Mutter nicht alles gebeichtet. Sie hatte verschwiegen, daß Paul ihr am Morgen einen Brief geschickt hatte, der nur die paar Worte enthielt: „Er ist fertig!“

Der Fastnachtsabend kam und bei Dunkelwerden erschien auch Paul, mit einem großen Packete, das er im Vorsaale an einem versteckten Platz niederlegte. Beim Onkel war ein früherer Geschäftsfreund zu Besuch, die Tante war noch eilends eine Bestellung zu machen gegangen und so traf Paul Käthchen ganz allein in der Küche an, wo sein Liebchen gerade vor dem Herdfeuer stand und die köstlichen Muskrapfen vorbereitete.

Das Wiedersehen brauchen wir hier nicht zu schildern. Des werthen Lesers Phantasie mag es nach Gebühr ausmalen. Aber alles hat ein Ende, selbst die Reihe der zärtlichen Küsse, welche Paul und Käthchen tauschten.

„Laß mich!“ drängte die letztere endlich. „Die Mutter muß gleich zurückkommen und ich bin nicht fertig!“

„Ich helfe dir!“ versicherte Paul, „aber zuvor laß mich dies noch aus der Tasche nehmen!“ Und dabei holte er ein Büchschen aus der Tasche, das er öffnete und dessen Inhalt er in ein Porzellangefäß that. „Echt Astrachaner Kaviar ist's, den mir ein Freund aus Rußland schickte. Ich hob's für den Onkel auf. Es ist ein Leckerbissen!“

Und nun schaute er zu, wie Käthchen die Krapfen mit dem Mus zu füllen begann. Aber er war kein müßiger Zuschauer, denn er trieb allerhand neckisches verliebtes Spiel, bis ihm endlich Käthchen mit dem hochgeschwungenen Muslöffel drohte. Und dann küßte sie ihn doch wieder und er, wenn sie eine Anzahl Krapfen in das siedende Fett gethan, füllte neue, aber er hatte nicht die rechte Obacht dabei und die beiden Töpfe mit dem leckeren Mus und dem theuren Kaviar standen allzu nah nebeneinander. —

Das Festmahl war aufgetragen. Paul erzählte und er wußte gut und anregend zu erzählen. Käthchen hörte ihm mit glänzenden Blicken zu und selbst Meister Stange wiegte wohlgefällig sein Haupt. Schade, daß er kein Schneider war, der Paul!

Die Suppe war verzehrt, der Karpfen duftete auf dem Tische. Die Gläser waren eingeschenkt und Meister Stange erhob sein Glas gegen seine Ehehälfte, Paul und Käthchen aber stießen miteinander an, daß es hell und voll erklang.

„So habe ich's immer gehalten!“ sagte der Meister. „Und nun zu den Krapfen. So lange ist lebe, sind keine mißrathenen auf den Tisch gekommen!“

„Und du wirst auch heute keine mißrathenen bekommen!“ lachte Käthchen fröhlich.

Nein, so knusperig und schön konnten keine anderen Krapfen sein, das stand fest. Man scheute sich ordentlich, das leckere Gebäck anzubeißen, es schien fast schade darum!

Meister Stange führte den ersten zum Munde, lächelnd schauten Frau und Tochter ihm zu — aber was war das? Eine unangenehme Empfindung malte sich in des Vaters Zügen, er erhob sich hastig, spie die Speise aus und griff nach einem Wasserglase:

„Pfui Teufel — wie schmecken denn die?!“ Die Mutter war bestürzt, Käthchen ward bleich und Paul, in dem es wie eine Ahnung aufdämmerte, ebenfalls.

„Mein Kaviar!“

Und so war's wirklich! Ein Theil der Krapfen war mit Kaviar gefüllt. Vernichtet stand Käthchen, bleich am Tische. Nun gab's kein Halten mehr, es mußte gebeichtet werden.

Finstere Wolken standen auf Meister Stanges Stirn, als Paul freimüthig bekannte, vor Gott seien Käthchen und er längst ein Brautpaar, und die Kaviar-Krapfen seien sein Machwerk. Der Alte schäumte auf und donnerte los, da fiel ihm Paul in's Wort:

„Einen Augenblick, lieber Onkel!“

Und hinaus war er. Als er herein kam, hatte er einen funkelnagelneuen Rock auf dem Arme und trat mit demselben an den Meister heran. „Sie haben einen Rock bei mir bestellt, Herr Oheim, bitte, probiren Sie ihn an. Ich hoffe, er wird zu Ihrem Beifall ausgefallen sein!“

„Junge!“ — rief überrascht der Alte, — „du hast doch nicht — —“

„Den Rock gemacht — allerdings, Onkel! Ich wollte dir zeigen, daß Liebe alle Hindernisse besiegt und daß ein Lehrer in seinen Freistunden auch mit Schere und Bügeleisen hantiren lernen kann, wenn es gilt, eine solche Braut zu holen!“

Der Alte schloß ihn gerührt in die Arme. „Nimm sie, ich halte mein Wort! Aber Krapfen backe du nicht wieder, das überlasse deiner Frau!“

Das Kirchlein im Walde.

Geschichte eines denkenden Bräutigams.

Im schönen Schwarzwalde weiß ich ein Kirchlein an einer waldigen Halde. Es steht schon lange dort oben und ist derweil recht windschief und wackelig geworden; im Gebälke bohrt der Holzwurm, Gras wächst um den Altar herum, und weil die Fenster schon lange zerschlagen worden sind, streckt ein Tannenbaum einen langen Ast herein durch die offene Lücke. Und doch hat das Kirchlein seine Besucher: an sonnigen Sonntagen wallen Mädchen singend und betend hinauf zum Heiligthum, das der heiligen Mutter Anna zu Ehren erbaut worden ist.

Der gesunde, kernige Glaube des Wäldervolkes hat in den verschiedenen Angelegenheiten und in den Nöthen des Herzens jeweils einen himmlischen Patron: St. Florian ist ein Hüter des Herdfeuers, St. Antonius beschützt des Bauern Vieh vor Krankheit und Ungemach, St. Nepomuk bringt den Holzhauer und Flößer gesund von der gefährlichen Arbeit zu Weib und Kind zurück. So gab man nun auch im Schwarzwalde, ich weiß nicht warum, der St. Anna einen gar schwierigen Vertrauensposten in die Hände, und ich weiß auch nicht, ob die Himmlische ein Stündchen Ruhe bekäme, wenn sie allem Volke sollte helfen: denn es steht an jenem Kirchlein mit gar grausig plumpen Buchstaben geschrieben:

„Heiligi Sankt Anna,
Gieb alle Maidlene Manna!“

Da war nun einmal ein flotter Bursche, Fridli hieß er. Der hatte ein Mädchen lieb — „grausig“ lieb. Es war aber ein gar schmuckes Ding und hieß auch Anna, hatte wunderlich schöne Augen, zwei ellenlange blonde Zöpfe und Bäcklein, wie von Milch und Blut. Auch der Anna gefiel der Fridli nicht schlecht; die Väter waren alte Freunde und sahen es gerne, wenn auch die Jungen die Köpfe zusammenstreckten — kurz, es stand der Liebe beiderseits nichts im Weg und da wollten sie auf „Summer-Johanni“ heirathen.

Ja, sie wollten heirathen! Fridli sollte zum Pfarrherrn gehen, ihm die Sache berichten, damit dieser nach alter guter Sitte die Verlobung vor der ganzen Gemeinde verkünde. Das ist wohl einer der schwersten Gänge eines schwarzwälderischen Hochzeiters! Der Bursche geht lieber ins Beinhaus, um einen erfrorenen Landstreicher zu bewachen, als in einer Heirathsangelegenheit in den Pfarrhof. Der Vater machte nun dem Fridli eine gar sinnig ausgedachte Anrede und sagte dann: „Wenn du die Anna lieb hast, wirst du das andere zusammenbringen.“ — Am Sonntag nach der Vesper wagte Fridli den schweren Gang. Der Pfarrherr war ein verständiger Mann. Als Fridli seines Vaters feine Anrede mit „sittigem“ Augenniederschlagen begann und dann von der Liebe angezündet endlich auskramte, was ihn so drückte, da lächelte der verständige Pfarrherr und sprach halb für sich: „Keiner verarge dem andern, was nun einmal bei allen passieren kann; macht doch die Liebe den Weisen zum Narren und gerade den Weisesten ködert dieses zappelnde Lockfischlein, das beim Tölpel machtlos ist: das ist der wonnige Schein der Schönheit. — Fridli, Fridli! Was du mir da erzählst hast, habe ich dir und der Anna schon lange angesehen. Doch die Eltern sind damit zufrieden, ihr beide seid immer brav gewesen — so bleibt mir da am Ende nichts anderes übrig, als den Segen euch zu geben und zu sagen: nehmet einander und lebet glücklich! Doch muß ich dir sagen, was bei Paulus geschrieben steht: heirathen ist gut, ledig bleiben aber — ist besser. Denk ein wenig darüber nach; man soll nicht in den Ehestand waten, wie die Enten in den Weiher.“

Was da der Pfarrherr gesagt hatte, das glaubte ja Fridli schon, aber er wollte einmal heirathen. Um dem Pfarrherrn gegenüber nicht ungehorsam zu sein, dachte er so: „Viel denken macht Kopfweh. Drum mach' ich es kurz und bündig und gehe zum St. Anna Kirchlein hinauf wallfahren; was mir dort in den Sinn kommt, das thue ich. Ich glaub', ich „hürota“ doch.“

Und so wanderte Fridli an einem schönen Morgen hinauf zum Kirchlein, wo ihm Klarheit werden sollte. Der Rosenkränze vier hatte er schon gebetet, doch der Geist war noch nicht über ihn gekommen. Er betete weiter. Beim fünften Rosenkranze nickte er öfters mit dem Haupte und endlich schlummerte er ein. Da nahte der Augenblick, der dem denkenden Bräutigam Klarheit bringen sollte; es ging schon gegen Mittag und wurde recht warm. Was ein tiefsinniges Grübeln nicht ausbrüten kann, bringt oft der Augenblick gar wunderlich zur Reife. So geschah es.

Es trieb ein Bäuerlein seine rothe Kuh die Halde hinauf. Derweil nun die Sonne recht warm machte, bekam die Rothe Hitzen und langsam, immer langsamer ging es dem Kirchlein entgegen. Da am Kirchlein vorbei riß doch endlich dem Bauern der Geduldfaden, wuchtig hieb er auf die Kuh und schrie: „Hü Rothe, hü Rothe!“ Bäuerlein und Kuh verschwanden im raschen Tempo im Walde. Drinnen im Kirchlein aber fuhr der Schläfer auf, rieb die Augen, rieb die Stirne: „Hab' ich recht gehört? „Hürota“ hat's geschrieen und wieder „hürota“. Ganz deutlich hab' ich es gehört, bin ja darob aufgewacht. Das war ein Wink von oben.“ Fridli dankte nun der „heiligen Sankt Anna“ mit einer gründlichen Herzensfreude, ging dann nach Hause und an „Summer-Johanni hürotete“ er seine Anna.

— Deutlich.—Sie: Georg, ehe wir verheirathet waren, brachtest Du mir immer Geschenke. Warum bringst Du mir jetzt nichts mehr mit? — Er: Hast Du schon gehört, daß ein Fischer dem Fisch, den er gefangen hat, eine Lockspeise vorsetzt?